

**Frauen als Liebende. Eine Untersuchung über den  
Zusammenhang zwischen dem Emotionskomplex >>Liebe<<  
und der Identitätsbildung von Bildungsbürgerinnen in der  
ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.**

**Dissertation im Fach Geschichte  
an der Universität Osnabrück**

**von**

**Kornelia Bähre**

**Osnabrück 10. Juli 2001**

# INHALT

<i>Inhalt</i>	<i>1</i>
<b>1. Einleitung</b>	<b>3</b>
<b>1.1 Forschungsansatz/Forschungsleitfragen</b>	<b>3</b>
<b>1.2 Quellengrundlage und Quellenkritik</b>	<b>12</b>
<b>1.3 Methode</b>	<b>15</b>
<b>2. Theoretisches Konzept und Forschungsstand</b>	<b>19</b>
<b>2.1 Verflechtung von Individuum und Gesellschaft</b>	<b>19</b>
<b>2.2 Identität</b>	<b>22</b>
<b>2.3 Geschlecht - Identitätsaspekt und Analysekatgorie</b>	<b>30</b>
2.3.1 Geschlechterbeziehungen als Machtbeziehungen	33
<b>2.4 Emotionen</b>	<b>37</b>
2.4.1 Definition von »Emotion«	37
2.4.2 Emotionalität - Identität - Geschlecht	41
2.4.3 Geschichte der Emotionalität	43
<b>2.5 Das Bildungsbürgertum</b>	<b>45</b>
<b>2.6 Die Konstruktion von »Geschlecht« im Bildungsbürgertum</b>	<b>48</b>
2.6.1 Konstruktion von Mann-Sein	58
<b>2.7 Bildungsbürgerliche Gefühlkultur</b>	<b>59</b>
2.7.1 »Romantische Liebe« als emotionaler Standard	60
<b>3. Die bildungsbürgerliche Untersuchungsgruppe und ihre Geschlechter-Bilder und Beziehungsideale</b>	<b>72</b>
<b>3.1 Die bildungsbürgerliche Untersuchungsgruppe</b>	<b>72</b>
3.1.1 Phasen der Beziehungen	76
<b>3.2 »Geschlecht« als soziale und individuelle Konstruktion</b>	<b>81</b>
3.2.1 Geschlechterbilder	84
3.2.2 Fremdbilder	90
3.2.3 Auswertung	95
<b>3.3 Ehe- und Liebesbegriffe</b>	<b>102</b>
3.3.1 Ehebegriff:	103
3.3.2 Liebesbegriff:	108
3.3.3 Auswertung	112
<b>4. Identitätsbildung von Bildungsbürgerinnen</b>	<b>116</b>
<b>4.1 Phase 1: Zeit des Werbens</b>	<b>117</b>
4.1.1 Definitionsraum »Liebende«	117
4.1.2 Weitere Definitionsräume	131

4.1.3 Auswertung	139
4.1.3.1 Die Verbindung zwischen dem Emotionskomplex »Liebe«, Identität und weiblichem Geschlecht	141
4.1.3.2 Geschlechtsidentität	152
<b>4.2 Phase 2: Junge Ehe</b>	<b>159</b>
4.2.1. Definitionsraum »Liebende«	159
4.2.2 Weitere Definitionsräume	163
4.2.3 Auswertung	166
<b>4.3 Phase 3: Junge Elternschaft</b>	<b>171</b>
4.3.1 Definitionsraum »Liebende«	171
4.3.2 Weitere Definitionsräume	176
4.3.3 Auswertung	179
<b>5. Bildungsbürger als »Liebende«</b>	<b>191</b>
<b>5.1 Phase 1: Zeit des Werbens</b>	<b>191</b>
5.1.1 Auswertung	200
<b>5.2 Phase 2: Junge Ehe</b>	<b>207</b>
5.2.1 Auswertung	209
<b>5.3 Phase 3: Junge Elternschaft</b>	<b>211</b>
5.3.1 Auswertung	214
<b>5.4 Bildungsbürgerinnen und Bildungsbürger als »Liebende« - ein Vergleich</b>	<b>217</b>
<b>6. Schluss</b>	<b>226</b>
<b>7. Quellen- und Literaturverzeichnis</b>	<b>235</b>
7.1 Quellen	235
7.2 Literatur	237
<b>Anhang</b>	<b>255</b>
Anschriften der Archive	255
Abbildungs- und Bildnachweis (Bildnachweis in Klammern)	256
Verzeichnis der Tabellen	257
Die bildungsbürgerliche Untersuchungsgruppe in Abbildungen	258

# 1. EINLEITUNG

## 1.1 Forschungsansatz/Forschungsleitfragen

»Geschichte schreiben in der Postmoderne«<sup>1</sup> ist schwierig: »Identität«, »Frau«, »Mann« oder »Liebe« als klar definierte Forschungskategorien existieren nicht mehr.

Wenn diese Themenkomplexe dennoch hier im Mittelpunkt der historischen Untersuchung stehen, bedeutet dies keinen Rückschritt zu substanz- oder essenzenorientierten Denkmustern, sondern eine optimistische Weiterbewegung. Es kann auch heute noch sinnvoll von »Identität«, »Geschlecht« und »Liebe« in der historischen Forschung gesprochen werden, wenn man diese Kategorien offen und prozessual verwendet.

Entsprechend wird hier ein **Identitätsbegriff** verwendet, der sich durch Brüche, Ambivalenzen und Widersprüche, statt durch Einheitlichkeit auszeichnet.<sup>2</sup> Identität ist keine einmal erworbene, unveränderliche Substanz, sondern Identität muss in einem lebenslangen Prozess stets aufs Neue hergestellt werden. Dabei gilt als forschungsleitende Prämisse, dass keine Ich-Identität ohne Wir-Identität hergestellt werden kann, d. h. dass es keine Dualität zwischen Individuum und Gesellschaft gibt und somit auch nicht zwischen einem "wahren" Selbst und einem kulturell geprägten unterschieden werden kann.<sup>3</sup> Eine solche Dualität wird auch in neueren historischen Arbeiten noch implizit zu Grunde gelegt.<sup>4</sup> Doch die

---

<sup>1</sup> So der Titel einer von Christoph Conrad und Martina Kessel herausgegebenen Anthologie: Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994.

<sup>2</sup> Siehe im Einzelnen zur »Identität« Kapitel 2.2.

<sup>3</sup> Ich orientiere mich an der Figurations- und Prozesssoziologie von Norbert Elias. Vgl. Elias, Norbert: Wandlungen der Wir-Ich-Balance, in: Ders.: Die Gesellschaft der Individuen, hg. v. Michael Schröter, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1987, S. 207-315; hier: S. 247. Vgl. auch Hermann, Ulrich: Über den Gang der Geschichte in der Natur des Menschen - Einführende Überlegungen zur Geschichtlichkeit des Seelischen, in: Jüttemann, Gerd (Hg.): Die Geschichtlichkeit des Seelischen. Der historische Zugang zum Gegenstand der Historischen Psychologie, Weinheim 1986, S. 46-65; hier: S. 50: „Was der Mensch „an sich“, „von Natur aus“ sei - diese Frage ist rein fiktiv.“

<sup>4</sup> Vgl. z. B. Trepp, Ann-Charlott: Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, (Diss. an der Universität Kiel, 1993), Göttingen 1996, S. 33. Sie sieht die Traditionsgebundenheit und soziokulturelle Prägung, die in den Briefen aus dem Bürgertum zum Ausdruck kommen, als Problem an, wenn man „individuelle Deutungen und Handlungen aus historischer Perspektive“ erschließen will. Vgl. auch Habermas, Rebekka: Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850) (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Bd. 14), Göttingen 2000, S. 342. Habermas geht davon aus, dass Briefe als

Vorstellung eines autonomen Subjekts mit einem unveränderlichen, unkonditionierten Wesenskern muss als kulturspezifische Vorstellung<sup>5</sup> angesehen werden, die inzwischen als überholte Illusion gelten kann.<sup>6</sup> Es wird hier angelehnt an Elias die Auffassung von Individuen als »semiautonomen Einheiten«<sup>7</sup> vertreten. Menschen gelten weder als autonome Individuen, noch als vollständig durch ihre Verortung in einem bestimmten soziokulturellen Milieu determiniert. Sie sind stattdessen Bestandteil verschiedenster, mehr oder weniger komplexer Beziehungsgeflechte im Sinne eines aktiven und reaktiven Elements. Diesen Forschungsansatz für die Frauen- und Geschlechtergeschichte fruchtbar zu machen und damit eine häufig vernachlässigte Verknüpfung von Mikro- und Makrodimensionen zu vollziehen ist ein Ziel dieser Arbeit.<sup>8</sup>

Die postmoderne Kritik wendet sich nicht nur gegen statische Identitäts- und Subjektmodelle, sondern problematisiert ebenfalls die Kategorie »**Geschlecht**«.<sup>9</sup> Insbesondere wird ihre Verwendung als Essenzkategorie kritisiert, also »Geschlecht« im Sinne eines "Wesens" von Frau oder Mann. Stattdessen kann eine Analyse von Frau-Sein oder Mann-Sein nur vor dem Hintergrund eines spezifischen soziokulturellen Milieus geschehen.<sup>10</sup> Durch eine solche Vorgehens-

---

<sup>5</sup> „Ausdruck und Mittel bürgerlicher Selbstdarstellung“ die Identität der Autorinnen und Autoren eher verdecken als offenlegen. Siehe als Entgegnung zu einer solchen Quellenkritik in diesem Kapitel S. 14.

<sup>5</sup> Vgl. Elias, Norbert: Einleitung, in: Ders.: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Erster Band, Wandlungen des Verhaltens in den westlichen Oberschichten des Abendlandes, 20. neu durchges. und erw. Aufl., Frankfurt a. M. 1997, S. 9-74; hier: S. 52

<sup>6</sup> Vgl. Hey, Barbara: Women's History und Poststrukturalismus. Zum Wandel der Frauen- und Geschlechtergeschichte in den USA (Schnittpunkt Zivilisationsprozeß Bd. 18), Pfaffenweiler 1995, S. 87f. Zur historischen Dimension der Identität siehe Luckmann 1979, S. 294. Abgesehen von wenigen Ausnahmen sind erst seit dem 16. Jahrhundert erste Versuche erkennbar, die persönliche Identität in Selbstentwürfen darzustellen. S. Lenzen, Dieter: Mythologie der Kindheit. Die Verewigung des Kindlichen in der Erwachsenenkultur - Versteckte Bilder und vergessene Geschichten, Reinbek 1985, S. 290. Die Frage nach der eigenen Identität setzt erst mit dem Individualisierungsprozess ein, der sich seit der Renaissance vollzieht. S. Elias 1997, S. 65. Vgl. auch ebd., S. 50, S. 52 und S. 62ff.

<sup>7</sup> Elias, Norbert: Was ist Soziologie, 2. Aufl. (1970<sup>1</sup>), München 1971, S. 11. (Anmerkung) Siehe dazu ausführlich Kapitel 2.1.

<sup>8</sup> Dass dies bisher nicht oder in zu geringem Maße geschehen ist, kritisieren Treibel und Klein/Liebsch. Vgl. Treibel, Annette: Das Geschlechterverhältnis als Machtbalance. Figurationssoziologie im Kontext von Gleichstellungspolitik und Gleichheitsforderungen, in: Klein, Gabriele/Liebsch Katharina (Hg.): Zivilisierung des weiblichen Ich, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1997, S. 306-336; hier: S. 307 und Klein, Gabriele/Liebsch Katharina: Zivilisierung zur Zweigeschlechtlichkeit. Zum Verhältnis von Zivilisationstheorie und feministischer Theorie, in: Klein/Liebsch 1997, S. 12-38; hier: S. 16.

<sup>9</sup> Vgl. u.a. Hey 1995, S. 70 und S. 145ff und Bruder-Brezzel, Almuth: Spiel mit den Geschlechtersrollen, in: Psychosozial, 19. Jg. (1996), Heft IV, S. 123-134; hier: S. 123. Siehe im Einzelnen zu »Geschlecht« Kapitel 2.3.

<sup>10</sup> Vgl. Nadig, Maya: Der ethnologische Weg zur Erkenntnis. Das weibliche Subjekt in der feministischen Wissenschaft, in: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Traditionen Brüche (Forum Frauenforschung, Bd. 6), Freiburg i.Br. 1992, S. 151-200; hier: S. 170.

weise ist es auch weiterhin sinnvoll, in der historischen Forschung zwischen Frauen und Männern zu differenzieren. Es werden dadurch partiell unterschiedliche Lebenswelten mit spezifischen Wahrnehmungsweisen und Erfahrungen sichtbar. Dieser Sachverhalt beruht darauf, dass scheinbar eindeutige biologische Unterschiede<sup>11</sup> zur Herstellung spezifischer sozialer Beziehungen genutzt wurden, wie dies auch im Bildungsbürgertum<sup>12</sup> in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Fall war.

Wenn von Bildungsbürgerinnen und -bürgern die Rede ist, impliziert dies stets schon die Unterscheidung von zwei Geschlechtern. Dabei gerät schnell aus dem Blick, dass die Geschlechtsidentität ebenso wie Identität generell beständig neu hergestellt werden muss. Menschen **besitzen** letztlich kein Geschlecht, sie **produzieren es**<sup>13</sup> im täglichen »doing gender«. <sup>14</sup> Ausgehend von Elias These, dass Sozialisation und Individualisierung ein und derselbe Vorgang sind, können »Geschlecht als soziale Konstruktion« und »Geschlechtsidentität« als zwei Seiten derselben Münze angesehen werden.<sup>15</sup> Sie unterscheiden sich nur darin, dass im letzten Fall der individuelle, selbstreflexive Prozess betont wird und im ersten Fall der interaktive Vorgang, der auch von außen betrachtet werden kann.

---

<sup>11</sup> Trotz seiner manifesten Realität bildet der Körper keine hinreichende Basis für die sozialen Geschlechterdifferenzen. Auch er steht niemals außerhalb einer bestimmten Kultur und Geschichte. Vgl. Hey 1995, S. 181. Dass es keinen direkten Weg von einer bestimmten Körperlichkeit zum sozialen Geschlecht gibt, wird z. B. an Studien zur Transsexualität deutlich. Siehe Garfinkel, Harold: *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs, N.J. 1967 und Désirat, Karin: *Die Problematik der Geschlechtsrollenidentifizierung am Beispiel der transsexuellen Frau*, Berlin 1982. Vgl. auch Harding, Sandra: *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*, 2. Aufl. (1990<sup>1</sup>), Hamburg 1991 (Original: Cornell University 1986), S. 143. Es gibt inzwischen vielfältige Forschungsansätze, die von der These ausgehen, dass auch Körper historisiert werden müssen, d. h. dass Körperwahrnehmungen sich verändern und es insofern keinen Wahrnehmungszugang zu einem ursprünglichen, natürlichen Körper gibt. Vgl. Laqueur 1992; Honegger, Claudia: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib*, Frankfurt 1991; Duden, Barbara: *Geschichte unter der Haut*, Stuttgart 1991; Dies.: *Zur Exegese vergangener Körpererlebnisse. Ein Gespräch mit Barbara Duden*, in: *Die Philosophin*, H. 7, 1993, S. 63-68.

<sup>12</sup> Beim Begriff des Bildungsbürgertums orientiere ich mich an Lepsius und seinem Ansatz von der „ständischen Vergesellschaftung“. Vgl. Lepsius, M. Rainer: *Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung*, in: Ders. (Hg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil III. Lebensführung und ständische Vergesellschaftung*, S. 8. Er geht davon aus, dass im Zuge von Professionalisierung und Bürokratisierung sich in Deutschland eine zunehmend an Einfluss gewinnende Gruppe herausbildete: das sogenannte Dienstleistungsbürgertum. Aus diesem heraus vergesellschaftete sich die bildungsbürgerliche Formation. Siehe ebd., S. 12f. Vgl. im Einzelnen zu diesem Thema Kapitel 2.5.

<sup>13</sup> Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika: *Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung*, in: Knapp/Wetterer 1992, S. 201-254; hier: S. 212.

<sup>14</sup> Vgl. Hagemann-White, Carol: *Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht*, in: *Feministische Studien*, Heft 2, 1993, S. 68-78; hier: S. 70.

<sup>15</sup> Mit dem Ausdruck „gendered identity“ wird diesem Sachverhalt Rechnung getragen. Vgl. Harding 1991, S. 14 und Habermas 2000, S. 15, die auf Davidoff, Leonore/Hall, Catherine: *Family Fortunes. Men and*

Die Konstruiertheit von Geschlechtern ist eine in der Geschichtswissenschaft akzeptierte These. Sie greift jedoch nicht weit genug, da die Konstruktion von gerade zwei Geschlechtern als nicht konstruiert gilt. Dass Zweigeschlechtlichkeit jedoch ebenfalls keine anthropologische Konstante ist<sup>16</sup> und es zu ihr alternative Konzepte gibt<sup>17</sup> wird nicht thematisiert. Dabei ist diese Auffassung keineswegs neu, denn auch im Untersuchungszeitraum dieser Arbeit, insbesondere um 1800, wurden neben polarisierenden Geschlechtervorstellungen ebenfalls Alternativen diskutiert. „Androgynität“ war ein häufiges literarisches Thema.<sup>18</sup>

»Frau« oder »Mann« sind bislang noch nützliche Forschungskategorien; da »Frauen« oder »Männer« aber keine stabilen Erkenntnisobjekte sind, muss ein möglichst umfassender Einflusskomplex (kulturelle Normen, Geschlechtervorstellungen der Individuen und ihrer Lebenspartner u.ä.)<sup>19</sup> stets in die Forschung einbezogen werden.<sup>20</sup> Deshalb sind in der hier vorgelegten Untersuchung diese Einflüsse Bestandteil der Analyse der Identitätsbildung. Da Männlichkeit und Weiblichkeit als Ausschlussprinzipien konstruiert werden<sup>21</sup>, sind sie am deutlichsten zu erfassen, wenn das Ausgegrenzte ebenfalls betrachtet wird. Deshalb kann man prinzipiell keine Frauen- oder Männergeschichte schreiben, ohne gleichzeitig Geschlechtergeschichte zu betreiben.<sup>22</sup> Es wird in dieser Arbeit dementsprechend vergleichend danach gefragt, wie männliche Ich-Wir-Identität im Hinblick auf die Liebe hergestellt wurde.

Häufig wurden in der Kulturgeschichtsschreibung Normen mit Praktiken

---

16 Women of the English Middle Class 1780-1850, London 1987, S. 29 rekuriert.  
16 Hagemann-White: Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren..., in: Dies./Rerrich, Maria S. (Hg.): FrauenMännerbilder (Forum Frauenforschung, Bd. 2), Bielefeld 1989, S. 224-235.  
17 Vgl. in Kapitel 2.3, S.32.  
18 Siehe Fuhrmann, Helmut: Der androgyne Mensch. 'Bild' und 'Gestalt' der Frau und des Mannes im Werk Goethes, Würzburg 1995, sowie Friedrichsmeyer, Sara: The Androgyne in Early German Romanticism. Friedrich Schlegel, Novalis and the Metaphysics of Love (Stanford German Studies, Vol. 18), Bern u.a. 1983.  
19 Siehe die Graphik auf S.17.  
20 Vgl. auch Hey 1995, S. 153 und Habermas, Rebekka: Geschlechtergeschichte und „anthropology of gender“. Geschichte einer Begegnung, in: Historische Anthropologie, 1. Jg. (1993), H. 3, S. 485-510; hier: S. 500.  
21 Vgl. Hey 1995, S. 111.  
22 Vgl. ebd., S. 142. Sie verweist an dieser Stelle auf Joan Scott, die ebenfalls diese Auffassung vertritt.

verwechselt<sup>23</sup>, was ebenfalls für die Geschlechtergeschichte gilt. Dies trifft insbesondere auf die von Karin Hausen 1976 dargestellte Geschlechterprogrammatische der »Geschlechtscharaktere« zu.<sup>24</sup> Danach, wie Individuen **sich selbst** als Frauen oder Männer, als Liebende u.a. darstellten, wurde meist ebenso wenig gefragt wie danach, was Frauen und Männer **übereinander** - als anderes Geschlecht und als Partnerin oder Partner - aussagten.<sup>25</sup> Diese Fragen stehen hier im Mittelpunkt des Interesses, wobei der Schwerpunkt auf der Sicht der bildungsbürgerlichen Frauen liegt. Die Einbeziehung **ihres** Denkens und Fühlens in die Bürgertumsforschung fand lange Zeit nicht statt<sup>26</sup> und ist erst in den neuesten Forschungsarbeiten zu verzeichnen.<sup>27</sup>

Neben »Identität« und »Geschlecht« ist »**Liebe**« der dritte Bereich, den es zu betrachten gilt. Durch die Einbeziehung von Emotionen<sup>28</sup> in wissenschaftliche Untersuchungen wird postmoderner Kritik an einem vernunftbeherrschten Subjekt ohne »Unterleib« Rechnung getragen.<sup>29</sup> Dem Mangel an Einbezug menschlicher Emotionalität und Leiblichkeit soll durch ein Verständnis von Liebe als einem Emotionskomplex entgegengetreten werden, bei dem explizit auch die

---

23      Darauf weist insbesondere Habermas 2000, S. 10f. hin.

24      Darauf weist Trepp 1996, S. 15f. hin. Eine kritische Auseinandersetzung mit Hausen findet in dieser Arbeit in Kapitel 2.6 statt. Es geht dabei um folgenden Aufsatz: Hausen, Karin: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, hg. v. Werner Conze, Stuttgart 1976, S. 363-393. Beispielhaft für eine solche unkritische Verwendung der Geschlechterideologie: Ernst, Stefanie: Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern. Wandlungen in der Ehe im »Prozeß der Zivilisation«, Opladen 1996, S. 142f. Sie argumentiert mit der Geschlechterideologie auch auf der realhistorischen Ebene. Ähnlich Frevert, die davon ausgeht, dass die Geschlechterdifferenz *„eines der wichtigsten Erkennungs- und Distinktionszeichen [war], mit denen sich das Bürgertum des späten 18. und 19. Jahrhunderts von den anderen sozialen Klassen und Schichten zu unterscheiden suchte.“* Frevert, Ute: »Mann und Weib, und Weib und Mann«. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, S. 140f.

25      Vgl. Trepp 1996, S. 15.

26      So kritisierten auch Trepp 1996, S. 12f., Habermas 2000, S. 16ff und Budda, Gunilla: Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840-1914 (Bürgertum, Bd. 6; zugl. Diss. Berlin 1992/93), Göttingen 1994, S. 19.

27      Vgl. die drei in Anm. 26 genannten Arbeiten, sowie Frevert 1995.

28      Die Begriffe »Emotion« und »Gefühl« werden in dieser Arbeit synonym benutzt. Anders Euler, Harald A./Mandl, Heinz: Emotionspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen, München u.a. 1983, S. 5 und Meyer, Wulf-Uwe/Schützwohl, Achim/Reisenzein, Rainer: Einführung in die Emotionspsychologie, Bd.1, Bern u.a. 1993, S. 29. Sie betrachten »Gefühl« als **Bestandteil** von Emotionen, als subjektives Erleben. Dieses subjektive Erleben kann jedoch m.E. nicht mehr als die bewusste Wahrnehmung der Emotion sein und somit nicht ein Teil von ihr.

29      Vgl. Hey 1995, S. 96 und S. 119.

physiologische Seite ihren Platz hat.<sup>30</sup> Zu diesem Komplex gehören Sehnsucht, Eifersucht, Wiedersehensfreude, Trennungsschmerz und Treue.<sup>31</sup>

Forschungsleitend bei der Thematisierung von »Liebe« ist, dass für sie alles zutrifft, was generell als Kennzeichen von Emotionen festgestellt werden kann,<sup>32</sup> darüber hinaus die Verknüpfung von Emotionen und Kognitionen besonders relevant ist. Durch kognitive Komponenten ist Liebe offen für den Einfluss emotionaler Standards<sup>33</sup>, die Teil einer bestimmten Gefühlskultur sind. Nur vor einem spezifischen soziokulturellen Hintergrund kann Liebe verstanden werden.<sup>34</sup> Da es also **die** Liebe als eine Konstante im menschlichen Emotionshaushalt nicht gibt, sondern nur verschiedene Formen dieser Emotion<sup>35</sup>, wird mit einer Geschichte der Emotionalität stets auch an einer Historischen Anthropologie geschrieben. Für diese ist die Feststellung relevant, dass nicht nur die Liebe als Emotion zu unterschiedlichen historischen Epochen variierte, sondern dass selbst die Wahrnehmung menschlicher Emotionalität in Gefühlen eine Geschichte hat.<sup>36</sup> Da erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eine solche Wahrnehmung bestand,

---

<sup>30</sup> Vgl. Kapitel 4 und 5.

<sup>31</sup> Diese werden mit Simmel als sekundäre Emotionen verstanden, die erst eine Folge von primären Emotionen wie der Liebe sind, durch die bereits eine wechselseitige Beziehungsaufnahme zwischen Menschen stattgefunden hat. Siehe Nedelmann, Brigitta: Georg Simmel - Emotion und Wechselwirkung in intimen Gruppen, in: Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien (Sonderheft 25/1983 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychiatrie), hg. Friedhelm Neidhardt u.a., Opladen 1983, S. 174-209, S. 177.

<sup>32</sup> Vgl. dazu im Einzelnen Kapitel 2.4.1.

<sup>33</sup> Vgl. Stearns, Peter N./Stearns, Carol Z.: Emotionology. Clarifying the History of Emotions an Emotional Standards, in: The American Historical Review, Vol. 90, No. 4, 1985, S. 813-836, S. 829 und Benthien, Claudia/Fleig, Anne/Kasten, Ingrid: Einleitung, in: Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle, hg. v. Claudia Benthien, Anne Fleig u. Ingrid Kasten (Literatur-Kultur-Geschlecht: Kleine Reihe Bd. 16), Köln u.a. 2000, S. 7-20; hier: S. 8.

<sup>34</sup> Pandel, Hans-Jürgen: Emotionalität - Ein neues Thema der Sozialgeschichte?, in: Mütter, Bernd/Uffelman, Uwe (Hg.): Emotionen und historisches Lernen. Forschung - Vermittlung - Rezeption (Studien zur Internationalen Schulbuchforschung, Bd. 76), Frankfurt a. M. 1992, S. 41-61; hier: S. 48 und 52. Siehe zum Begriff der Gefühlskultur in dieser Arbeit S.40. Es wurde in letzter Zeit zum Einen darauf hingewiesen, dass Emotionen in der Erforschung von Bürgerlichkeit eine Rolle spielen. Siehe Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart/Weimar 1996, S. 23 und Hettling, Manfred/Hoffmann, Stefan-Ludwig: Der bürgerliche Wertehimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft, 23. Jg. (1997), H. 3, S. 333-359; hier: S. 340. Zum Anderen wurde konstatiert, dass bislang noch Studien fehlen, welche die Bedeutung von Emotionen empirisch erörtern. Vgl. Lesemann, Silke: Liebe und Strategie. Adlige Ehen im 18. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie, 8. Jg. (2000), H. 2, S. 189-207, S. 193.

<sup>35</sup> Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph: Von Liebe sprechen. Zur Einleitung, in: Dies. (Hg.): Das Schicksal der Liebe, Weinheim 1988, S. 7-21; hier: S. 8. Zur Evolutionsgeschichte der Liebe siehe Simmel, Georg: Über die Liebe (Fragment), in: ders.: Fragmente und Aufsätze aus dem Nachlaß und Veröffentlichungen der letzten Jahre, München 1923, S. 71ff.

<sup>36</sup> Vgl. Kapitel 2.4.3. Auf diese Veränderung menschlicher Emotionalität verweisen auch Benthien/Fleig/Kasten 2000a, S. 11. Allerdings wird die Wahrnehmung von Gefühlen dort nicht bis zur letzten Konsequenz historisiert, da das, was heute unter Gefühlen verstanden wird, mit einer völlig

konnten Emotionen nicht früher zur Identitätsbildung herangezogen werden.

Weil Liebe nur als Bestandteil der Gefühlskultur eines bestimmten soziokulturellen Milieus verstanden werden kann, gilt es, dasjenige Liebeskonzept zu betrachten, das für das Bildungsbürgertum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts relevant war. Es handelt sich dabei um das Ideal der romantischen Liebe. Darüber, wie der Zusammenhang zwischen dieser Emotionsnorm und der gelebten Emotionspraxis ist, gibt es divergierende Forschungsergebnisse. Dies liegt u.a. an den unterschiedlichen Definitionen von »romantischer Liebe«<sup>37</sup>, weshalb diese hier als sehr wichtig angesehen.<sup>38</sup> Aber auch die unterschiedlichen zugrundegelegten Quellen tragen zu Forschungsdifferenzen bei.<sup>39</sup> Insgesamt existieren drei verschiedene Interpretationen des Zusammenhangs zwischen dem Liebesideal und seiner Umsetzung. Rosenbaum und Borscheid gehen generell davon aus, dass bis weit ins 19. Jahrhundert im Bürgertum die materiellen die emotionalen Interessen überwogen haben<sup>40</sup>; Gay konstatiert eine Mischung zwischen verschiedenen Heiratsmotiven<sup>41</sup> und Trepp stellt bei ihrer bürgerlichen Untersuchungsgruppe eine praktische Umsetzung des Liebesideals fest.<sup>42</sup> Zu dieser Forschungsdiskussion soll mit der hier vorgelegten Untersuchung

---

anderen Wahrnehmung von Emotionalität vor über 2000 Jahren gleichgesetzt wird.

37 Vgl. z. B. die unterschiedlichen Ansätze von Borscheid und Shorter: Borscheid verwendete in seiner Analyse einen Liebesbegriff, der dem in dieser Arbeit sehr ähnelt, da er sich ebenfalls an den besonders von "romantischen" Romanen transportierten Vorstellungen von Liebe orientiert. Er hält dieses Ideal für elitär und daher nur für eine Minderheit zugänglich, die er im gehobenen Bürgertum findet. Vgl. Borscheid, Peter: Geld und Liebe. Zu den Auswirkungen des Romantischen auf die Partnerwahl im 19. Jahrhundert, in: Ders./Teuteberg, Hans J.: Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Geschlechts- und Generationsbeziehungen der Neuzeit, Münster 1983, S. 112-134, S. 118 und S. 134. Edward Shorter geht dagegen davon aus, dass romantische Liebe zunächst unter Arbeitern Fuß fassen konnte (S. 235), weil die unvermögenden Arbeiter nichts zu vererben hatten und damit jeder Rücksichten ledig waren. (S. 296) Er hat jedoch -anders als in dieser Arbeit oder bei Borscheid - einen Liebesbegriff, bei dem die Körperlichkeit betont wird: Die Beziehung beruht wesentlich auf Erotik (S. 29f.), weshalb er die Veränderungen, die durch das neue Liebesideal hervorgerufen wurden, als »sexuelle Revolution« kennzeichnet. (S. 99). Siehe Shorter, Edward: Die Geburt der modernen Familie, Hamburg 1977 (Original: New York 1975).

38 Vgl. Kapitel 2.7.1

39 So benutzte z. B. Rosenbaum überwiegend Literatur, in der zeitgenössisches Material bereits verarbeitet vorliegt (Monographien, Enquêtes etc.), während sich Trepps Analyse überwiegend auf Ego-Dokumente stützt. Vgl. Rosenbaum, Heidi: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, 6. Aufl. (1982<sup>1</sup>), Frankfurt a. M. 1993, S. 23 und Trepp 1996, S. 32f.

40 Rosenbaum 1993, S. 287f. und Borscheid 1983, S. 127.

41 Gay, Peter: Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter, München 1987. Gay schreibt dies nicht ausdrücklich, aber er beschreibt diese Motive. So stellt er einmal den Einfluss der Eltern (S. 108) und sachliche Erwägungen bei der Partnerwahl dar (S. 9 und S. 101), ein anderes Mal die individuelle Wahl auf Grund von Liebe (S. 104, S. 129 und S. 137).

42 Trepp 1996, S. 40.

beigetragen werden.

Es geht in dieser Arbeit um die Verknüpfung der drei Bereiche »Identität«, »Liebe« und »Geschlecht« innerhalb der bildungsbürgerlichen Figuration. Dieser Dreierkomplex wurde bislang in der historischen Forschung noch nicht untersucht<sup>43</sup> und für ein Verstehen des bildungsbürgerlichen Vergesellschaftungsprozesses fruchtbar gemacht. Für dieses Vorhaben müssen sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte aufeinander bezogen werden, wobei insbesondere die *„Wahrnehmungsweisen und Sinnstiftungsmuster, Selbstdeutungen und Weltbilder der historischen Subjekte“*<sup>44</sup> als Bestandteil von »Kultur« forschungsrelevant sind. Durch einen solchen Kulturbegriff können sozialhistorische Großgruppen wie das Bildungsbürgertum identifiziert werden<sup>45</sup>, wobei in dieser Arbeit die Identifizierung über eine spezifische Gefühlskultur im Mittelpunkt steht. Dabei wird das Faktum zugrundegelegt, dass verschiedene soziokulturelle Milieus sich selbst über Emotionen definieren oder sich nachträglich über ihre Emotionen definieren lassen.<sup>46</sup> Wenn Individuen trotz unterschiedlicher sozialer Basis, wie dies im Bildungsbürgertum der Fall war<sup>47</sup>, ähnliche Lebensstile zeigen, kann dies auf die vergesellschaftende Funktion gemeinsamer Kulturproduktion und gemeinsam erfahrener Kulturprägung hinweisen<sup>48</sup>, wozu als ein wesentlicher Bereich der emotionale gehört.<sup>49</sup>

Der dargelegte Forschungsansatz erfordert besonders durch seine Inter-

---

<sup>43</sup> Zweier-Komplexe wurden dagegen schon betrachtet, wie die Verknüpfung von Identität und Geschlecht: Siehe Elisabeth Stinshoff: Identitäten im Wandel. Historische Frauenbilder aus den USA (Europäische Hochschulschriften, Reihe XXII Soziologie, Bd. 314), Frankfurt a. M. u.a. 1998 und Weibliche Identität im Wandel. Vorträge im Wintersemester 1989/90, Heidelberg 1990. Liebe und Geschlechterbeziehungen wurden als Schwerpunkte thematisiert u.a. bei Lesemann 2000, Trepp 1996 und Gay 1987. Allerdings wird die Konstruktion von »Geschlecht« in diesen Arbeiten nicht explizit untersucht.

<sup>44</sup> Daniel, Ute: Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft, Teil I, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 4/97, S. 195-219; hier: S. 200.

<sup>45</sup> Vgl. ebd., S. 202.

<sup>46</sup> Vgl. Pandel, Hans-Jürgen: Sinne und Gefühle - historisch gesehen, in: Geschichte lernen, H. 15 (1990), S. 11-17, S. 15.

<sup>47</sup> Lepsius 1992, S. 10.

<sup>48</sup> Vgl. Tenbruck, Friedrich H.: Bürgerliche Kultur, in: Kultur und Gesellschaft, hg. v. Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius u. Johannes Weiss, Opladen 1980, S. 263-285; hier: S. 264f.

<sup>49</sup> Vgl. Linke 1996, S. 23.

disziplinarität<sup>50</sup> eine relativ ausführliche Darstellung von Begriffen und Zusammenhängen, so dass der empirischen Untersuchung ein Grundlagenkapitel zu theoretischem Konzept und Forschungsstand vorangestellt wurde. Der Aufbau der Arbeit sieht demnach folgendermaßen aus:

Kapitel 2: Die in der Einführung nur kurz dargelegten Begriffsbestimmungen und Erläuterungen zum Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft, Identität, Geschlecht und Emotionalität werden vertieft. Damit wird eine Basis geschaffen, auf der in den folgenden Kapiteln die Quellenanalyse erfolgen kann. Es wird der Forschungsansatz vom Bildungsbürgertum als ständischer Vergesellschaftung (Lepsius) erläutert, auf dessen Grundlage die Frage nach einer möglichen Funktion der Gefühlskultur und Identitätsentwicklung für diese neue gesellschaftliche Figuration beantwortet werden kann. Zudem ermöglicht die Darstellung dessen, was als Bildungsbürgertum zu verstehen ist, die klare Kennzeichnung der Untersuchungsgruppe als bildungsbürgerlich. Es wird außerdem der Forschungsstand zur bürgerlichen Geschlechtergeschichte dargelegt, bei dem eine Auseinandersetzung mit dem klassischen Ansatz von Hausen über Geschlechtercharaktere im Mittelpunkt steht. Abschließend wird das Konzept der romantischen Liebe als Bestandteil bildungsbürgerlicher Gefühlskultur vorgestellt, das im weiteren Verlauf der Arbeit als Emotionsprogrammatik mit dem emotionalen Erleben der Bildungsbürger verglichen werden soll.<sup>51</sup>

Kapitel 3: Die neun Paare der Untersuchungsgruppe werden als Mitglieder des Bildungsbürgertums eingeführt. Ihre gemeinsame Wertorientierung in den Bereichen »Ehe und Liebe«, sowie »Geschlecht« wird unter vergleichendem Einbezug des Geschlechteraspekts dargestellt. Diese Elemente weiblicher und männlicher Ich-Wir-Identität sind im darauf folgenden Kapitel Bestandteil der Analyse des Identitätsbildungsprozesses, da sie die Selbstdarstellung der Frauen wesentlich beeinflussen. Als weiterer wichtiger Aspekt des Einflusskomplexes werden in Kapitel 3 die Fremdbilder - im Unterschied zu den Selbstbildern - der Bildungsbürgerinnen und Bildungsbürger dargestellt.

---

<sup>50</sup> Für die Bestimmung von Emotionalität, Identität und Geschlecht mussten auch soziologische und psychologische Arbeiten herangezogen werden.

<sup>51</sup> Vgl. Stearns/Stearns 1985, S. 824. Sie warnen an dieser Stelle vor einer Vermischung dieser beiden Ebenen und verweisen darauf, dass nur durch eine solche Differenzierung eine bestmögliche Überprüfung von vergangenen emotionalen Erfahrungen möglich ist

Kapitel 4: Die Identitätsbildung der bildungsbürgerlichen Frauen in den drei identitätskritischen Lebensphasen<sup>52</sup> wird im Bereich der Liebesbeziehung untersucht. Dabei bildet das gesamte Geflecht von kulturellen Normen, Erwartungen und Vorstellungen des Partners und der individuelle Umgang mit diesen Faktoren bei der Selbstdarstellung den Schwerpunkt der Untersuchung. Um ein vollständigeres Bild von der Identität der Bildungsbürgerinnen zu erhalten, werden zusätzlich zur Liebesbeziehung weitere Bereiche ergänzt, die von den Frauen ebenfalls als relevant angegeben wurden.

Kapitel 5: Die Identitätsbildung der bildungsbürgerlichen Männer in den drei identitätskritischen Lebensphasen wird im Bereich der Liebesbeziehung untersucht. Aufbauend auf den Ergebnissen von Kapitel 4, folgt ein Vergleich zwischen der bildungsbürgerlich-männlichen und der bildungsbürgerlich-weiblichen Identität.

Kapitel 6: Die Ergebnisse der Untersuchung werden zusammenfassend dargestellt. Auf ihrer Basis ist abschließend die Frage zu beantworten, welche Funktion die Prozesse der Identitätsbildung von Bildungsbürgerinnen und -bürgern im Bereich der Liebesbeziehung, sowie die mit ihnen verknüpfte Geschlechterkonstruktion innerhalb einer spezifischen Gefühlskultur für die Konstituierung des Bildungsbürgertums inne hatten.

## 1.2 Quellengrundlage und Quellenkritik

Zur Beantwortung der Forschungsfragen wurde eine Untersuchungsgruppe aus neun Paaren zusammengestellt, die alle dem Bildungsbürgertum zuzurechnen sind.<sup>53</sup> Die Auswahl dieses Untersuchungssamples erfolgte jedoch nicht nur nach dem Kriterium der Zugehörigkeit zu einem bestimmten soziokulturellen Milieu. Die Personen sollten zudem im Wesentlichen während der Konstituierung dieser gesellschaftlichen Formation sozialisiert worden sein, um die Frage nach der Rolle einer bestimmten Gefühlskultur und Identitätsbildung für diesen Prozess beantworten zu können. Die Geburtsjahre der Beteiligten liegen entsprechend zwischen 1768 und 1842. Es handelt sich insgesamt um folgende Personen:

- Sophie Mereau, geb. Schubart (1770-1806) und Clemens Brentano (1778-1842)

---

<sup>52</sup> Vgl. dazu im Einzelnen Kapitel 2, S.28.

<sup>53</sup> Vgl. zur Untersuchungsgruppe ausführlich Kapitel 3.1.

- Henriette Schleiermacher, geb. von Mühlenfels, verw. Willich (1788-1838) und F. D. Ernst Schleiermacher (1768-1834)
- Louise von Gall (1815-1855) und Levin Schücking (1814-1883)
- Ida Freiligrath, geb. Melos (1817-1899) und Ferdinand Freiligrath (1810-1876)
- Emma Herwegh, geb. Siegmund (1817-1904) und Georg Herwegh (1817-1875)
- Clara Schumann, geb. Wieck (1819-1896) und Robert Schumann (1810-1856)
- Anna Haeckel, geb. Sethe (1835-1864) und Ernst Haeckel (1834-1919)
- Agnes Haeckel, geb. Huschke (1842-1915), Ernst Haeckels zweite Frau
- Anna Stoecker, geb. Krüger (1842-?) und Adolf Stoecker (1835-1909)

Diese Untersuchungsgruppe zeichnet sich durch eine weitgehende Heterogenität bei den Professionen der Männer und Frauen aus.<sup>54</sup> Nicht alle Bildungsbürgerinnen waren allein als Hausfrau und Mutter tätig, sondern zudem als Schriftstellerin (Mereau, von Gall) oder als Pianistin (Schumann) berufstätig. Diese Heterogenität ermöglicht den Vergleich, ob unterschiedliche Tätigkeiten die Identitätsbildung beeinflussten.

Als Quellen einbezogen wurden handschriftliche<sup>55</sup> oder gedruckte Ego-dokumente.<sup>56</sup> Den Kern des Materials bilden die Briefwechsel der Paare; es wurden aber auch einige Tagebücher der Frauen (von Mereau, Herwegh, Schumann und Sethe<sup>57</sup>) ausgewertet, sowie Briefe an Freundinnen oder Familienangehörige.

Für Briefe und Tagebücher als Quelle einer Forschungsarbeit mit kulturgeschichtlichen Fragestellungen spricht, dass in ihrer scheinbar individuellen Ausdrucksweise und Themenwahl Spezifika der Kultur deutlich werden, der die

<sup>54</sup> Siehe Tabelle 2 zu Herkunft und Beruf der Personen, S.72.

<sup>55</sup> Zur Transkription der Handschriften: Es wurde generell die individuelle Rechtschreibung, Grammatik und Kommasetzung beibehalten. Ausnahmen stellen nur Verkürzungen dar, die bei der Transkription ausgeschrieben wurden: häufig tauchte ein „n“ mit einem waagerechten Strich darüber auf, statt eines Doppel-N oder ein einfaches „u“ statt eines „und“. Zudem wurde „sz“ in „ß“ übertragen. Variablen in den Zitaten haben folgendes zu bedeuten: x - dies Wort konnte nicht entziffert werden; [?] - die Transkription ist die wahrscheinlichste, aber nicht hundertprozentig sicher. Da von den Briefeschreiberinnen und -schreibern in der Regel nur die Bögen (Einzel- oder Doppelbögen) nummeriert wurden, erfolgt die Zitation nach dem Schema Blatt x, S. y.

<sup>56</sup> Vgl. Schulze, Winfried: Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte?, in: Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters. Für und mit Ferdinand Seibt aus Anlass seines 65. Geburtstages, hg. v. Bea Lundt und Helma Reimöller, Köln u.a. 1992, S. 417-450.

<sup>57</sup> Ihr vielversprechendes Tagebuch, das sie während ihrer Hochzeitsreise führte, enthält - wie eine kursorische Durchsicht ergab - nur Reisebeschreibungen und keine intimeren Bekenntnisse. Siehe Hs. Jena, Sign. 372a und 372b (Zwei Kladden zur Hochzeitsreise der Haeckels in die Schweiz vom 18.8.-28.9.1862).

Autorin oder der Autor angehört.<sup>58</sup> Als kulturelle Praktik dient das private Schreiben der Inszenierung von Bürgerlichkeit<sup>59</sup> und gibt dadurch Aufschluss über das Selbstverständnis der Mitglieder dieser gesellschaftlichen Formation.

Es wurde zu Beginn der Einleitung schon auf eine quellenkritische Bemerkung von Habermas hingewiesen, die auf der Prämisse beruht, dass es eine Art "wahres" Ich gibt, das man zeigen oder verbergen kann und dass Selbstdarstellungen in Briefen deshalb wenig Aussagegewert über die Identität einer Person zukommen. Hier wird jedoch die Auffassung vertreten, dass die Präsentation der Ich-Identität, als ein Element individuellen Verhaltens, so eng mit kognitiven und emotionalen Elementen der Identität verbunden ist<sup>60</sup>, dass die Analyse eines Teilbereichs der Identität gleichzeitig Erkenntnisse über den Gesamtbereich liefert. Das Tragen einer bestimmten "Maske" sagt stets eine Menge über ihre Trägerin oder ihren Träger aus. In der vorgelegten Untersuchung wird zudem grundsätzlich davon ausgegangen, dass die Frauen ihren Liebes- und Briefpartnern so offen wie möglich entgegentreten wollten - sie strebten zum Zeitpunkt ihrer Selbst-Präsentation an, den Rest ihres Lebens mit diesem Menschen zu verbringen. Dass sie dabei eine Art „Eindrucks-Management“<sup>61</sup> betrieben und sich inszenierten, ist sehr wahrscheinlich, aber eben auch Teil ihrer Identität.<sup>62</sup> Die schriftlichen Zeugnisse werden entsprechend als Aussagen darüber gewertet, wie die Frauen und Männer gesehen werden wollten; es findet also eine Analyse von Selbstdarstellungen statt. Dass Ich-Identität insgesamt immer noch mehr beinhaltet als das, was Menschen über sich aussagen (wollen), scheint eine unumgängliche Tatsache zu sein.<sup>63</sup>

---

<sup>58</sup> Vgl. Melchior, Anke M.: »Liebesprobleme ... waren schon immer ein Anlaß für mich, Tagebuch zu führen.« Liebe, Ehe und Partnerschaft in Frauentagebüchern, Diss. an der Univ. Frankfurt a. M. 1997, Königstein/Ts. 1998, S. 31 und Wedel, Gudrun: „Frauen schreiben über sich selbst. Lebensläufe im 19. Jahrhundert“, in: Dokumentation der Tagung Weibliche Biographien in Bielefeld, Oktober 1981 (beiträge zur feministischen theorie und praxis 7), hg. v. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. im Verlag Frauenoffensive, 1. Aufl., München 1982, S. 18-23; hier: S. 19.

<sup>59</sup> Linke 1996, S. 38. Vgl. auch Habermas 2000, S. 24.

<sup>60</sup> Vgl. Pervin, Lawrence A.: Persönlichkeitspsychologie in Kontroversen, München u.a. 1981. (Original: New York 1978), S. 201.

<sup>61</sup> Vgl. ebd., S. 198.

<sup>62</sup> Vgl. auch Melchior 1998, S. 31. Sie weist auf die individuelle Selektion und spezifische Wahrnehmung der Schreibenden hin und spricht von einer subjektiven Authentizität der Quellen. Melchior schreibt diese Eigenschaften zunächst nur dem Tagebuch zu, stellt aber anschließend eine enge Verwandtschaft zwischen den beiden Gattungen fest.

<sup>63</sup> Vgl. dazu Meuter, Norbert: Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluss an

## 1.3 Methode

Es entsteht die Frage, wie durch Texte aus dem 19. Jahrhundert etwas über die emotionale Lage ihrer Verfasserinnen und Verfasser zu erfahren ist. Zusätzliche Informationen durch nonverbale Quellen wie Gestik und Körpersprache, wie sie von anderen Wissenschaften, die sich mit Emotionen befassen (wie z. B. Soziologie und Psychologie), einbezogen werden können, fehlen in diesem Fall.<sup>64</sup>

Es besteht jedoch eine grundlegende Verbindung zwischen Gefühl und Sprache, da mit dem Erlernen der Muttersprache auch bestimmte Einstellungen zu Emotionen und spezifische Regeln des Umgangs mit ihnen gelernt werden.<sup>65</sup> Dies geschieht durch das Lernen von Emotionswörtern in spezifischen sozialen Situationen, wodurch eine langfristige, elementare Verknüpfung entsteht.<sup>66</sup>

Wesentlich dabei ist, dass keine eigenständige Erlebnissubstanz nachträglich versprachlicht oder verschriftlicht wird. *„Vielmehr sind die Umschreibungen und Metaphorisierungen, aber auch das Sprechen und Schreiben selbst, in dem die „Gefühle“ und „Empfindungen“ Gestalt gewinnen, Teil ihrer Produktion und Modellierung.“*<sup>67</sup>

Um also Antworten auf die Frage nach bildungsbürgerlicher Emotionalität, aber auch nach Identitätsbildungsprozessen und Geschlechterbeziehungen zu erhalten, wurden die Quellen mittels textanalytischen Methoden (Vergleich, Kontextualisierung, Interpretation der Wahl der Sprachnuancen, Begriffsgeschichte) untersucht. Ein wesentliches Element der Analyse stellt die Einbettung in verschiedene Kontexte dar<sup>68</sup>: normative Texte zu bildungsbürgerlichen Geschlechteridealen und emotionalen Standards sowie konkrete Beziehungshintergründe, vor dem der entsprechende Brief oder Tagebucheintrag

---

Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricoer, Stuttgart 1995, S. 260.

<sup>64</sup> Vgl. dazu allgemein Stearns, Carol Z./Stearns, Peter N.: Introducing the History of Emotion, in: *Psychohistory Review* 18 (1990), S. 263-291, S. 280.

<sup>65</sup> Pandel 1992, S. 49.

<sup>66</sup> Kahle, Gerd: Nachwort des Herausgebers, in: *Logik des Herzens. Die soziale Dimension der Gefühle*, hg. v. Gerd Kahle, Frankfurt a. M. 1981, S. 283-327; hier: S. 292.

<sup>67</sup> Müller, Lothar: Die Erziehung der Gefühle im 18. Jahrhundert. Kanzel, Buch und Bühne in Karl Philipp Moritz' „Anton Reiser“ (1785-1790), in: *Der Deutschunterricht*, Bd. 48 (96), H. 2, S. 5-20; hier: S. 6. Grundsätzlich gilt es bei der Vernetzung zwischen Gefühl und Sprache zu bedenken, dass unterschiedliche Bezeichnungen als Ausdruck unterschiedlicher Gefühle genommen werden müssen. So wäre eine Gleichsetzung von z. B. „Bruderweh“ (19. Jahrhundert) und „Geschwisterliebe“ vollkommen ahistorisch, denn es hieße von einer emotionalen Unveränderlichkeit bei lediglich sprachlichen Wandlungen auszugehen. Vgl. Pandel 1992, S. 56f.

<sup>68</sup> Ein solches Vorgehen empfiehlt Habermas 2000, S. 27.

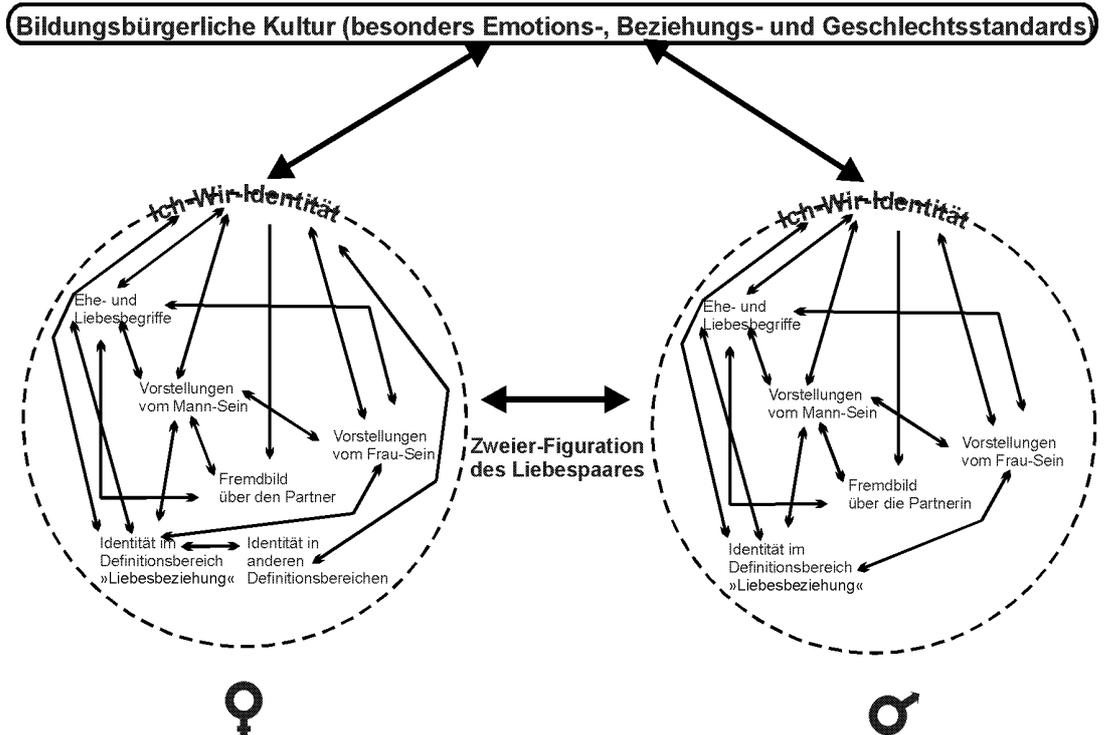
entstand. Ein Beispiel für Letzteres ist ein bestehender Interessenkonflikt zwischen den Liebenden.

Wenn die Briefe vor dem Hintergrund kultureller Normen gelesen werden sollen, gilt es nicht einfach zu vergleichen, ob sich in den Egodokumenten bildungsbürgerliche Programmatiken widerspiegeln. Da davon ausgegangen wird, dass es überhaupt keine Ich-Identität ohne Wir-Identität gibt, ist es selbstverständlich, dass Angehörige des Bildungsbürgertums Spezifika ihrer Kultur in ihrer Textproduktion zum Ausdruck bringen. Die entscheidendere Frage ist also nicht, **ob** sich kulturelle Prägungen zeigen, sondern **wie** sie sich zeigen. Es wird darauf zu achten sein, worauf die bildungsbürgerlichen Frauen und Männer die Schwerpunkte bei ihrer Selbstdarstellung legten, wobei ihre Motivationen dafür offen gelegt werden sollten.<sup>69</sup> Es fließen also in die Analyse der Selbstdarstellungen eine Vielzahl von Elementen mit ein, wobei zu den bisher genannten ebenfalls die geäußerten Denkmuster zum Thema Geschlecht, Liebe und Ehe gehören wie auch das Bild, dass sich der oder die Einzelne von seinem Partner macht (Fremdbild). Zur Verdeutlichung dieser Zusammenhänge dient folgende Grafik:<sup>70</sup>

---

<sup>69</sup> Es ist ein generelles Problem bei der Textanalyse, dass manche Zusammenhänge unergründlich bleiben. So liegen bei Briefwechseln manchmal zwischen den einzelnen Briefen persönliche Treffen, auf denen Themen angeschnitten oder Erfahrungen gemacht wurden, die in den schriftlichen Mitteilungen kaum oder gar nicht wiederzufinden sind. Zudem fallen bei den gedruckten Quellen manche Briefstellen systematischen Kürzungen zum Opfer.

<sup>70</sup> An der Graphik wird ersichtlich, dass bei der männlichen Identität keine anderen Definitionsräume einbezogen wurden. Sie waren im Unterschied zur weiblichen Identität nicht Bestandteil der Untersuchung.



Da die Untersuchung repräsentative Ergebnisse in den genannten Forschungsgebieten erbringen soll, wurde die Darstellungsform der Kollektivbiographie gewählt. Dies bedeutet jedoch nicht, dass am Ende der Untersuchung ein abgerundetes Bild von Bildungsbürgerinnen und Bildungsbürgern steht. Vorhandene Widersprüchlichkeiten, Brüche und Ambivalenzen sollen stattdessen ebenso hervortreten wie Übereinstimmungen.

Um zu möglichst eindeutigen Ergebnissen zu gelangen, wurde bei der Auswertung der Quellentexte eine quantitative Unterscheidung eingeführt. Die forschungsrelevanten Aussagen wurden dahingehend unterschieden, ob sie von (fast) allen Frauen oder Männern geteilt wurden (=Konsens: alle bis auf eine Person gehen konform) oder nur von einigen (=Gemeinsamkeiten: mindestens zwei Personen gehen konform). Darüber hinaus werden zur Ergänzung auch Einzelaussagen herangezogen, deren repräsentativer Wert jedoch als geringer einzuschätzen ist.

Entsprechend dem angewandten Begriff von Identität als lebenslangem Prozess werden keine Aussagen über **die** Identität von bildungsbürgerlichen Frauen und Männern getroffen. Stattdessen sind drei für die Forschungsfragen besonders relevante Lebensphasen ausgewählt worden. Es handelt sich dabei um die Zeit

des Werbens (Phase 1), die junge, noch kinderlose Ehe (Phase 2) und die Zeit der jungen Elternschaft (Phase 3).<sup>71</sup> Diese „*identitätskritischen Lebenslagen*“<sup>72</sup> wurden deshalb gewählt, weil sie Abschnitte des Lebens repräsentieren, in dem ein Mensch sich äußerst intensiv mit seiner Identität auseinandersetzt.

Der Schwerpunkt liegt allerdings in der ersten Phase, da hierfür das weitaus meiste Material vorliegt. Von den gesichteten Quellen ließen sich ca. 3300 Seiten auf die gestellten Forschungsfragen hin untersuchen, wobei etwa zwei Drittel über die Zeit des Werbens Aufschluss gibt. Das letzte Drittel verteilt sich recht gleichmäßig auf die beiden anderen Phasen.

---

<sup>71</sup> Siehe dazu im Einzelnen Kapitel 3.1.1.

<sup>72</sup> Frey, Hans-Peter/Haußer, Karl: Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung, in: Dies. (Hg.): *Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung* (Der Mensch als soziales und personales Wesen Bd. 7), Stuttgart 1987, S. 3-26, S. 11. Siehe im Einzelnen zu diesem Thema, Kapitel 2, S.28.

## **2. THEORETISCHES KONZEPT UND FORSCHUNGSSTAND**

Dieses Kapitel beinhaltet die erkenntnisleitenden theoretischen Grundannahmen dieser Untersuchung; insofern findet eine Anknüpfung an Theorietraditionen statt. Zur Beantwortung der Forschungsfragen müssen zunächst vier Themenkomplexe besondere Beachtung erfahren:

- das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Mikro- und Makroebene
- die Problematisierung des Identitätsbegriffs und die Kennzeichnung seiner Verwendung
- die Spezifizierung von Identität zu Geschlechtsidentität und die Positionierung innerhalb der Gender-Debatte
- die Problematisierung des Emotionsbegriffs und die Kennzeichnung seiner Verwendung

Diese vier Bereiche zu unterscheiden, bedeutet nicht, dass sie isoliert zu sehen sind. Das Gegenteil ist der Fall: Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft bildet die Basis, auf der die anderen drei Komplexe betrachtet werden müssen. Ohne eine Kennzeichnung der Beziehungen von einzelnen zu anderen Menschen, kann weder die Frage nach Identitätsentwicklung und Geschlechtskonstruktion beantwortet, noch die Bedeutung von Emotionen in diesen Prozessen deutlich gemacht werden.

Im Anschluss an die Darlegung des theoretischen Hintergrunds der Untersuchung folgt der Forschungsstand im Bereich der Bildungsbürgertumsforschung mit den Schwerpunkten Geschlechtergeschichte und Geschichte der Emotionalität.

### **2.1 Verflechtung von Individuum und Gesellschaft**

Wie in der Einleitung bereits deutlich wurde, bildet die Figurations- und Prozesssoziologie von Norbert Elias eine der Forschungsgrundlagen. Zur Analyse von Beziehungsgeflechten, wie der Paarbeziehung, eignet sich der Ansatz von Elias deshalb, weil er besonders zwei Anforderungen der Untersuchung genügt: Zum Einen ist der stete Wandel etwas Grundsätzliches, wodurch der individuellen

und figurativen Entwicklung Rechnung getragen wird, zum Anderen sind Emotionen ein implizit integrierter Bestandteil des Konzeptes:

*„Was man [...] unter Figuration versteht, ist das sich wandelnde Muster, das die Spieler als Ganzes miteinander bilden, also nicht nur mit ihrem Intellekt, sondern mit ihrer ganzen Person, ihrem ganzen Tun und Lassen in ihrer Beziehung zueinander.“<sup>1</sup>*

Die Figurationssoziologie ermöglicht es, statt in isolierten, statischen Einheiten, wie Individuum und Gruppe, in vernetzten voneinander abhängigen, sich ständig verändernden Beziehungen zu denken. Spezielle Kennzeichen dieses Prozessmodells sind die Elemente der Valenz und der Machtbalance. Unter **Valenz** versteht Elias das Bindungsvermögen der Individuen, wobei er sein Augenmerk besonders auf dessen elementarste Form, das affektive Bindungsvermögen, legt.<sup>2</sup>

*„Im Zentrum der wechselnden Figurationen oder, anders ausgedrückt, des Figurationsprozesses steht ein fluktuierendes Spannungsgleichgewicht, das Hin und Her einer **Machtbalance**, die sich bald mehr der einen, bald mehr der anderen Seite zuneigt. Fluktuierende Machtbalancen dieser Art gehören zu den Struktureigentümlichkeiten jedes Figurationsstromes.“<sup>3</sup>*

»Balance« wird von Elias also nicht im Sinne von »Gleichgewicht« verwendet, sondern mit ihm wird der Beziehungscharakter von Macht in den Mittelpunkt gerückt. Macht ist also keine Substanz, über die jemand verfügen kann, sondern eine „Struktureigentümlichkeit menschlicher Beziehungen - *aller* menschlichen Beziehungen.“<sup>4</sup> Dass dem so ist, ergibt sich grundsätzlich aus den Abhängigkeiten der Menschen voneinander, die im Figurationsmodell als funktionale Interdependenzketten dargestellt werden können. Zu Zeiten eines Ungleichgewichtes in der Abhängigkeit, erwachsen dem oder der Unabhängigeren Machtressourcen. Abhängigkeitsverhältnisse können dabei beispielsweise durch Ausübung von Gewalt erzeugt werden, sie können aber ebenso durch Bedürfnisse nach Geld, Status oder eben auch nach Liebe entstehen.<sup>5</sup> Wer über die Mittel zur

---

1 Elias 1971, S. 142.

2 Ebd., S. 11 (Anmerkung).

3 Ebd., S. 143. (Hervorhebung K. B.)

4 Ebd., S. 77. (Hervorhebung im Original)

5 Ebd., S. 77 und S. 97.

Befriedigung dieser Bedürfnisse verfügt, kann also Macht ausüben, indem er oder sie einen anderen Menschen zu Handlungen veranlasst, die dieser freiwillig nicht vollzogen hätte.<sup>6</sup>

Machtbalancen spielen auch in Liebesbeziehungen, als einem besonderen Fall menschlicher Beziehungen, eine Rolle. Wenn jemand davon ausgeht, dass nur ein bestimmter Mensch das eigene Bedürfnis nach Liebe erfüllen kann, fällt diesem dadurch ein Machtpotential zu. Potentiell verfügen somit sowohl Männer als auch Frauen über dieses Machtmittel.<sup>7</sup>

Der Begriff der Machtbalance ist hilfreich bei dem Versuch, die Vernetzung von Mikro- und Makroebene zu vertiefen. Was als Machtressource angesehen werden kann, variiert in den verschiedenen Kulturen und im Laufe der Geschichte. So konnte beispielsweise emotionale Abhängigkeit in Form von Liebe in Mitteleuropa erst dann in großem Maße Einfluss auf Machtbalancen gewinnen, als Beziehungen aus Liebe und Liebesheiraten gesellschaftlich anerkannte Verhaltensweisen oder sogar eingeforderte Normen wurden.<sup>8</sup> Denken und Empfinden sind demnach untrennbar mit gesellschaftlichen "Vorgaben" in Form von kulturellen Deutungsmustern verbunden. Wie sich diese spezifische Prägung eines Menschen, die er mit anderen Angehörigen seiner Gesellschaft teilt, auf sein Verhalten auswirkt, wird hier nach Elias als **sozialer Habitus** bezeichnet.<sup>9</sup> Prägung bedeutet hier jedoch nichts Passives; wäre dies der Fall, gäbe es kaum individuelle Unterschiede. Gemeint ist, dass Menschen im Umgang mit anderen Menschen ein bestimmtes Denken, eine bestimmte Emotionalität, bestimmte Bedürfnisse und somit insgesamt ihr Selbst entwickeln.<sup>10</sup> Je nach den verschiedenen Figurationen, denen ein Mensch angehört, sieht diese spezielle Entwicklung ganz unterschiedlich aus. Wesentlich an diesem Vorgang ist, dass hier nicht etwas Äußeres - die Gesellschaft - auf etwas Inneres - das Selbst - wirkt, sondern dass stets gleichzeitig ein Sozialisierungs- und Individualisierungsprozess

---

<sup>6</sup> Elias 1971, S. 97.

<sup>7</sup> Weitere Aspekte der Machtbalance werden in Abschnitt 2.3 dargestellt, in dem Geschlechterbeziehungen im Mittelpunkt stehen.

<sup>8</sup> Siehe dazu im Einzelnen Kapitel 2.7.

<sup>9</sup> Elias 1987a, S. 244.

<sup>10</sup> Elias, Norbert: Gesellschaft der Individuen (1939), in: Elias 1987, S. 15-98, hier: S. 55.

abläuft.<sup>11</sup> Elias verdeutlicht dies an der Entwicklung eines Säuglings:

*„[...] so ist jede Geste, jede Verhaltensweise des Säuglings weder das Produkt seines »Inneren« noch das Produkt einer »Umwelt« oder das Erzeugnis einer Wechselwirkung zwischen einem »Inneren« und einem »Äußeren«, die an sich und ursprünglich getrennt voneinander bestehen, sondern Funktion und Niederschlag von Beziehungen und - wie die Gestalt eines Fadens in einem Netzgeflecht - nur aus dem Ganzen der Verflechtung selbst zu begreifen.“<sup>12</sup>*

## 2.2 Identität

Die Frage nach Identität wird außer in der Geschichtswissenschaft<sup>13</sup> auch noch in verschiedenen anderen Wissenschaften gestellt, wie z. B. in der Philosophie, der Pädagogik, der Soziologie und der Psychologie.<sup>14</sup> Es kann im Rahmen der Arbeit nicht sinnvoll sein, auf alle Ansätze und Definitionen näher einzugehen, denn es gibt keine allgemein akzeptierte Definition von Identität.<sup>15</sup> Für die Beantwortung der Forschungsfragen ist es nötig, den Schwerpunkt auf eine historisch anwendbare und daher auch relativ allgemeine Identitätsdefinition zu legen. Außer der notwendigen Allgemeinheit des Identitätsbegriffs sind zwei Schwerpunkte in diesem Bereich zu setzen: 1. die Beziehung zwischen Identität und Emotionen und 2. das Verhältnis zwischen Identität und einer speziellen Geschlechtsidentität.

---

<sup>11</sup> Elias 1987a, S. 245.

<sup>12</sup> Elias 1987b, S. 55.

<sup>13</sup> Wie aus den folgenden, exemplarischen Titeln abzulesen, ist in der Geschichtswissenschaft zum Einen nationale oder regionale, sowie kulturelle Identität von Interesse: Peter, Jürgen: Der Historikerstreit und die Suche nach einer nationalen Identität der achtziger Jahre, Frankfurt a. M. u.a. 1995; Broszinsky-Schwabe, Edith: Kultur in Schwarzafrika. Geschichte, Traditionen, Umbruch, Identität, Köln 1988; Ottenjann, Helmut (Hg.): Mode, Tracht, regionale Identität. Historische Kleidungsforschung heute, 2. Aufl., Cloppenburg 1988; Gauly, Thomas M. (Hg.): Die Last der Geschichte. Kontroversen zur deutschen Identität, Köln 1988. Zum Anderen finden sich jedoch auch historische Arbeiten zur Geschlechtsidentität, auf die in Abschnitt 2.6 rekurriert wird. Vgl. zu beiden Themenbereichen die Aufsatzsammlung Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3, hg. v. Aleida Assmann und Heidrun Friese, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1998.

<sup>14</sup> Einen guten Überblick über die Theorieansätze in diesen vier Bereichen bietet Annette M. Stross: Ich-Identität. Zwischen Fiktion und Konstruktion (Reihe Historische Anthropologie, Bd. 17), Berlin 1991. Sie beschäftigt sich in ihrer Arbeit mit den am meisten genannten Theoretikern zur Identität: mit den philosophischen „Vätern“ der Identität John Locke und David Hume, aber auch mit zeitgenössischen Philosophen wie Jacques Derrida und Jean-François Lyotard; mit Sigmund Freud und Erik Erikson; mit den Hauptvertretern des symbolischen Interaktionismus George Herbert Mead, Erving Goffman und Ludwig Krappmann; mit dem Gesellschaftstheoretiker Jürgen Habermas. Ausgenommen den philosophischen Aspekt findet sich eine ausführlichere Darstellung bei Rainer Neugebauer: Identität und historisch-politisches Bewußtsein am Beispiel des Arbeiterjugendwiderstandes gegen den Faschismus.- Ein Beitrag zur historisch-politischen Didaktik, Frankfurt a. M. 1982, S. 79-162. Eine Übersicht über die interdisziplinäre Identitätsforschung der letzten 20 Jahre (mit soziologischem Blick) incl. einem ausführlichen Literaturverzeichnis liefert Cerulo, Karen A.: Identity Construction. New Issues, New Directions, in: Annual Review of Sociology, vol. 23 (1997), S. 385-409.

Der Begriff »Identität« dient lt. der Europäischen Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften dazu, die Individualität von Entitäten zu bestimmen.<sup>16</sup> Diese allgemeine philosophische Begriffsbestimmung muss zum Verständnis menschlicher Identität um die sozialpsychologische Komponente erweitert werden. Persönliche Identität kommt jemandem philosophisch gesehen allein schon dadurch zu, dass er ein einzelner Mensch ist und sich insofern von anderen einzelnen Menschen unterscheidet. Sozialpsychologisch ist Identität jedoch eine komplexe Eigenschaft, die niemand "an sich" hat, sondern die er oder sie sich **erwerben** muss.<sup>17</sup>

Die Grundlagen eines für diese Arbeit verwendbaren Identitätsbegriffs entstammen den Arbeiten von Norbert Elias und Thomas Luckmann. Ich-Identität ist lt. Elias ohne Wir-Identität nicht zu erlangen. Luckmann bezieht in die Vernetzung von Gesellschaft und Individuum noch explizit die Komponenten des Leibes und des Bewusstseins ein, so dass für ihn das Ich „*im Schnittpunkt von Leib, Bewußtsein und Gesellschaft*“<sup>18</sup> entsteht. »Identität« wird im Folgenden stets auf dieser Basis fußend angesehen. Es wird betont, dass es ausdrücklich nicht um eine Wechselwirkung der drei Elemente geht, sondern um ein Geflecht, damit der Aspekt der Durchdringung gegenüber dem der Trennung hervorgehoben wird. Gesellschaftliche Faktoren wirken auf Bewusstseinsvorgänge und Körperwahrnehmungen ein; gleichzeitig prägen individuelles Denken, Gefühle und Erfahrungen durch Interaktionen das soziale Feld.

Die Verflechtung von individuellem Bewusstsein und gesellschaftlichen Faktoren ist wesentlich für die Identitätsbildung, da die Prozesse der Individualisierung und

---

<sup>15</sup> Frey/Haußer 1987, S. 3.

<sup>16</sup> Schenk, Günter: Art. „Identität“, in: Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, hg. v. Hans Jörg Sandkühler u. a., Bd. 2 F-K, Hamburg 1990, S. 611-616, S. 611.

<sup>17</sup> Heinrich, Dieter: Begriffe, Probleme, Grenzen, in: Marquard/Stierle 1979, S. 133-186; hier: S. 135.

<sup>18</sup> Luckmann, Thomas: Identität, Rolle, Rollendistanz, in: Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hg.): Identität (Poetik und Hermeneutik VIII), München 1979, S. 293-313; hier: S. 297f. Vgl. auch Neugebauer 1982, S. 186. Das Zusammendenken dieser drei Komponenten ist der Versuch einer Synthese unterschiedlicher geistesgeschichtlicher Ansätze, die Ich-Identität in der menschlichen Existenz verschieden verorteten: Orientiert an der cartesianisch-rationalen Philosophie wurde das Ich in den Bereich des Denkens gestellt. Daneben gab es die naturalistisch-materialistischen Auffassungen (z. B. bei Feuerbach, Schopenhauer und Freud) in denen der Leib, die Empfindungen oder die ordnende Instanz innerhalb der Psyche das Ich ausmachen. Siehe Stross 1991, S. 119f. Einen der neuesten materialistischen Ansätze liefert Thomas Metzinger in seiner Habilitationsschrift: Subjekt und Selbstmodell. Die Perspektivität phänomenalen Bewußtseins vor dem Hintergrund einer naturalistischen Theorie mentaler Repräsentation, Paderborn u.a. 1993. Darin stellt er das Ich als repräsentationales Werkzeug des Gehirns dar und "entlarvt" die Vorstellung einer Trennung von Körper und Geist als „falsche Theorie“ (S. 243f.).

der Sozialisierung parallel ablaufen: „Die Gesellschaft ist nicht nur das Gleichmachende und Typisierende, sondern auch das Individualisierende.“<sup>19</sup> Das bedeutet, dass jedes dualistische Modell der Wirklichkeit, in dem zwischen »innen« und »außen«, »Ich« und »Welt« unterschieden wird, zu kurz greift.

„Ob in höherem, ob in geringerem Grade, die Menschen aller Verbände, die wir kennen, sind **bis ins letzte individuell**, nämlich verschieden voneinander in der Gestaltqualität und der Ausrichtung ihrer Verhaltenssteuerung, und **bis ins letzte gesellschaftsspezifisch**, nämlich geprägt und gebunden in der Art ihrer psychischen Selbststeuerung durch Funktionen eines bestimmten Funktionszusammenhangs, durch eine bestimmte Art des Zusammenlebens mit anderen, die zugleich auch diese anderen bindet und prägt.“<sup>20</sup>

Die Anthropologie eines »homo clausus«, einem unabhängigen, von anderen Menschen und seiner Umwelt getrennten Selbst<sup>21</sup>, beruht auf dem philosophischen Menschenbild, das Menschsein gleichsetzt mit Erwachsensein. Dabei wird der **Prozess** des Gewordenseins, des Lernens von anderen Menschen und damit auch der Bindung an sie völlig ausgeblendet und durch den **Zustand** des Wissens ersetzt.<sup>22</sup> Woher dieses Wissen kommt und wie viele körperliche und geistige Erfahrungen die Heranwachsenden dabei mit Menschen und Dingen gemacht haben, bleibt unbeachtet.

Die Sichtweise vom isolierten Einzelmenschen lässt individuelle und gesellschaftliche Prozesse als voneinander unabhängig erscheinen. Dabei wird gerade am Spracherwerb die Verflechtung von Individuen und Gesellschaften besonders deutlich. Das soziale Milieu, in dem ein Mensch aufwächst, prägt seine Sprache und lässt seine Ausdrucksweise zu etwas Typischem für seine Figuration werden.<sup>23</sup> Jede Sprache kann als Verkörperung einer spezifischen Weltauffassung angesehen werden. In ihr manifestieren sich kulturell grundlegende Deutungs- und

---

<sup>19</sup> Elias 1987b, S. 90.

<sup>20</sup> Ebd., S. 90. (Hervorhebung K. B.)

<sup>21</sup> Elias 1997, S. 52f. Diese Vorstellung findet sich schon „in der platonischen Philosophie und in einigen anderen Philosophenschulen der Antike.“ Ebd., S. 57.

<sup>22</sup> Ebd., S. 50f.

<sup>23</sup> Elias 1987b, S. 89.

Wertungsmuster für die Wirklichkeit.<sup>24</sup>

Jeder Mensch gestaltet seine sprachliche Kommunikation aber dennoch auf einzigartige Weise und hebt sich damit wiederum von anderen Mitgliedern seiner Figuration individuell ab.<sup>25</sup>

Ich-Identität entsteht also in einem interaktiven soziokulturellen Raum, in dem Menschen prägend und geprägt zugleich in verschiedensten Beziehungen aktiv sind. Dabei ist es fast überflüssig zu betonen, dass das Individuum auch stets in seiner **Leiblichkeit** existiert.<sup>26</sup> Diese leibliche Existenz ist nicht nur eine schlichte Tatsache, sondern sie spielt auch eine gewichtige Rolle im Zuge des lebenslangen Sozialisierungsprozesses. Die Bereitschaft, gesellschaftlich erwünschte Verhaltensweisen zu zeigen, hängt stets auch von den leiblichen Dispositionen ab.<sup>27</sup>

Ich-Identität und Leiblichkeit hängen aber noch durch ein weiteres Verbindungs-glied eng zusammen: **Emotionen**. Es besteht eine physiologisch und anthropologisch enge Verknüpfung von Leiblichkeit und Emotionen. Da die „Darstellung des Emotionalen durch den Körper“<sup>28</sup> - z. B. Weinen, Erröten, hängende Schultern bei Traurigkeit - in menschlichen Beziehungen in der Regel als Garantie für Wahrhaftigkeit und Eindeutigkeit genommen wird, kann der Körper zur „Identitätspolitik herangezogen werden“<sup>29</sup>. An ihm zeigt sich für andere scheinbar ganz direkt, wer ein Mensch in einer bestimmten Situation ist. Aber auch für das Individuum selbst bietet Leiblichkeit eine identitätsstiftende Ressource. Eine bestimmte subjektive Befindlichkeit besteht in jeder Lebenslage und steht damit ständig als Bezugspunkt des Ich zur Verfügung. Veränderungen in über-

---

<sup>24</sup> Luckmann 1979, S. 302.

<sup>25</sup> Elias 1987b, S. 89.

<sup>26</sup> Ich bevorzuge den Begriff des Leibes vor dem des Körpers, weil in letzterem, gemäß der Körper-Geist-Dualität, automatisch das Gegenstück zum Bewusstsein gesehen wird. »Leib« steht hier für lebendige, fühlende Materie, im Gegensatz zum toten Körper, der nur als materielle Hülle des Geistes zu dienen scheint. Vgl. Stopczyk, Annegret: Sophias Leib - Entfesselung der Weisheit. Ein philosophischer Aufbruch, 1. Aufl., Heidelberg 1998, S. 38ff.

<sup>27</sup> Landweer, Hilge: Mikrophysik der Scham? Elias und Foucault im Vergleich, in: Klein/Liebsch 1997, S. 365-399; hier: S. 384. Landweer nimmt an dieser Stelle Bezug auf den Schamdiskurs Ende des 18. Jahrhunderts.

<sup>28</sup> Gerhards, Jürgen: Soziologie der Emotionen. Fragestellungen, Systematik und Perspektiven, Weinheim/München 1988, S. 101.

<sup>29</sup> Ebd., S. 102. Vgl. auch Laux, Lothar: Selbstdarstellung bei der Bewältigung von Emotionen, in: Ders./Weber, Hannelore: Emotionsbewältigung und Selbstdarstellung, Berlin/Köln 1993, S. 37-69; hier: S. 37. In frühkindlichen Erfahrungen mit dem eigenen Leib können die Grundlagen eines Gefühls für das Ich gesehen werden. Siehe Pervin 1981, S. 192.

individuellen Sinninstanzen wie z. B. Tradition, Religion, sozialer Stellung könnten dadurch kompensiert werden.<sup>30</sup>

Da der Bereich der Emotionen für diese Arbeit eine wesentliche Rolle spielt, wird in einem eigenständigen Abschnitt differenzierter darauf eingegangen. An dieser Stelle ist jedoch noch die speziell emotionale Seite der Ich-Identität von Bedeutung: das **Selbstwertgefühl**. Angelehnt an Haußer soll im Folgenden nämlich zwischen dem kognitiven Aspekt der Ich-Identität, dem Selbstkonzept, und dem emotionalen Aspekt unterschieden werden.<sup>31</sup> Selbstwertgefühl meint in diesem Zusammenhang „die emotionale Einschätzung des eigenen Selbstkonzepts im Sinne zum Beispiel von Stolz oder Scham, von Überlegenheit und Unterlegenheit, von Wohlbefinden und Selbstzufriedenheit, Selbstakzeptierung und Selbstachtung“<sup>32</sup>.

Fremdbewertungen haben auf das Selbstwertgefühl einen gewissen Einfluss – individuelle Wertesysteme entstehen ja in einer „zwischenmenschlichen Beziehungswirklichkeit“<sup>33</sup>. Dies ist für die angestrebte Untersuchung von besonderem Interesse, da die Verflechtung zwischen den männlichen Fremdbildern und den weiblichen Selbstbildern auch hierin ihren Niederschlag finden, was im Einzelnen zu zeigen sein wird. Es gilt jedoch zu bedenken, dass der Prozess der Selbstwertgewinnung so komplex ist, dass „jedes individuelle Selbstwertgefühl *durch* die einen und *trotz* der anderen Erfahrungen und Selbstbewertungen existiert.“<sup>34</sup>

Die Dynamik dieses emotionalen Identitätsfaktors verweist auf das allgemein für die Ich-Identität geltende Faktum, dass Identitätsbildung ein Vorgang ist, der das ganze Leben hindurch immer wieder vollzogen werden muss. Da Ich-Identität aus situativen Erfahrungen resultiert, die übersituativ verarbeitet und generalisiert werden, ist der Prozess der Identitätsentwicklung nie abgeschlossen.<sup>35</sup> Er beinhaltet ein ständiges Integrieren und Desintegrieren, in dem bestehende

---

<sup>30</sup> Gerhards 1988, S. 102.

<sup>31</sup> Haußer 1995, S. 26. Sein Konzept beinhaltet noch eine dritte, motivationale Komponente, die er Kontrollüberzeugung nennt. Diese war zur Erschließung der historischen Quellen jedoch untauglich, da sie vom Ideal eines selbstbestimmten Individuums ausgeht, dessen Fremdbestimmung durch Rückkopplung die beiden anderen Identitätsanteile negativ beeinflusst (vgl. ebd., S. 63).

<sup>32</sup> Frey/Haußer 1987, S. 20.

<sup>33</sup> Haußer, Karl: Identitätspsychologie, Berlin u. a. 1995, S. 38.

<sup>34</sup> Haußer 1995, S. 35. (Hervorhebung im Original)

<sup>35</sup> Frey/Haußer 1987, S. 21. Vgl. auch Haußer 1995, S. 71.

Elemente des Ich gestärkt oder geschwächt, neue Aspekte eingefügt oder abgewehrt werden. Dieser kognitive Bereich der Ich-Identität wird als **Selbstkonzept** bezeichnet.<sup>36</sup>

So wichtig es für die Ich-Wir-Identität ist eine gewisse Einheitlichkeit durch kontinuierliches und konsistentes Selbsterleben herzustellen, so ist es von ebensolcher Relevanz, die vielfältigen Facetten der Identität und sogar deren Widersprüchlichkeiten stehen lassen zu können. Zum Prozess des Integrierens und Desintegrierens gehört auch das Misslingen desselben, was nur mit einer Ambiguitätstoleranz verarbeitet werden kann. Diese Fähigkeit, Widersprüche im persönlichen Erleben zu ertragen, ist für die Identitätsentwicklung unbedingt notwendig.<sup>37</sup> Orientiert an Jessica Benjamin soll aber noch ein Schritt weiter gegangen werden. Widersprüche sind nicht nur zu ertragen oder zu tolerieren, sondern in den Identitätsprozess einzuschließen:

*„Die Vorstellung einer flexiblen Identität von Individuen ist [...] an die Fähigkeit gekoppelt, Äußeres zu reintegrieren und „Einschluß“ zu praktizieren. **Identifikation und Anerkennung passieren nicht, weil das Selbst einheitlich ist, sondern weil es damit umgehen kann, gespalten zu sein.** Dazu ist es theoretisch nötig, keinen Gegensatz zwischen Einheit und Vielheit aufzustellen. Einschluß bedeutet demzufolge auch nicht die Unterordnung aller Teile unter ein vorherrschendes Prinzip.“<sup>38</sup>*

Über biographische Kontinuität und ökologische Konsistenz kann nur das Individuum selbst Auskunft geben.<sup>39</sup> Es wird hier die Auffassung vertreten, dass »Identität« generell nur für die eigene Einschätzung gebraucht werden sollte und die Einordnung eines Menschen von außen eindeutig als Fremdbild zu benennen

---

<sup>36</sup> Vgl. Haußer 1995, S. 28. Durch den Prozess des Integrierens und Desintegrierens muss vor allem das Kontinuitäts- und das Konsistenzproblem gelöst werden. Es muss jedem Individuum gelingen in der zeitlichen Dimension - im Laufe seines Lebens - einen roten Faden, eine Kontinuität beizubehalten, um sich als identisch mit allen „Ichs“ über die Zeit zu erleben. Das bedeutet allerdings nicht die äußerliche Stetigkeit eines Lebensweges, sondern die Kontinuität der Selbstwahrnehmungen. Vgl. ebd. Außerdem ist es zur Bildung einer Ich-Identität immer wieder nötig, eine Stimmigkeit des eigenen Verhaltens in den verschiedenen Lebensbereichen (ökologische Konsistenz) zu erzielen. Siehe ebd., S. 29. Dort wo sich die beiden Bereiche überschneiden - der zeitlich-vertikale und der räumlich-horizontale - konstituiert sich Ich-Identität. Siehe Bergmann, Klaus/Hans-Jürgen Pandel: Geschichte und Zukunft. Didaktische Reflexionen über veröffentlichtes Geschichtsbewußtsein, Frankfurt a. M. 1975, S. 149.

<sup>37</sup> Vgl. Schneider, Holger Kurt: Psychiatrie und Identität, in: Identität. Fünf Vorträge, hg. von Henning Kössler, Erlangen/Nürnberg 1989, S. 35-50; hier: S. 44.

<sup>38</sup> Liebsch, Katharina: Wie werden Geschlechtsidentitäten konstruiert?, in: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1/2 1997, S. 6-16; hier: S. 9. (Hervorhebung K. B.)

<sup>39</sup> Diese Selbstaussagen sind zu unterscheiden von persönlicher und sozialer Identität im Sinne Goffmans, der damit nämlich Fremdbeurteilungen meint. Haußer 1995, S. 29.

ist.<sup>40</sup>

Die Strukturierung der Ich-Identität durch emotionale und kognitive Aspekte - Selbstwertgefühl und Selbstkonzept - und die Darstellung des dynamischen Prozesses der Identitätsbildung dienen bei der Untersuchung des Identitätsprozesses als Grundpfeiler.<sup>41</sup> Zur Beantwortung der Forschungsfragen sind aber noch zwei weitere Aspekte in Bezug auf Identität zu beachten:

1. die zeitliche Einschränkung auf »identitätskritische Lebenslagen«,
2. die räumliche Einschränkung auf spezielle »Definitionsräume«.<sup>42</sup>

Es ist im Rahmen dieser Arbeit nicht sinnvoll, sich die *gesamte* Lebensspanne einer Reihe unterschiedlicher historischer Personen auf ihren Identitätsprozess hin anzusehen. Da nicht in jeder Lebensphase die Frage nach der eigenen Identität von Bedeutung ist, wurde eine Einschränkung auf bestimmte **identitätskritische Lebenslagen** vorgenommen. Sie sind nicht zu verwechseln mit Identitätskrisen, sondern stellen einfach einen Abschnitt des Lebens dar, in dem ein Mensch sich besonders mit seiner Identität auseinandersetzt. Im vorliegenden Fall sind es sogenannte »gesellschaftlich periodisierte Krisenlagen«<sup>43</sup>, die sich dadurch auszeichnen, dass sie von der Gesellschaft als kritische Übergänge von einer Lebensphase in eine andere angesehen werden. Für die Untersuchung des Emotionskomplexes »Liebe« bietet sich an, folgende drei Phasen auszuwählen: die Zeit des Werbens, der jungen Ehe und der jungen Elternschaft. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf der ersten Phase, da davon auszugehen ist, dass bei der Partnerwahl unter dem Vorzeichen der romantischen Liebe die Darstellung des eigenen Ich eine äußerst wichtige Rolle spielt.<sup>44</sup>

Innerhalb dieser drei Phasen spielt sich die Identitätsbildung zwar im Verhältnis zum Partner ab, aber nicht ausschließlich. Es gibt grundsätzlich viele verschiedene Lebensbereiche, über die Ich-Identität konstruiert werden kann. Auf die Frage, was

---

<sup>40</sup> Vgl. Haußer 1995, S.40. Derselben Meinung ist auch Hoff, der auf die Unterscheidung zwischen Innen- und Außenperspektive und die teilweise mangelnde Klarheit diesbezüglich in wissenschaftlichen Arbeiten ausdrücklich hinweist: Hoff, Ernst-Hartmut: Identität und Arbeit - Zum Verständnis der Bezüge in Wissenschaft und Alltag, in: Psychosozial, 13. Jg. (1990), Heft 3 (Nr. 43), S. 7-25; hier: S. 11ff.

<sup>41</sup> Vgl. Frey/Haußer 1987, S. 11.

<sup>42</sup> Ich orientiere mich in den Begrifflichkeiten an Frey/Haußer 1987, S. 11f.

<sup>43</sup> Ebd., S. 12.

<sup>44</sup> Siehe zu diesem Thema Kapitel 2.7.1, S.61.

die eigene Identität ausmacht, können ganz unterschiedliche Antworten gegeben werden, wie z. B. die Angabe von Körpermerkmalen, Fähigkeiten, Hobbys oder Besitztümern. Die Antworten sind jedoch nicht zufällig aus dem einen und eben nicht aus dem anderen Gebiet; es gibt stattdessen gesellschaftlich typische Bereiche, die vom Individuum "ausgewählt"<sup>45</sup> werden und in denen sich eine besondere subjektive Bedeutsamkeit und Betroffenheit verdeutlicht.<sup>46</sup> Diese "ausgewählten" Gebiete werden im Folgenden als **Definitionsräume** bezeichnet. Es lassen sich mehrere Merkmale zu einem Definitionsraum zusammenfassen, z. B. schlank, schwarzhaarig und klein als Definitionsraum *Aussehen* oder analytischer Verstand, schnelle Auffassungsgabe und strukturiertes Darstellungsvermögen als Definitionsraum *Intelligenz*.<sup>47</sup>

Dass es gesellschaftstypische Bereiche gibt, die zur Identitätsbildung herangezogen werden, verweist darauf, dass Definitionsräume stets mit spezifischen Interaktionsräumen verknüpft sind, aus deren soziokultureller Strukturierung die definitionsstiftenden Räume erst ihren Sinn und ihre Bedeutung erlangen.<sup>48</sup> Ein Mensch des 16. Jahrhunderts, der sich - rein theoretisch - über seine romantische Liebesbeziehung definierte, hätte sich in seinem gesellschaftlichen Umfeld nicht verständlich machen können. Erst um ca. 1800 machte eine solche Identifizierung Sinn.<sup>49</sup>

Abschließend sollen nun alle bisher genannten und für die vorgelegte Untersuchung relevanten Elemente des Identitätsbegriffs noch einmal aufgelistet werden, die nur in ihrem Zusammenwirken ein klares Bild dieses komplexen Bereiches vermitteln können:

#### Ich-Identität

- muss in einem lebenslangen Prozess über Integration, Desintegration und Ambiguitätstoleranz stets aufs Neue hergestellt werden; sie ist keine einmal erworbene Substanz
- lässt sich im Schnittpunkt von Leib, Bewusstsein und Gesellschaft

---

<sup>45</sup> Frey/Haußer 1987, S. 14.

<sup>46</sup> Haußer 1995, S. 142.

<sup>47</sup> Frey/Haußer 1987, S. 14.

<sup>48</sup> Vgl. ebd., S. 15.

<sup>49</sup> Vgl. Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Kodierung von Intimität, Frankfurt a. M. 1984, S. 148f.

- verorten
- besteht aus emotionalen und kognitiven Aspekten - Selbstwertgefühl und Selbstkonzept - sowie dem Verhaltensaspekt der Selbstdarstellung<sup>50</sup>
- meint stets die eigene Sicht eines Menschen auf sich selbst
- wird in identitätskritischen Lebenslagen besonders deutlich
- wird über bestimmte Definitionsräume und in Interaktionsräumen gebildet

Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht die Ich-Identität von Frauen. Damit erhält der Definitionsraum »weibliches Geschlecht« einen besonderen Stellenwert und soll in einem eigenständigen Abschnitt im Folgenden thematisiert werden.

## 2.3 Geschlecht - Identitätsaspekt und Analysekatgorie

Für die Geschlechtsidentität (Identitätsbildung über den Definitionsraum »Geschlecht«) gelten ebenfalls alle Elemente, die zur Charakterisierung der Ich-Identität allgemein herangezogen wurden. Sie ist zu unterscheiden von »Geschlechtsrollen«, mit denen gesellschaftliche Erwartungen an Frauen und Männer bezeichnet werden.<sup>51</sup>

*„Geschlechtsrollen beziehen sich auf normative Erwartungen an die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und auf geschlechtstypische Regeln über soziale Interaktionen, die innerhalb eines bestimmten kulturell-historischen Kontextes existieren.“<sup>52</sup>*

Welche dieser Erwartungen in die eigene Geschlechtsidentität integriert werden, hängt zum Einen davon ab, über wie viel Rollendistanz die Frau oder der Mann verfügt. Um Geschlechterrollen überhaupt verwerfen zu können, müssen Menschen in der Lage sein, sie mit Abstand zu betrachten.<sup>53</sup> Zum Anderen ist in diesem Zusammenhang die Fähigkeit und Möglichkeit von Bedeutung, negative Sanktionen wegen "Fehlverhaltens" akzeptieren zu können.<sup>54</sup>

Der Definitionsraum »Geschlecht« muss als ein zentraler Bereich der Identitäts-

---

<sup>50</sup> Vgl. Kapitel 1, S. 14.

<sup>51</sup> Pervin 1981, S. 147.

<sup>52</sup> Spence, J. T./Deaux, K./Helmreich, R. L.: Sex Roles in contemporary American Society, in: Lindzey, G./Aronson, E. (Hg.): Handbook of Social Psychology, 3. Aufl., Bd. 2, New York 1985, S.149-178; hier: S. 150. Zitierte Übersetzung nach Alfermann, Dorothee: Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten, Stuttgart 1996, S. 33.

<sup>53</sup> Vgl. Krappmann, Lothar: Soziologische Dimension der Identität: strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, 4. Aufl., Stuttgart 1975, S. 133ff.

<sup>54</sup> Vgl. Alfermann 1996, S. 33.

bildung angenommen werden. Auch hier wird zwischen den drei Ebenen der Kognition, der Emotion und des Verhaltens unterschieden, so dass sich Fragen danach ergeben, wie Menschen ihr Geschlecht wahrnehmen, ob sie sich geschlechtstypische Eigenschaften, Fähigkeiten oder Interessen zuschreiben, wie sie mit „untypischen“ Eigenschaften, Fähigkeiten oder Interessen umgehen, wie sie ihr Frau- oder Mannsein, ihr „Untypischsein“ bewerten und wie sehr und auf welche Weise diese Sichtweisen ihr Verhalten beeinflussen.<sup>55</sup>

Ebenso wie bei der Ich-Identität gilt auch für die Geschlechtsidentität, dass sie im Schnittpunkt von Leib, Bewusstsein und Gesellschaft gebildet wird<sup>56</sup> und dass sie niemals abgeschlossen ist. Sie muss immer wieder über alle drei Identitätsbereiche neu konstruiert werden.

Das Konstruieren von **zwei** Geschlechtern scheint eine Selbstverständlichkeit zu sein<sup>57</sup>, es gilt jedoch festzuhalten, dass die **Zweigeschlechtlichkeit** nur **ein** soziokulturelles Modell der Wirklichkeit ist, das entsprechend historischen Veränderungen unterliegt. Diese Erkenntnis ist noch weit entfernt davon, allgemeine Anerkennung zu genießen.<sup>58</sup> Erst seit einigen Jahren stellen historische, soziologische, biologische und ethnologische Studien die Zweigeschlechtlichkeit in Frage. Die wichtigsten Ergebnisse der nicht-historischen Forschungsbereiche lassen sich in drei Aspekten, mit denen kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird, zusammenfassen:

1. Zweigeschlechtlichkeit ist keine natürliche, sondern eine primär soziale Realität<sup>59</sup> und als solche

*„Bestandteil von Figurationen, in denen Männer und Frauen handelnd beteiligt sind. Zweigeschlechtlichkeit im figurationssoziologischen Sinne ist dynamisch, das heißt*

---

<sup>55</sup> Vgl. Trautner, Hanns Martin: Geschlecht, Sozialisation und Identität, in: Frey/Haußer 1987, S. 29-42; hier: S. 29f.

<sup>56</sup> Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, auf den entwicklungspsychologischen Aspekt der Geschlechtsidentität einzugehen. Vgl. dazu u. a. Benjamin, Jessica: Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht, Frankfurt a. M. 1990 (Original: New York 1988); Fast, Irene: Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität, Frankfurt a. M. 1996.

<sup>57</sup> Dass dem nicht so ist, versucht aus historischer Sicht Thomas Laqueur zu zeigen. Vgl. Laqueur 1992, besonders S. 37ff.

<sup>58</sup> Eine andere Auffassung vertritt beispielsweise Hilge Landweer, deren These ist, dass Geburtigkeit in jeder Kultur für die Unterscheidung von zwei Geschlechtern sorgt. Siehe Landweer, Hilge: Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex/gender-Unterscheidung, in: Feministische Studien, Heft 2, 1993, S. 34-43; hier: S. 34.

<sup>59</sup> Hagemann-White 1989, S. 229.

*historisch entstanden, Bestandteil des Prozesses der Zivilisation und mit dem Wandel der Figurationen auch veränderbar.*<sup>60</sup>

2. „Weibliches und männliches Geschlecht (*sex*) werden nicht mehr als zwei entgegengesetzte, einander ausschließende Kategorien verstanden, sondern vielmehr als Kontinuum, bestehend aus dem genetischen Geschlecht, dem Keimdrüsengeschlecht und dem Hormongeschlecht“<sup>61</sup>.

3. Es gibt keine zweigeschlechtliche »Natur des Menschen«, sondern soziokulturell unterschiedliche Ausprägungen von Geschlechtern. Zwar herrschen zweigeschlechtliche Gesellschaften vor, doch gibt es ebenso Gesellschaften mit drei Geschlechtern, wie z. B. die ost-afrikanischen Potok oder einige nord-amerikanische Indianerstämme. Für das „dritte Geschlecht“ in den letztgenannten Gesellschaften, hat sich die Bezeichnung »Berdache« eingebürgert.<sup>62</sup>

Die Tatsache, dass Zweigeschlechtlichkeit sozial konstruiert wird, besitzt auch für die Untersuchung weiblicher Identitäten im Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts Relevanz. Es ist ein gravierender Unterschied, ob davon ausgegangen wird, dass Menschen entweder als weiblich oder männlich auf die Welt kommen und diese „Naturgegebenheit“ nur durch Sozialisierung und Kultivierung einen bestimmten gesellschaftsspezifischen Ausdruck erfährt oder ob Menschen mit vielfältigen Möglichkeiten geboren werden und nun in eine von zwei Schubladen passen müssen. Von Bedeutung ist ein Denken in den binären Kategorien der Zweigeschlechtlichkeit auch deshalb, weil damit historisch gesehen gleichzeitig ein Denken in Hierarchien einhergeht. Im Prozess des »doing gender«

---

<sup>60</sup> Klein/Liebsch 1997a, S. 32.

<sup>61</sup> Lorber, Judith/Farell, Susan A. (Hg.): *The Social Construction of Gender*, Newbury Park u. a. 1991, S. 7, zit. nach Gildemeister/Wetterer 1992, S. 209. Vgl. auch Hagemann-White, 1989, S. 228. Welche Folgen es hat, wenn statt in einem Geschlechterkontinuum in nur zwei polarisierten Geschlechtern gedacht wird, zeigt die Tatsache, dass intersexuelle Kinder per chirurgischem Eingriff zu einem von beiden gemacht werden. Das Recht auf körperliche Unversehrtheit müssen Intersexuelle noch einfordern. Vgl. Sparmann, Anke: Intersexualität. Die Stunde der Chirurgen, in: GEO WISSEN, Nr. 26 Frau & Mann, S. 100-108.

<sup>62</sup> Kessler, Suzanne/McKenna, Wendy: *Gender. An Ethnomethodological Approach*, New York 1978, S. 22ff. und S. 41, Anm. 1. Auf Grund dieser Forschungsergebnisse kann man nun noch einen Schritt weiter gehen, um vom Ein-Geschlecht-Modell über die Zweigeschlechtlichkeit zum Vielgeschlechter-Modell zu gelangen. D. h. es gibt im Prinzip viele, statt zwei Geschlechter, denn im biologischen, mentalen, emotionalen und habituellen Bereich gibt es potentiell vielfältigste Spielräume, denen man mit zwei Geschlechtskategorien ganz und gar nicht gerecht wird. Einen dementsprechenden Zugang zur Geschlechterwirklichkeit liefert die Null-Hypothese von Hagemann-White. Darin heißt es, „*daß es keine notwendige, naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit gibt, sondern nur verschiedene Konstruktionen von Geschlecht.*“ Hagemann-White 1989, S. 230.

wurden nämlich „Männlichkeit *a/s* Dominanz, Weiblichkeit *a/s* Unterordnung“<sup>63</sup> konstruiert.

Die Analysekategorie des sozialen Geschlechts (gender) ist aus verschiedenen Gründen bedeutsam für die hier vorgelegte historische Untersuchung. Es ist für jede Analyse von Bedeutung, ob es sich bei dem Untersuchungsgegenstand um eine konstante oder eine variable Größe handelt. Zu lange wurde und wird das Geschlecht für eine Konstante gehalten. Das Wissen um den Prozess- und Konstruktionscharakter von Geschlechtern ermöglicht in diesem speziellen Fall außerdem einen differenzierteren Zugang zum Interaktionsprozess der Liebespaare. So können die Einflussnahme verschiedener Faktoren aufeinander analysiert werden, wie z. B. zwischen Selbstdarstellung und Geschlechtsidentität, »doing gender« und Fremdbild.

### 2.3.1 Geschlechterbeziehungen als Machtbeziehungen

Das Konzept der Machtbalance von Elias, das Macht als Struktureigentümlichkeit sämtlicher menschlicher Beziehungen ansieht, ermöglicht einen komplexeren Zugang zu Macht in Geschlechterverhältnissen als es eine polare Unterscheidung in männliche Unterdrücker und weibliche Unterdrückte gewährleistet. Leider formuliert Elias sein Konzept nicht sehr differenziert, weshalb es einer Ergänzung bedarf. Diese findet sich in den bourdieuschen Kapitalformen des ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals.<sup>64</sup> Kapital definiert Bourdieu folgendermaßen: *„Das Kapital ist eine der Objektivität der Dinge innewohnende Kraft, die dafür sorgt, daß nicht alles gleich möglich oder unmöglich ist.“*<sup>65</sup>

**Ökonomisches Kapital** entspricht Geldwerten oder all dem, was dazu gemacht werden kann.<sup>66</sup> **Soziales Kapital** definiert sich über die Beziehungen, über die ein Mensch verfügt.<sup>67</sup> Diese Ressourcen beruhen auf Gruppenzugehörigkeit, wobei

---

<sup>63</sup> Hagemann-White 1993, S. 71. (Hervorhebung im Original)

<sup>64</sup> Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt. Sonderband 2), Göttingen 1983, S. 183-198.

<sup>65</sup> Ebd., S. 183.

<sup>66</sup> Bourdieu 1983, S. 185.

<sup>67</sup> Bourdieu 1983, S. 185.

sich gegenseitige Verpflichtungen einstellen, die sich entweder aus institutionellen Garantien wie z. B. Rechtsansprüchen oder aus subjektiven Gefühlen herleiten.<sup>68</sup> Eins dieser subjektiven Gefühle könnte auch Liebe sein, weshalb Stefanie Ernst »Liebe« als affektive Machtressource ansieht.<sup>69</sup>

Ebenso wesentlich wie das soziale ist auch das **kulturelle Kapital** für die Beantwortung der Frage nach der Machtbalance in Geschlechterbeziehungen. Bourdieu unterscheidet insgesamt drei Formen des kulturellen Kapitals, nämlich institutionalisiertes (Schule, Universität), objektiviertes und inkorporiertes.<sup>70</sup> Objektiviertes kulturelles Kapital meint kulturelle Güter, wie z. B. Bilder, Bücher oder Instrumente. Dieses lässt sich jedoch nur dann im eigentlichen Sinne aneignen - über den materiellen Besitz<sup>71</sup> hinaus - wenn auch über verinnerlichte Bildung, also inkorporierte Kultur verfügt wurde.<sup>72</sup> Bildung, die verinnerlicht wurde, ist an die Trägerin oder den Träger dieser Bildung gebunden; sie kann nicht wie bei Bildungsgütern oder materiellen Ressourcen veräußert werden. Letztlich **haben** Männer oder Frauen dieses Kapital nicht, sie **sind** es.<sup>73</sup> Die Aneignung dieser Machtressource findet über »soziale Vererbung«<sup>74</sup> statt, d. h. über die Weitergabe von Bildungswissen innerhalb der Familie. Nur wenn Personen von existentiellen ökonomischen Zwängen befreit sind, haben sie die Möglichkeit, sich dieses spezielle kulturelle Kapital anzueignen, da dazu regelmäßiger Zeitaufwand vonnöten ist.<sup>75</sup> Daran ist erkennbar, wie eng ökonomisches und kulturelles Kapital verknüpft sind.

Frauen können den Modellen von Machtbalancen und Kapitalformen zufolge also

---

<sup>68</sup> Ebd., S. 190 ff.

<sup>69</sup> Ernst, Stefanie: Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern in der bürgerlichen Ehe. Sozio- und psychogenetische Perspektiven, in: Klein/Liebsch 1997, S. 154-184; hier: S. 178.

<sup>70</sup> Bourdieu 1983, S. 185.

<sup>71</sup> Ebd., S. 185. Zum geschlechtsdifferenten Eigentumsrecht vgl. Vogel, Ursula: Patriarchale Herrschaft, bürgerliches Recht, bürgerliche Utopie. Eigentumsrechte der Frauen in Deutschland und England, in: Jürgen Kocka (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, Bd. 1, München 1988, S. 406-439; Holthöfer 1997 und Weber-Will, Susanne: Geschlechtsvormundschaft und weibliche Rechtswohlthaten im Privatrecht des preußischen Allgemeinen Landrechts von 1794, in: Gerhard, Ute (Hg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997, S. 452-459.

<sup>72</sup> Bourdieu 1983, S. 188.

<sup>73</sup> Ebd., S. 187.

<sup>74</sup> Ebd., S. 187.

<sup>75</sup> Ebd., S. 188.

durchaus über Machtressourcen verfügen. Dies bedeutet jedoch nicht das Ende der Geschlechterhierarchie, da die „Macht im Hause [...] nie öffentliche Macht ausgleichen kann, weil die private oder häusliche Komplementarität nie mit der Kontrolle der weiteren sozio-ökonomischen Ordnung [...] rivalisieren kann“.<sup>76</sup> Um ihre Interessen zu vertreten, werden Frauen dementsprechend häufig indirekte Wege der Einflussnahme zugeschrieben, wie z.B. Intrigen, moralischen Druck und soziale Kontrolle über „Klatsch“ und persönliche Beziehungen.<sup>77</sup> Da Frauen in der Regel über geringe Machtressourcen verfügen und somit fast immer in einem Abhängigkeits- und Unterordnungsverhältnis zum Mann - Vater, Ehemann, Bruder - lebten, können diese Verhaltensweisen als Überlebensstrategien angesehen werden; sie als „weibliche Wesensmerkmale“ zu bezeichnen, wäre jedoch eine Fehlinterpretation.<sup>78</sup> Subversives Handeln ist zudem nicht frauenspezifisch, da auch Männer indirekte Wege der Interessendurchsetzung gehen.<sup>79</sup> Bei der Charakterisierung von Frauen und Männern als Gegensatzkategorien werden stets „die Gemeinsamkeiten innerhalb einer Gruppierung auf Kosten der Unterschiede“<sup>80</sup> hervorgehoben.

Obgleich die Machtbalance in den Paarbeziehungen durch vielfältige Einflüsse stets in Bewegung blieb, wurde die gesellschaftlichen Dominanz des Mannes davon nicht tangiert. Es stellt sich nun die Frage, inwiefern die Frauen selbst zu diesem Ungleichgewicht beigetragen haben.<sup>81</sup> Ausgehend von Geschlechterbeziehungen als machtbalancierten Figurationen liegt eine Antwort darin, dass

---

<sup>76</sup> Dumont du Voitel, Waltraud: Macht und Entmachtung der Frau. Eine ethnologisch-historische Analyse, Frankfurt a. M./New York 1994, S. 374. Auf Grund dieser unterschiedlichen Macht-Räume ist es nach Elisabeth Grosz sinnvoll, zwischen der individuellen, strukturellen und symbolischen Ebene von Machtverhältnissen zu unterscheiden. Sie bezeichnet diese Bereiche in der genannten Reihenfolge mit Sexismus, Patriarchalismus und Phallogentrismus. Alle drei Ebenen greifen ineinander, um die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern stabil zu halten. Siehe Grosz, Elisabeth: »Philosophy«, in: Gunew, Sneja (Hg.): Feminist Knowledge. Critique and Construct, London 1990, S. 147-174. Ich beziehe mich hier auf die Übersetzung von Gudrun-Axeli Knapp in Macht und Geschlecht. Neue Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion, in: Knapp/Wetterer 1992, S. 287-325; hier: S. 311-313.

<sup>77</sup> Paletschek, Sylvia: Einleitung, in: Geschlecht. Macht. Arbeit. Kategorien in der historischen Frauenforschung, hg. v. »Frauen & Geschichte Baden-Württemberg«, (Frauenstudien Baden-Württemberg, Bd. 8), Tübingen 1995, S. 7-23; hier: S. 20. Vgl. auch Dumont du Voitel 1994, S. 371 und Lipman-Blumen, Jean: Gender roles and power, Englewood Cliffs 1984, S. 30.

<sup>78</sup> Vgl. Dumont du Voitel 1994, S. 371.

<sup>79</sup> Dies zeigt sich auch an der Quellenanalyse. Vgl. Kapitel 5, S. 194 und S. 213.

<sup>80</sup> Harding 1991, S. 189.

<sup>81</sup> Vgl. Thümer-Rohr, Christina: Mittäterschaft und Entdeckungslust, Berlin 1989. Vgl. auch Klein/Liebsch 1997a, S. 24.

gerade die Tatsache der **nicht** völligen Unterdrückung und Machtlosigkeit der Frauen den Grund für ihr Verbleiben im patriarchalen System bildet.<sup>82</sup> „*If men want not only love but productivity, service, and work from women, those who are beaten down are incapable of such efforts.*“<sup>83</sup> Oder anders ausgedrückt: „*Softly, softly, catch a monkey*“<sup>84</sup>...

Lipman-Blumen hat für diese Beziehungen folgende Gründe des Ausharrens der Frauen herausgefunden, die auch bei der Untersuchung der historischen Liebesbeziehungen einbezogen werden. Sie geht davon aus, dass die weniger machtvolle Gruppe - in diesem Fall die Frauen - sich solange erlaubt dominiert zu werden, „*solange sie daran glaub[t...], dass eine Kombination der folgenden Bedingungen existiert*“<sup>85</sup>:

1. Die Männer - als dominante Gruppe - sind klüger und tüchtiger. Diese Annahme bezeichnet die Wissenschaftlerin als Kontrollmythos, der u. U. den Status einer selbsterfüllenden Prophezeiung erhalten kann. Ein weiterer Mythos ist der, dass die Schwäche der Frauen ihre Stärke sei.<sup>86</sup>
2. Es ist den Männern ein wichtiges Anliegen, die Interessen der schwächeren Gruppe zu vertreten.
3. Die Männer kontrollieren wertvolle Ressourcen.
4. Die Ungleichheit bezüglich der Ressourcen ist so überwältigend, dass Anstrengungen, sie zu verändern nur fehlschlagen könnten.
5. Die schwächere Gruppe kann, wenn sie sich angemessen verhält, die Macht der dominanten Gruppe teilen.<sup>87</sup>

Es scheint für die Frauen sinnlos zu sein, einen „*starken, weisen und besonders wohlwollenden Despoten zu bekämpfen. Sexuelle und affektive Bande zum wohlwollenden Herrscher vervollständigen das Bild.*“<sup>88</sup>

---

82 Lipman-Blumen 1984, S. 43.

83 Ebd.

84 Ebd., S. 45.

85 Ebd., S. 9. (Hervorhebung K. B.)

86 Ebd., S. 50.

87 Ebd., S. 9.

88 Lipman-Blumen 1984, S. 50.

## 2.4 Emotionen

Um Emotionen in die Geschichtswissenschaft einzubeziehen, bedarf es eines interdisziplinären Zugangs. Besonders die Soziologie, aber auch die Psychologie und Neurologie verfügen über Ansätze, die für die historische Forschung fruchtbar gemacht werden können.<sup>89</sup> Zunächst soll es darum gehen, den Begriff der »Emotion« für diese Arbeit zu definieren, was ebenso wie bei »Identität« nicht unproblematisch ist. 1981 wurden in einer Studie im Bereich Psychologie 92 (!) verschiedene Definitionen des Begriffs »Emotion« aufgelistet.<sup>90</sup> Es ist daher unumgänglich, sich bei der Kennzeichnung von »Emotion« darauf zu beschränken, eine für die vorliegende Arbeit nützliche Begrifflichkeit herauszuarbeiten und keine komplexe interdisziplinäre Diskussion zu diesem Thema vorzulegen.

Weitere wichtige Fragen, die es in diesem Abschnitt zu klären gilt, sind die nach der Rolle von Emotionen in der historischen Forschung sowie nach dem Zusammenhang zwischen Emotionen und den für diese Arbeit wichtigen Elementen der Ich-Identität und des sozialen Geschlechts.

### 2.4.1 Definition von »Emotion«

Obwohl es keinen Konsens darüber gibt, was unter Emotionen zu verstehen ist<sup>91</sup>, steht jedoch ausgehend von Alltagserfahrungen fest, dass erst durch emotionales Erleben die Welt von einem neutralen Ort zu einem Raum wird, zu dem eine Verbindung besteht.<sup>92</sup> Emotionen sind integrativer Bestandteile der Ich-Identität und stellen daher schnelle und zuverlässige Repräsentanten der individuellen Interessenlage dar.<sup>93</sup> Sie liefern damit Orientierungshilfen und Strukturierungen, wodurch rasche Handlungswahlen ermöglicht werden. Durch eine rein kognitive Erkenntnis<sup>94</sup> von Gegenständen und Sachverhalten wäre dies nicht gewähr-

---

<sup>89</sup> Vgl. Pandel 1992, S. 47.

<sup>90</sup> Kleinginna Jr., Paul R./Kleinginna, Anne M.: A Categorized List of Emotion Definitions, with Suggestions for a Consensual Definition, in: *Motivation and Emotion*, Vol. 5, No. 4, 1981, S. 345-379; hier: S. 347.

<sup>91</sup> Vgl. u. a. auch Gerhards 1988, S. 15 und Alston, William P.: Emotion und Gefühl, in: Kahle 1981, S. 9-33; hier: S. 9.

<sup>92</sup> Vgl. Heller, Agnes: *Theorie der Gefühle*, Hamburg 1981, S. 19ff. und Schmitz, Hermann: *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*, hg. v. Hermann Gausebeck u. Gerhard Risch, 2. überarb. u. erw. Aufl. (1989<sup>1</sup>), Paderborn 1992, S. 107.

<sup>93</sup> Metzinger 1993, S. 162

<sup>94</sup> Eine "rein" kognitive Erkenntnis muss als Polarisierung zu Analysezwecken angesehen werden, da

leistet.<sup>95</sup>

Bei der weiteren Annäherung an den Begriff »Emotion« ist der Definitionsversuch von Gerhards hilfreich:

*„Emotionen sind eine positive oder negative Erlebnisart des Subjekts, eine subjektive Gefühlslage, die als angenehm oder unangenehm empfunden wird. Emotionen entstehen als Antwort auf eine Bewertung von Stimuli und Situationen; sie können mit einer physiologischen Erregung einhergehen und können in Form von Emotionsexpressionen zum Ausdruck gebracht werden. Sie wirken selbst wieder strukturierend auf den sozialen Zusammenhang zurück.“<sup>96</sup>*

Emotionen entfalten sich demnach in zwei Spannungsfeldern:

1. Spannungsfeld: **Körper und Geist** - kognitive Vorgänge im Sinne von Bewertungen sind integraler Bestandteil von Emotionen; physiologische Vorgänge können es sein.

2. Spannungsfeld: **Subjekt und Gesellschaft** - Emotionen werden subjektiv empfunden, wirken aber über ihren Ausdruck auf soziale Zusammenhänge zurück.

Zum Spannungsfeld 1: Dass ein Zusammenspiel von Körper und Geist zur Entstehung einer Emotion vonnöten ist, kann als unstrittig gelten.<sup>97</sup> Über eine Verknüpfung mit Kognitionen sind Emotionen, wie auch der Emotionskomplex »Liebe«, durch emotionale Standards vielfältig formbar<sup>98</sup> und dadurch stets

---

emotionale und kognitive Prozesse bei der Steuerung und Kontrolle menschlicher Handlungen eng miteinander verflochten sind. Vgl. Lantermann, Ernst D.: Kognitive und emotionale Prozesse beim Handeln, in: Mandl, Heinz/Huber, Günter L. (Hg.): Emotion und Kognition, München u. a. 1983, S. 248-281; hier: S. 281.

<sup>95</sup> Kahle, Gerd: Handlung, Emotion, Selbst. Diss., Glashütten 1982, S. 74. Vgl. auch Metzinger, S. 158. Kapfhammer und Ulich kritisieren Konzepte wie die von Kahle, Metzinger u. a., welche die Existenz von Emotionen mit ihrer Zweckdienlichkeit begründen, als zu einseitig. Sie betonen, dass Menschen nicht nur handelnd in der Welt sind, sondern auch einfach in der Welt. Kapfhammer Hans-Peter/Ulich, Dieter: Sozialisation der Emotionen, in: Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, hg. v. Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter, 4. Neub. Aufl., Weinheim/Basel 1991, S.551-572; hier: S. 552.

<sup>96</sup> Gerhards 1988, S. 16. Aus leibphilosophischer Sicht gibt es Einwände dagegen, dass Emotionen als „subjektive Gefühlslagen“ bezeichnet werden. Stattdessen ist von Gefühlen als Atmosphären die Rede, die eine vom Ich unabhängige Objektivität besitzen. Vgl. Böhme, Hartmut: Gefühle, in: Wulf, Christoph u. a. (Hg.): Handbuch der historischen Anthropologie, Weinheim 1997, S. 61-84; hier: S. 72 und Schmitz 1992, S. 111ff.

<sup>97</sup> Vgl. Stearns/Stearns 1985, S. 834 und Kapfhammer/Ulich 1991, S. 551. Die wichtigste körperliche Gegebenheit stellt das Gehirn - speziell das limbische System - als organische Grundlage für Emotionen dar. Siehe Pandel 1992, S. 47. Zu den neurologischen und biochemischen Grundlagen menschlicher Emotionalität siehe Hülshoff, Thomas: Emotionen. Eine Einführung für beratende, therapeutische, pädagogische und soziale Berufe, München/Basel 1999, S. 32-57.

<sup>98</sup> Es ist generell umstritten, ob Kognitionen eine Emotionsbildung **initiierten**, z. B. als Bewertung einer Situation, oder ob sie auf eine physiologische Erregung **reagieren**. Vgl. Haußer 1995, S. 14. Fest steht nur, dass Kognitionen in engstem Zusammenhang mit Emotionen stehen. Auch Gerhards hält sich in seiner Definition beide Türen offen.

Bestandteil einer spezifischen Gefühlskultur. So können z. B. Emotionsnormen in gesellschaftlichen Rollenvorschriften enthalten sein, welche die Basis dafür liefern, *„nach der beurteilt wird, welche Gefühle einer bestimmten Ereignisabfolge angemessen erscheinen.“*<sup>99</sup> Für die hier vorgelegte Untersuchung sind die sozialen Rollen der Braut und Ehefrau von besonderer Relevanz.

Mit dieser Thematik wurde bereits das zweite Spannungsfeld - Subjekt und Gesellschaft - betreten, was die enge Verzahnung dieser beiden Felder verdeutlicht. Die körperlichen und geistigen Grundlagen von Emotionen existieren stets innerhalb spezifischer Gegebenheiten. Je nachdem in welche Kultur und welches soziale Milieu jemand hineinwächst, erwirbt er oder sie bestimmte Einstellungen zu Emotionen und spezifische Regeln des Umgangs mit ihnen. Dabei spielt besonders das Erlernen der Muttersprache eine wichtige Rolle.<sup>100</sup> Dieses prägt spätere Situationsbewertungen und das emotionale Erleben. *„Personen benennen, bewerten und verstehen also ihre emotionalen Reaktionen in Übereinstimmung mit den Gruppennormen und -werten. Durch diese »Etikettierung« sind sie imstande, Gefühle zu kommunizieren und zu kontrollieren.“*<sup>101</sup>

Für eine Geschichte der Emotionalität, die sich mit der Beziehung zwischen Subjekt und Gesellschaft auseinandersetzt, müssen theoretische Anleihen bei der Soziologie gemacht werden. Dabei sind drei Grundbegriffe von Bedeutung: »affektuelles Handeln«, »Vergemeinschaftung« und »Status«.<sup>102</sup> »Affektuelles Handeln« erzeugt in einer sozialen Gruppe - wie z. B. dem Bildungsbürgertum - eine wechselseitige, enge Verbindung, die zu einer Gemeinschaft führt. Von entscheidender Bedeutung ist dabei die Persönlichkeit jeder und jedes Einzelnen und nicht etwa das Rollenverhalten.<sup>103</sup> Solch eine »Vergemeinschaftung« (Max Weber) beruht auf einem subjektiv gefühlten Zusammenhang und nicht auf

---

<sup>99</sup> Hochschild, Arlie Russel: Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle, Frankfurt a. M./New York 1990 (Original Berkeley/Los Angeles 1983), S. 83.

<sup>100</sup> Pandel 1992, S. 49.

<sup>101</sup> Kahle 1981, S. 300.

<sup>102</sup> Pandel 1992, S. 50.

<sup>103</sup> Pandel 1992

gemeinsamen Interessen.<sup>104</sup> Das in sozialen Beziehungen die jeweilige Machtbalance zwischen den Personen eine Rolle spielt, wurde in Bezug auf Geschlechterbeziehungen schon dargestellt. Dies gilt jedoch generell für sämtliche soziale Verhältnisse und somit auch für den emotionalen Bereich: *„Nicht nur die jeweilige soziale Situation definiert das Gefühl in seiner Qualität, sondern auch der soziale Status und die Macht dessen, der zum Auslöser oder Adressaten des Gefühls wird. In sozialen Beziehungen strukturieren diese zwei Faktoren das affektuelle Handeln und legen dadurch erst seine Qualität fest.“*<sup>105</sup>

»Status« meint in diesem Zusammenhang nicht eine tatsächlich vorhandene, sondern eine zugeschriebene menschliche Eigenschaft, die in der Qualität variieren kann. Jemand mit einem hohen sozialen Status erhält freiwillige Gunstbeweise, Belohnungen und Privilegien.<sup>106</sup>

Die drei dargestellten soziologischen Begrifflichkeiten werden von Pandel als Komplex der **Gefühlskultur** zusammengefasst. In ihm ist die Vernetzung von *„Organismus, Persönlichkeit, Sozialsystem und Kultur“*<sup>107</sup> enthalten, wodurch der Forderung an eine Geschichte der Emotionalität, Körper, Psyche und Gesellschaft zu integrieren und ihren historischen Wandel zu verdeutlichen, Rechnung getragen wird.<sup>108</sup>

Es folgt abschließend eine Zusammenstellung der wichtigsten Elemente von »**Emotionen**«. Kennzeichnend für sie ist

- eine enge Verflechtung mit Kognitionen (Situationsbewertungen und Urteile über den eigenen Erregungszustand).
- ihre grundsätzliche Wandel- und Formbarkeit durch soziokulturelle Einflüsse, die in kognitive Prozesse eingehen. Es findet eine Orientierung an emotionalen Standards statt und damit eine Einbettung in eine spezifische Gefühlskultur.
- häufig ein Emotionsausdruck (z. B. eine bestimmte sprachliche Kodierung, Mimik oder Gestik).<sup>109</sup>

---

<sup>104</sup> Ebd., S. 51.

<sup>105</sup> Ebd., S. 52.

<sup>106</sup> Kemper, Theodore D.: Auf dem Wege zu einer Theorie der Emotionen: Einige Probleme und Lösungsmöglichkeiten, in: Kahle 1981, S. 134-154; hier: S. 139. Vgl. auch Pandel 1992, S. 52.

<sup>107</sup> Gerhards 1988, S. 55. Er nimmt hier Bezug auf die Arbeit von Talcott Parsons.

<sup>108</sup> Vgl. Pandel 1992, S. 53 und ebd., S. 57f. Siehe auch Stearns Verwendung von „emotional cultures“ in: Stearns, Peter N.: Redefinitions and Historical Change. Girls, Boys and Emotions, in: The Journal of American History, Bd. 80 (93), H. 1, S. 36-74; hier: S. 36f.

<sup>109</sup> Der Begriff »Emotionsausdruck« wird zwar häufig benutzt, ist jedoch etwas irreführend: Es ist auf keinen

- meistens eine physiologische Erregung.

#### 2.4.2 Emotionalität - Identität - Geschlecht

Die Ausführungen in den vorhergegangenen Abschnitten implizieren eine enge Vernetzung von Emotionalität, Identität und Geschlecht. Im Zusammenhang mit der engen Verknüpfung von Leiblichkeit und Emotionen wurde eine Beziehung zur Identität hergestellt. Außerdem besteht Identität auch aus emotionalen Anteilen in Form von Selbstwertgefühlen. An dieser Stelle sollen nun einige explizite Verbindungslinien gezogen werden.

Es kann wohl universell gelten, dass Menschen in der Regel für ein befriedigendes Leben von anderen Menschen abhängen. Menschen benötigen die emotionale Stimulation durch andere Menschen.<sup>110</sup> Dieser Ansatz von Elias kann für den Zusammenhang zwischen Identität und Emotion fruchtbar gemacht werden. Er entwirft nämlich als Gegenbild zum »homo clausus« den »offenen Menschen«, der über affektive Valenzen verfügt.<sup>111</sup> Elias verdeutlicht die Bedeutung einer solchen Valenz durch das Beispiel des Todes eines geliebten Menschen:

*„Der Tod [...] bedeutet, daß er ein Stück seiner selbst verloren hat. Eine der Valenzen in der Figuration seiner gesättigten und ungesättigten Valenzen hatte sich in der anderen Person verankert. Und nun ist sie tot. Ein integrales Stück seiner selbst, seines »Ich-und-Wir«-Images ist weggebrochen. Die Valenz, die sich dort verankert hatte, ist abgerissen. Nicht sie allein ändert sich damit, die spezifische Figuration der Valenzen des Überlebenden, sein ganzes persönliches Beziehungsgeflecht verändert mit dem Tod der geliebten Person seine Balance.“<sup>112</sup>*

Betrachtet man die Vernetzung von Geschlecht, Identität und Emotionen genauer, gerät wiederum die Tatsache, dass Geschlechterbeziehungen auch Machtbeziehungen sind, in den Blick. Dies ist für männliche und weibliche

---

Fall damit gemeint, dass etwas „innerlich“ Wahrgenommenes nach außen „gedrückt“ wird. Auch Wahrnehmungen werden kulturell geprägt und sind Ausdruck der Ich-Wir-Identität des Individuums. Am deutlichsten ist dieser Sachverhalt bei der Sprache. Durch sie werden Gefühle nicht ausgedrückt, sondern Sprache ist ein „Medium der Gefühlsbildung und -nuancierung“. Siehe Müller 1996, S. 6.

<sup>110</sup> Elias 1971, S. 147.

<sup>111</sup> Ebd. Elias wendet sich hier gegen das „ego-zentrierte“ Menschenbild (Keupp s. u.) der Moderne, das auch von anderen kritisiert wird: von der kulturvergleichenden Forschung, den feministischen Sozialwissenschaften, der Systemtheorie, der Kritischen Theorie und dem poststrukturalistischen Dekonstruktivismus. Siehe Keupp, Heiner: Sozialisation durch psychosoziale Praxis, in: Hurrelmann /Ulich 1991, S. 467-492; hier: S. 472f.

Emotionalität wichtig, da Machtpotentiale und Status das affektuelle Handeln und Erleben beeinflussen. Für die bildungsbürgerliche Formation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gilt, dass in der Regel Männer über mehr Machtmittel und Status verfügten als Frauen.<sup>113</sup> Nach einer beidseitig akzeptierten Norm hat der Statushöhere lt. Hochschild einen Anspruch auf emotionale Gratifikationen.<sup>114</sup> Sie spricht in diesem Zusammenhang von „zusätzlicher »Surplus-Gefühlsarbeit«. Dabei handelt es sich vor allem um eine *Gefühlsarbeit, die das Wohlbefinden und den Status anderer unterstützt, verstärkt und aufwertet.*“<sup>115</sup> Dass dieses Verhalten das Ergebnis von Gefühlsbearbeitung ist, soll dabei geheim bleiben.<sup>116</sup> Hochschild geht des Weiteren davon aus, dass „*Frauen im Verlauf ihrer Anpassungs- und Kooperationsbemühungen viel Zeit auf eine aktive Signalisierung von Unterwerfungsgesten verwenden.*“<sup>117</sup> Da Emotionen also alltäglich in Geschlechterbeziehungen produziert werden, wäre es für die Geschlechtergeschichte äußerst fruchtbar, die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit auch im emotionalen Bereich empirisch zu untersuchen.<sup>118</sup> Die emotionale Geschlechterpolarisierung entspricht der geschlechtlichen Arbeitsteilung in der bürgerlich-patriarchalen Gesellschaft, in der Frauen die Aufgabe der Hausfrau und Mutter zugewiesen wird. Die materielle Abhängigkeit, in die Frauen dadurch geraten, führt lt. Hochschild zu einem Tauschgeschäft: Emotionen gegen materielle Mittel.<sup>119</sup> Emotionen sind dadurch nicht nur Teil der gesellschaftlichen Aufgabe der Frauen, „*sondern zugleich auch ein wesentliches Instrument ökonomischer und sozialer Existenzsicherung. Deshalb werden Gefühle gezielt eingesetzt als Interessenkalkül, als Mittel zum Zweck.*“<sup>120</sup> Männer werden dadurch zu

---

<sup>112</sup> Elias 1971, S. 148.

<sup>113</sup> Vgl. dazu im Einzelnen Kapitel 2.6.

<sup>114</sup> Hochschild 1990, S. 93

<sup>115</sup> Ebd., S. 135. (Hervorhebung im Original)

<sup>116</sup> Ebd., S. 140.

<sup>117</sup> Ebd., S. 135.

<sup>118</sup> Vgl. Hagemann-White 1993, S. 77. Vgl. auch Bilden, Helga: Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: Hurrelmann/Ulich 1991, S. 279-302; hier: S. 286. Aus der Sozialisationsforschung sind dazu folgende Ergebnisse relevant: Männern wird in der Regel Instrumentalität und Frauen Expressivität zugeordnet. Bilden 1991, S. 285.

<sup>119</sup> Hochschild 1990, S. 132. Auch Kamper und Wulf gehen davon aus, dass Liebe in das System der Tauschökonomie integriert wird, ohne jedoch gänzlich darin aufgehen zu können. Kamper/Wulf 1988, S. 10.

<sup>120</sup> Beck-Gernsheim, Elisabeth: Vorwort: Kleine Expedition ins Labor der Gefühle, in: Hochschild 1990, S.

Objekten und zu Instrumenten von Interessen der Frauen.<sup>121</sup>

### 2.4.3 Geschichte der Emotionalität

Die Wahrnehmung menschlicher Emotionalität in Gefühlen ist das Ergebnis einer historischen Entwicklung. Jutta Stalfort sieht in der Wahrnehmung und Deutung von Emotionalität in Gefühlen einen Paradigmenwechsel im Sinne Kuhns.<sup>122</sup> Sie weist anhand von Lexikaartikeln aus dem 18. Jahrhundert nach, dass vor der Wahrnehmung der Emotionalität in Gefühlen die Rede von Gemüths-Unruhen war. Unter »Gemüth« wird dabei ein wissenschaftlicher Gegenbegriff zur Vernunft verstanden, der all das enthält, was nicht intellektueller Natur ist. Wird das Gemüth auf falsche Art und Weise bewegt, ist der Mensch außer sich gesetzt. Ein zorniger Mensch ist z. B. teilweise nicht mehr in der Lage zu fühlen, d. h. zu damaliger Zeit, mit seinem Tastsinn wahrzunehmen.<sup>123</sup> Zorn ist demnach in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kein Gefühl, sondern eine Gemüths-Unruhe, die das Fühlen im oben genannten Sinn verhindert.<sup>124</sup> Solche Zustände sind demnach durch Unordnung und Unruhe im Menschen gekennzeichnet; ihnen wird nur eine geringe Beachtung geschenkt, da sie nicht beeinflussbar, sondern nur zu erleiden sind. *„Sich nicht von ihnen beherrschen zu lassen und sie nicht als Antrieb zu nehmen für Handlungen und Begründungen, gilt als Weg zur Glückseligkeit.“*<sup>125</sup> Mit der Wahrnehmung von Emotionalität in Gefühlen werden ab Ende des 18. Jahrhunderts nicht einfach vorhandene Phänomene umbenannt, sondern mit dieser Wahrnehmungsveränderung kommt gleichzeitig eine neue Weltsicht vom Subjekt - im doppelten Sinn - ins Spiel. Gefühle sind in emotionalen Situationen nicht einfach vorhanden, sondern entstehen als subjektive Reaktionen auf sie. Das Subjekt gilt also zunehmend selbst als Produzent von Gefühlen.<sup>126</sup> Damit konnte mehr und mehr individueller Einfluss auf die Emotionalität genommen werden. Die Technik eines Gefühlsmanagements

---

9-26, S. 13.

<sup>121</sup> Beck-Gernsheim vermutet daraufhin, dass nur eine materielle Selbstständigkeit beider Geschlechter wirkliche Nähe und Intimität zwischen Männern und Frauen entstehen lassen könnte, weil nur dann eine Emotionsinstrumentalisierung nicht mehr existentiell nötig wäre. Siehe Beck-Gernsheim 1990, S. 15.

<sup>122</sup> Stalfort, Jutta: Gefühlstheorien des 19. Jahrhunderts. Quellen zur Emotionalität des Bildungsbürgertums, unveröffentl. Magisterarbeit, Osnabrück 1996, S. 17 und 38.

<sup>123</sup> Vgl. Pandel 1990, S. 15. Ge-fühl wurde parallel zu Ge-hör oder Ge-ruch gebildet.

<sup>124</sup> Stalfort 1996, S. 46f.

<sup>125</sup> Ebd., S. 49.

wurde möglich.<sup>127</sup>

Eine *Gefühlsgeschichte* wäre also eigentlich erst ab dem Ende des 18. Jahrhunderts zu verfassen; sie ist Bestandteil einer umfassenderen Geschichte der Emotionalität. Dieser Forschungszweig ist relativ jung, da sich ihm erst seit Anfang der 80er Jahre einige Historiker und Historikerinnen zuwenden.<sup>128</sup> Zuvor spielten Emotionen höchstens indirekt eine Rolle: als Hintergrund für politisches, ökonomisches und soziales Handeln oder als Charakterisierungsmerkmal der Hauptpersonen in Biographien.

Bei den Untersuchungen, die sich explizit mit Emotionen auseinandersetzen, sind zunächst die französischen und US-amerikanischen Forschungen z. B. von Bologne, Delumeau, Muchembled, sowie Carol und Peter Stearns zu nennen.<sup>129</sup>

Aber auch in der deutschen Geschichtswissenschaft ist man inzwischen der Forderung des französischen Historikers Lucien Febvre nach einer „*Aufnahme einer breitangelegten kollektiven Untersuchung der fundamentalen menschlichen Gefühle und ihrer Ausdrucksweisen*“<sup>130</sup> gefolgt, wie z. B. die Arbeiten von Pandel und Kessel zeigen.<sup>131</sup>

Welchen Nutzen emotionsgeschichtliche Forschungen für die Historie erbringen können, fasste Pandel 1992 folgendermaßen zusammen:<sup>132</sup>

1. Sie tragen für die Sozialgeschichte zu einem Verständnis sozialen Wandels bei, indem u. a. ganze „*Empfindungsbündel*“ wie z. B. die Liebe-Ärger-Beziehung in Familien in ihrem Wandel untersucht werden.

2. Durch sie können individuelle psychische Strukturen in „*historische Konjunkturen und langfristige Gefühlslagen eingebettet*“ werden,

---

<sup>126</sup> Stalfort 1996, S. 48ff., S. 60 und S. 70.

<sup>127</sup> Ebd., S. 33.

<sup>128</sup> Pandel 1992, S. 41. Vgl. auch Gillis, John R.: From Ritual to Romance. Toward an Alternative History of Love, in: *Emotion and Social Change. Toward a new Psychohistory*, hg. von Carol Z. Stearns und Peter N. Stearns, New York/London 1988, S. 87-122; hier: S. 87.

<sup>129</sup> Pandel 1992, S. 42f. Er gibt auf den Seiten 44ff. einen Überblick über den Forschungsstand im Bereich Neuzeit. Für einen weiteren Überblick über bisherige historische Forschungen zur Emotionalität in den USA siehe auch Stearns/Stearns 1988 und Stearns, Peter N./Lewis, Jan (Hg.): *An emotional History of the United States*, New York 1998.

<sup>130</sup> Febvre, L.: Sensibilität und Geschichte. Zugänge zum Gefühlsleben früherer Epochen, in: Bloch, M./Braudel, F./Febvre, L.: *Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse*, hg. v. Claudia Honegger, 1. Aufl. Frankfurt a. M. 1977 (Originalausgabe Paris 1976), S. 313-334; hier: S. 331.

<sup>131</sup> Pandel 1990 und 1992, Kessel, Martina: *Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Göttingen 2000. Siehe ebenfalls Benthien/Fleig/Kasten 2000.

<sup>132</sup> Siehe Pandel 1992, S. 44.

wodurch sie die Schwächen der Psychohistorie überwindet.

3. Durch sie können auch Geschichtswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler zu sozialwissenschaftlichen Gefühlstheorien beitragen.<sup>133</sup>

4. Durch sie können traditionelle Themen und neue Forschungsergebnisse verbunden werden. Beispielsweise kann eine Verknüpfung zwischen den neuen Forschungsergebnissen der strukturorientierten Sozialgeschichte und so traditionellen Themen, wie der Entstehung der Romantik und dem Wandel der Familie hergestellt werden. Dabei gilt es lt. Stearns und Stearns auch, sich einer bislang noch unbeantworteten Frage zu stellen, nämlich in welcher Beziehung Veränderungen im menschlichen Emotionshaushalt und sozialgeschichtlicher Wandel stehen. Ob emotionale Veränderungen gesellschaftlichen Wandel verursachen oder ihn nur reflektieren, konnte bislang noch nicht geklärt werden.<sup>134</sup>

5. Den wichtigsten Beitrag sieht Pandel jedoch darin, dass *„Gefühlsgeschichte die Chance zu einer neuen Interdisziplinarität zwischen Sozialgeschichte, Kulturgeschichte, Religionsgeschichte, historischer Anthropologie und Geistesgeschichte (im Sinne von intellectual history) bietet. Anthropologische Grundlagen, Sozialsystem und kulturelle Orientierungen lassen sich aufeinander beziehen.“*<sup>135</sup>

## 2.5 Das Bildungsbürgertum

Die Kategorie »Bildungsbürgertum« ist weder zeitgenössisch<sup>136</sup> noch existierte eine Bezeichnung, die deckungsgleich mit ihr gewesen wäre.<sup>137</sup> »Bildungsbürgertum« ist also ein nachträglich entwickelter Begriff, der am aussagekräftigsten bleibt, wenn er auf die historisch begrenzte Zeitspanne vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert angewandt wird, in der sich die Konstituierung und das Ende der bezeichneten gesellschaftlichen Formation vollzog.<sup>138</sup>

---

<sup>133</sup> Für die US-amerikanische Forschung ist bereits eine fruchtbare Beeinflussung der Soziologie, aber auch anderer Forschungszweige zu verzeichnen, siehe Stearns/Stearns 1990, S. 267.

<sup>134</sup> Stearns/Stearns 1985, S. 820

<sup>135</sup> Pandel 1992, S. 44.

<sup>136</sup> Engelhardt, Ulrich: "Bildungsbürgertum". Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts, Stuttgart 1986, S. 189. »Bildungsbürgertum« tauchte wohl erstmals 1920 in der Arbeit eines Literaturhistorikers auf. Zu dieser Zeit hatte die bildungsbürgerliche Formation ihre kulturprägende Wirkung längst verloren. Vgl. ebd., S. 227f.

<sup>137</sup> Vgl. ebd.

<sup>138</sup> Engelhardt, Ulrich, S. 226f. Der Prozess der Auflösung des Bildungsbürgertums kündigte sich allerdings schon in der wilhelminischen Zeit an. Siehe Vondung, Klaus (Hg.): Das wilhelminische

Zum Konstituierungsprozess des Bildungsbürgertums gehörte die Konstruktion und Produktion eines neuartigen eigenen Milieus ebenso wie die Abgrenzung gegenüber anderen soziokulturellen Milieus. Dies geschah über eine »ständische Vergesellschaftung«<sup>139</sup>, in deren Mittelpunkt eine spezifische Form der Lebensführung stand. Als die zwei Säulen dieser Lebensführung können die Bereiche der Bildung und der Emotionalität angesehen werden. So setzte man auf Innerlichkeit statt auf Äußerlichkeit, um damit einen Gegenentwurf zum adeligen Lebensstil zu postulieren, den man als oberflächlich und fixiert auf äußere, starre Formen, Konventionen und Zeremoniell klassifizierte.<sup>140</sup> Zu diesem bildungsbürgerlichen Konzept gehörte auch ein neues Familienideal, das durch eine Intensivierung der Gefühle zwischen den Familienmitgliedern ausgezeichnet wurde.<sup>141</sup> Über Bildung konnte das neue Bürgertum ebenfalls ein Überlegenheitsgefühl gegenüber dem Adel herstellen<sup>142</sup> und sich gleichzeitig vom »niederen Bürgerstand«<sup>143</sup> abheben, dessen zweckorientierte Berufsausbildung mit funktionalem Wissenserwerb in keiner Weise dem neuhumanistischen Bildungsideal entsprach, dem das Bildungsbürgertum huldigte.<sup>144</sup> Bildungsbürgerinnen und -bürger hatten sich, ohne

---

Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen, Göttingen 1976, S. 25. Vgl. auch Gall, Lothar: „...Ich wünschte ein Bürger zu sein“. Zum Selbstverständnis des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 254 (1987, S. 601-623; hier: S. 621f. Er spricht von einer „Krise des Selbstbewußtseins“ im Bildungsbürgertum. Zum Ende des Bildungsbürgertums siehe auch Lepsius 1992, S. 15 und S. 17.

<sup>139</sup> Eine andere Konzeption innerhalb der deutschen Bürgertumsforschung findet sich bei Lothar Gall. Vgl. dazu u. a. Gall, Lothar (Hg): Stadt und Bürgertum im Übergang zur modernen Gesellschaft, München 1993. Vgl. kritisch zur Kategorie »Bildungsbürgertum« auch Kocka, Jürgen: „Bildungsbürgertum - Gesellschaftliche Formation oder Historikerkonstrukt?“, in: Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil IV. Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, Stuttgart 1989, S. 9-20.

<sup>140</sup> Rosenbaum 1993, S. 259f.

<sup>141</sup> Vgl. ebd., S. 267 und S. 283.

<sup>142</sup> Ebd., S. 260.

<sup>143</sup> Diese Bezeichnung stammt aus dem Allgemeinen Preußischen Landrecht (ALR) von 1794. Die so bezeichnete Gruppe galt in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts als »Kleinbürgertum«; dieser Begriff tauchte erstmals 1861 auf. Zu diesem Kleinbürgertum wurde später sogar der Kern des alten Stadtbürgertums gerechnet, dessen Mitglieder (Handwerksmeister, kleine Kaufleute, Gastwirte etc.) an Einfluss und Reichtum verloren hatten. Vgl. Riedel, Manfred: Art. „Bürger, Staatsbürger, Bürgertum“, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hg. v. O. Brunner u.a., Nachdruck von 1972, Bd. 1, Stuttgart 1974, S. 714, Anm. 186 und Kocka, Jürgen: Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert, in: Ders. (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987, S. 21-63; hier: S. 31.

<sup>144</sup> Rosenbaum 1993, S. 259. Es gilt festzuhalten, dass sich erst aus den Spannungen zwischen den verschiedenen Figurationen - Adel, Bildungsbürgertum, niederes Bürgertum - die verschiedenen Elemente einer neuen Bürgerlichkeit entwickelten. Es gab keine Gesellschaftsformation mit einem bestimmten Lebensstil, der zufällig zu anderen im Widerspruch stand. Vgl. dazu Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Zweiter Band, Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, 20. neu durchges. und erw. Aufl., Frankfurt a. M. 1997, S. 405.

einen offensichtlichen Zweck damit zu verfolgen, in Eigeninitiative<sup>145</sup> Bildungswissen anzueignen.<sup>146</sup>

Da die spezifische Lebensführung das entscheidende Bindeglied zwischen den Mitgliedern der bildungsbürgerlichen Figuration war und nicht etwa die Zugehörigkeit zu bestimmten Berufsständen oder Beschäftigungsverhältnissen (z.B. selbstständig oder beamtet), gilt ihre Zusammensetzung als überaus heterogen. Diese Verschiedenartigkeit wurde jedoch „soziokulturell überformt“<sup>147</sup>, so dass auch Angehörige anderer Berufsgruppen oder Stände (z.B. Adelige) Bildungsbürger sein konnten.<sup>148</sup> Dennoch musste bei allen Bildungsbürgern auch eine materielle Grundlage gegeben sein, um an der „Diskursgemeinschaft“<sup>149</sup> teilnehmen zu können. Neben finanziellem war zudem auch zeitlicher Spielraum vonnöten, d. h. es musste Muße zur Entwicklung und Entfaltung von »Bürgerlichkeit« gegeben sein.<sup>150</sup>

Die Relevanz dieser beiden Bedingungen wird besonders deutlich bei einem weiteren Bestandteil bürgerlicher Kultur, der Geselligkeit. Sie war konstitutiv für Bildung, weil sie stets zu kommunikativen Leistungen nötigte und insofern einen bestimmten Lebensstil prägte.<sup>151</sup> Dazu gehörten z. B. Theaterbesuche, Mitgliedschaft in Vereinen<sup>152</sup>, rege Briefwechsel u. ä. Angehörige des Bildungsbürgertums zeigten ein bestimmtes Kulturverhalten, durch das sie sich zu einem bestimmten

---

<sup>145</sup> Vgl. Gall, Lothar: Stadt und Bürgertum im Übergang zur modernen Gesellschaft, in: Gall 1993, S. 1-12; hier: S. 8.

<sup>146</sup> Vgl. zum Thema Bildungswissen Koselleck, Reinhart: Einleitung - Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung, in: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II. Bildungsgüter und Bildungswissen, Stuttgart 1990, S. 11-46; hier: S. 24 und ebenfalls Lepsius 1992, S. 9.

<sup>147</sup> Lepsius 1992, S. 13. Das Bildungsbürgertum gilt auch in Hinsicht auf seine Orientierung in Bezug auf Politik, Konfessionszugehörigkeit und Religiosität als heterogen. Ebenfalls ist der Besitz von Bildungspatenten zumindest für die Phase der Konstituierung des Bildungsbürgertums noch nicht ausschlaggebend. Vgl. Lepsius 1992, S. 8 und S. 10.

<sup>148</sup> Vgl. Lepsius 1992, S. 13. Vgl. dagegen Gall 1987, S. 613 und 621: Er definiert das Bildungsbürgertum hauptsächlich über ihre Zugehörigkeit zur Beamtschaft. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass lt. Kocka sogar manches dagegen spricht, Beamte überhaupt zum »Bürgertum« zu rechnen. Siehe Kocka 1987a, S. 35f.

<sup>149</sup> Lepsius 1992, S. 13.

<sup>150</sup> Vgl. Kocka 1987a, S. 46f. Kocka führt an dieser Stelle aus, dass die meisten Familienmitglieder von der Erwerbsarbeit freigesetzt sein mussten. Diese Aussage wurde so nicht übernommen, da sie schon eine strikte Trennung von Erwerbs- und Hausarbeit impliziert, die es so im frühen 19. Jahrhundert noch nicht gegeben hat. Vgl. Abschnitt 2.6, S. 52.

<sup>151</sup> Koselleck 1990, S. 22. Vgl. hierzu auch Linke 1996.

<sup>152</sup> Vgl. dazu u. a. Weckel, Ulrike: Der »mächtige Geist der Assoziationen«. Ein- und Ausgrenzungen bei der Geselligkeit der Geschlechter im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Archiv für Sozialgeschichte 38 (1998), S. 57-77; Hein, Dieter: Soziale Konstituierungsfaktoren des Bürgertums, in: Gall 1993, S. 151-182.

Wertekanon bekannten. Erst dadurch wurden sie letztlich Bildungsbürgerinnen und Bildungsbürger und nicht allein durch Kulturbesitz (Bücher, Kunstgegenstände etc.)<sup>153</sup> Man konnte sich nur durch eigene Aktivität selbst zu einem Mitglied des Bildungsbürgertums machen, indem kulturell geforderten Handlungsweisen niemals schablonisiert erfolgten, sondern stets mit einer individuellen Note. Dadurch erhielt die bildungsbürgerliche Kultur während ihrer Konstituierungsphase die ihr eigene Dynamik. Bürgerlichkeit bedeutet also auch, den Weg, der von Menschen als Bürgerinnen und Bürger zu gehen ist, selbst zu schaffen.<sup>154</sup> Die ständische Vergesellschaftung über die beständige Arbeit an einer bürgerlichen Kultur galt für beide Geschlechter gleichermaßen. Es sei aber noch darauf hingewiesen, dass es zwar Bildungsbürgerinnen gab, aber keine Bürgerinnen im politischen Sinn.<sup>155</sup> Die männliche Bestimmungsgewalt über die soziale Kategorie »Geschlecht« gestand den »Frauen« keine politischen Rechte zu.<sup>156</sup> Sie waren z. B. weder stimmberechtigt, noch wahlfähig.<sup>157</sup>

## 2.6 Die Konstruktion von »Geschlecht« im Bildungsbürgertum<sup>158</sup>

Ende des 18. Jahrhunderts wurden im Umkreis der Französischen Revolution aufklärerische Forderungen nach Emanzipation der Frauen in einer bürgerlichen Gesellschaft laut. Die meisten politischen Denker hielten eine Ausdehnung der Menschenrechte auf die Frauen jedoch für unmöglich.<sup>159</sup> Es stellte sich also die Frage, wie die „*Subordination der Frau mit den Gleichheitspostulaten*

---

<sup>153</sup> Linke 1996, S. 23. (Hervorhebungen auch im Original) Da hier zwischen Verhalten und Handeln unterschieden werden soll - Verhalten ist der Oberbegriff und bewusstes, d. h. überlegtes Verhalten meint Handeln - wird der Begriff Kulturverhalten bei Linke in „kulturell geprägtes“ und „Kultur prägendes“ Handeln übersetzt.

<sup>154</sup> Vgl. Koselleck 1990, S. 23. Diese individuelle Gestaltungsmöglichkeit konnte nicht nur als Freiheit, sondern auch als Überforderung erfahren werden, siehe Hettling/Hoffmann 1997, S. 342.

<sup>155</sup> Frevert 1995, S. 78. Das schließt nicht aus, dass Frauen versuchten, gesellschaftlichen Einfluss zu nehmen.

<sup>156</sup> Ebd., S. 78f. und S. 85.

<sup>157</sup> Ebd., S. 80.

<sup>158</sup> Die Basis für die Darstellung der Theorie der Geschlechterpolaritäten bildet der Aufsatz von Karin Hausen, für den sie Lexika aus dem 19. Jahrhundert sowie medizinische, pädagogische, psychologische und literarische Schriften zu dieser Frage auswertete. Siehe Hausen 1976, S. 366f.

<sup>159</sup> Ehmer, Josef: Die Geschichte der Familie: Wandel der Ideale - Vielfalt und Wirklichkeit, in: Familie. Ideal und Realität (Ausstellungskatalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung), hg. v. Elisabeth Vavra, Horn 1993, S. 5-21; hier: S. 11f.

der Aufklärung in Einklang<sup>160</sup> gebracht werden konnte. Eine Antwort fand man in der Aufspaltung des aufklärerischen Ideals einer vernünftigen Persönlichkeit in die

*„unterschiedlich qualifizierte männliche und weibliche Persönlichkeit. Die Gleichrangig- und Gleichwertigkeit von Mann und Frau ausdrücklich betonend, wird folgenreich für die angemessene soziale Position die unterschiedliche Qualität der Geschlechter herausgearbeitet. Erst die Ergänzung von in der Frau zur Vollkommenheit entwickelten Weiblichkeit mit der im Mann zu Vollkommenheit entwickelten Männlichkeit soll die Annäherung an das Ideal der Menschheit ermöglichen.“<sup>161</sup>*

Das Kernstück der Theorie, in der es gelingt, Frauen und Männer gleichwertig gegenüberzustellen und gleichzeitig eine faktische Unterordnung der Frauen zu begründen, bildet der Begriff »Geschlechtscharakter«. Mit ihm wurde der Anspruch erhoben, zu wissen, was die „Natur“ bzw. das „Wesen“ von Mann und Frau ausmacht.<sup>162</sup> Traditionell wurden dagegen eine Bäuerin, eine Adlige und eine Handwerkerin ganz unterschiedlich beschrieben, da ihr jeweiliger Stand ganz verschiedene Anforderungen an sie stellte. Nun sollte jedoch jede Frau und jeder Mann einen Geschlechtscharakter besitzen, den die Natur festgelegt hatte und der somit ein „Wesensmerkmal“ jedes Menschen wurde.<sup>163</sup> Das Bezugssystem war also von der sozialen Position zur „Natur“ hin verändert worden, wodurch universelle Aussagen über Männer und Frauen möglich wurden.<sup>164</sup>

Folgende Tabelle enthält Charakteristika über die »Geschlechtscharaktere« von Frau und Mann, die zeitgenössischen Quellen entnommen wurden:<sup>165</sup>

---

<sup>160</sup> Bennent, Heidemarie: Galanterie und Verachtung. Eine philosophiegeschichtliche Untersuchung zur Stellung der Frau in Gesellschaft und Kultur, Frankfurt a. M./New York 1985, S. 10.

<sup>161</sup> Hausen 1976, S. 373.

<sup>162</sup> Ebd., S. 363.

<sup>163</sup> Hausen 1976, S. 369f. Vgl. auch Borchard, Beatrix: Robert Schumann und Clara Wieck. Bedingungen künstlerischer Arbeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 4 und zugleich, Diss. an der Universität Bremen), Weinheim/Basel 1985, S. 89.

<sup>164</sup> Hausen 1976, S. 370.

<sup>165</sup> Ebd., S. 368. Augenscheinlich sind viele der genannten Wesensmerkmale noch heute als Klischees gültig. Vgl. dazu Legnaro, Aldo: Frauenbilder, Männerbilder - vom politischen Mythos der Geschlechterrollen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Die Braut. Geliebt-verkauft-getauscht-geraubt. Zur Rolle der Frau im Kulturvergleich, Ausstellungskatalog, hg. v. Gisela Völger u. Karin v. Welck, Bd. 2, Köln 1985, S. 752-763; hier: S. 757.

Tabelle 1: »Geschlechtscharaktere«

Mann	Frau
Bestimmung für	
Außen	Innen
Weite	Nähe
Öffentliches Leben	Häusliches Leben
Aktivität	Passivität
Energie, Kraft, Willenskraft	Schwäche, Ergebung, Hingebung
Festigkeit	Wankelmut
Tapferkeit, Kühnheit	Bescheidenheit
Tun	Sein
selbständig	abhängig
strebend, zielgerichtet, wirksam	betriebsam, emsig
erwerbend	bewahrend
gebend	empfangend
Durchsetzungsvermögen	Selbstverleugnung, Anpassung
Gewalt	Liebe, Güte
Antagonismus	Sympathie
Rationalität	Emotionalität
Geist	Gefühl, Gemüt
Vernunft	Empfindung
Verstand	Empfänglichkeit
Denken	Rezeptivität
Wissen	Religiosität
Abstrahieren, Urteilen	Verstehen
Tugend	Tugenden
	Schamhaftigkeit, Keuschheit
	Schicklichkeit
	Liebenswürdigkeit
	Taktgefühl
	Verschönerungsgabe
Würde	Anmut, Schönheit

Bei der Betrachtung der inhaltlichen Festlegung der Geschlechtscharaktere fällt auf, dass sie komplementär angelegt sind. Folgende zwei Aspekte stehen im Mittelpunkt der Theorie und sollen nun näher betrachtet werden:

1. Frauen und Männer konnten nur gemeinsam das Leben meistern und sich durch ihre Ergänzung dem Ideal des Mensch-Seins annähern.
2. In der Polarisierung von »Frau« und »Mann« schlägt sich auch die Polarisierung von Heim und Welt nieder.<sup>166</sup>

Hinter dem erstgenannten Aspekt steckt ein spezifisches Menschenbild, das für

<sup>166</sup> Vgl. Hausen 1976, S. 377.

die bürgerliche Gesellschaft konstituierend wirkte. Das aufklärerische Streben nach einem vollkommenen Mensch-Sein sollte nur in einem Paar verwirklicht werden. Diese Idee findet sich schon über 2000 Jahre früher in Platons berühmtem Kugelgleichnis im Symposion. Ende des 18. Jahrhunderts gestaltete sich diese Vorstellung als Gegenüberstellung von Mann - rational/leistungsorientiert zu Frau - emotional/bedürfnisorientiert. Jeder Mensch schien ohne seine Ergänzung nur eine halbe und keine ganze Kugel zu sein. Es handelt sich bei diesem Denken jedoch um eine Hypothese in Form einer antik-bürgerlichen Anthropologie und nicht um eine Feststellung von Naturgegebenheiten. So würde ein anderes Menschenbild zu völlig veränderten Gesellschaftsstrukturen führen.

Durch die Zuschreibungen der Bereiche Aktivität und Rationalität zum Mann-Sein und Passivität und Emotionalität zum Frau-Sein wurde die Dominanz der Männer gestärkt, ohne wie traditionell üblich auf die Befähigung zur Herrschaft bzw. zur Unterordnung zu verweisen. Stattdessen wurde sogar oft die Herrschaftsqualität zurückgewiesen, da es ja nicht mehr um Herrschaft, sondern um den naturgegebenen Platz in Gesellschaft und Familie ging. Die "Theorie" der Geschlechtscharaktere sicherte somit ideologisch das Patriarchat ab.<sup>167</sup>

Der zweite Aspekt der Komplementarität von Mann und Frau bezieht sich auf die Trennung der Lebenssphären, wie sie u. a. von Schiller in seinem „Lied von der Glocke" dargestellt wurde: "*Der Mann muß hinaus in`s feindliche Leben [...] und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder*".<sup>168</sup>

Die Geschlechterdifferenz wurde im Bildungsbürgertum zu der Zeit entwickelt, als sich deren Lebensbereiche Erwerb und Haushalt gerade zu trennen begannen. Für Hausen korrespondierten insofern die normativen Aussagen mit der gesellschaftlichen Realität.<sup>169</sup> Indem Mann und Frau als von der Natur als gegenseitige Ergänzungen konzipiert gedacht wurden, ist nun das, was sie tun, nämlich in verschiedenen Lebensbereichen tätig sein, nicht nur notwendig,

---

<sup>167</sup> Hausen 1976., S. 375ff. »Patriarchat« wird hier und im Folgenden nicht im eigentlichen Sinn von Vaterherrschaft, sondern allgemeiner, im Sinne von Männerherrschaft verwendet.

<sup>168</sup> Schiller, Friedrich von: Gedichte 1. Teil, Leipzig 1937, S. 264f. (Hervorhebung K. B.)

<sup>169</sup> Hausen 1976, S. 363.

sondern auch ideal.<sup>170</sup> Hier sieht Hausen eine Parallelität zwischen der Bekräftigung und dem Ausbau der Geschlechterdifferenzen und der Trennung der Lebenssphären in Erwerbs- und Familienbereich, die es so eindeutig gar nicht gegeben hat. Ende des 18. Jahrhunderts begann zwar diese Ausdifferenzierung schon; allgemeine Realität war sie jedoch auch im theorie-tragenden Bildungsbürgertum noch nicht: „Für die Zeit um 1800 läßt sich [...] feststellen, daß die gesellschaftliche Wirklichkeit des dualistischen Konzepts [...] noch nicht durchgreifend war und erst im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts an Bedeutung gewann.“<sup>171</sup> Eine eindeutige Grenzziehung zwischen einem öffentlichen und einem privaten Bereich ist nicht möglich; beide Bereiche stehen in wandelbaren und komplexen Funktionszusammenhängen.<sup>172</sup> Das hat Konsequenzen für einige Schlussfolgerungen im Bereich der Bürgertums- und Geschlechterforschung:

1. Frevert geht davon aus, dass Frauen wegen „der durch die Arbeitsverhältnisse bedingten Distanz der Geschlechter“<sup>173</sup> einen anderen soziokulturellen Habitus ausbildeten als Männer. Weiblich-bürgerliche Identität sei im Gegensatz zur männlich-bürgerlichen Identität in erster Linie an Geschlechtszugehörigkeit geknüpft und weniger an die Klassenidentität<sup>174</sup>. Sie geht sogar so weit zu behaupten, dass Frauen eine Außenseiterposition im Bürgertum innehatten, die sie zur Feudalisierung und zum Sprung in die nächsthöhere Klasse nutzten.<sup>175</sup> Gegen diese Thesen gilt es einzuwenden, dass die Lebenssphären Anfang des 19. Jahrhunderts noch nicht getrennt waren und somit die Basis entfällt, auf die Frevert die Geschlechterdistanz gründet. Diese

---

<sup>170</sup> Ebd., S. 378.

<sup>171</sup> Trepp, Ann-Charlott: Anders als sein „Geschlechtscharakter.“ Der bürgerliche Mann um 1800 - Ferdinand Beneke (1774-1848), in: Historische Anthropologie. Kultur-Gesellschaft-Alltag, 4. Jg. (1996), S. 57-77; hier: S. 59. Vgl. auch Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Sonderausgabe, Frankfurt a. M. 1996 (Original: New York 1974, 76), S. 231.

<sup>172</sup> Trepp 1996a, S. 58f. Vgl. auch Döcker, Ulrike: Die Ordnung der bürgerlichen Welt. Verhaltensideale und soziale Praktiken im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1994, S. 278. Zur Diskussion um Öffentlichkeit und Privatheit siehe Hausen, Karin: Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen, in: Dies./Wunder, Heide (Hg.): Frauengeschichte - Geschlechtergeschichte (Geschichte und Geschlechter, Bd. 1), Frankfurt a. M./New York 1992, S. 81-89; hier: S. 81. Dass beide Bereiche soziale Konstrukte und damit veränderbar sind, darauf verweist Leonore Davidoff: „Alte Hüte“. Öffentlichkeit und Privatheit in der feministischen Geschichtsschreibung, in: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, 4. Jg. (1993), H. 2, S. 7-36; hier: S. 31f.

<sup>173</sup> Frevert 1995, S. 140.

<sup>174</sup> Ebd. und S. 142ff.

<sup>175</sup> Ebd., S. 144.

scheint sich eher ab Mitte des 19. Jahrhunderts und vollends während des Kaiserreichs vertieft zu haben. Diesen Zeitraum hatte Frevert wahrscheinlich auch anvisiert, als sie konstatierte, dass eine Frau ihrem Mann dann Ehre machte, wenn sie sich „in der Gesellschaft den Ruf einer vornehmen, eleganten und gewandten `Dame´ erwarb.“<sup>176</sup>

2. Es fand im frühen 19. Jahrhundert ebenfalls keine Abwertung der Hausarbeit statt, wie Hausen auf der Grundlage der Sphärentrennung vermutet hatte.<sup>177</sup> Das Bildungsbürgertum war auf genau diese Arbeit angewiesen<sup>178</sup>, was sowohl Männern als auch Frauen klar war: Eine sparsame und gut überlegte Haushaltung half Geld zu sparen, das ggf. für Kulturverhalten und -besitz genutzt werden konnte. Eine unökonomische und leichtsinnige Haushaltsführung konnte dagegen die Existenzgrundlage gefährden.<sup>179</sup> Die Relevanz dieser Tätigkeiten war somit sicherlich anerkannt; auch bürgerliche Ehemänner wussten über diese, oft unangenehmen Arbeiten Bescheid.<sup>180</sup> Deshalb müssen die Vorstellungen der polaren Geschlechterbeziehungen, die ja auf die Sphärentrennung bezogen wurden, revidiert und durch differenziertere ersetzt werden.<sup>181</sup> Der Austausch zwischen den bürgerlichen Ehegatten war intensiver, als vielfach dargestellt.<sup>182</sup>

„In der Realität bedurfte es keiner Abschottung nach außen, um ein gefühlsbetontes Ehe- und Familienleben zu führen. Beruf und

---

<sup>176</sup> Ebd., S. 150. In der Konstituierungsphase des Bildungsbürgertums, in der es sich vom Adel abgrenzen wollte, gäbe eine solche Vorstellung auch wenig Sinn. Eine differenzierte Betrachtung von Bürgerlichkeit in den verschiedenen Phasen des 19. Jahrhunderts ist daher dringend geboten

<sup>177</sup> Hausen 1976, S. 385. Vgl. dazu auch Bock, G./B. Duden: Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, 2. Aufl., Berlin 1977, S. 118-199. Anderer Ansicht ist für das frühe 19. Jahrhundert Trepp 1996, S. 213.

<sup>178</sup> Rang, Brita: Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen von Karin Hausen zur Herausbildung der Geschlechtscharaktere im 18. und 19. Jahrhundert, in: Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung, hg. v. Jutta Dalhoff, 1. Aufl., Düsseldorf 1986, S. 194-204; hier: S. 202.

<sup>179</sup> Vgl. Trepp 1996, S. 250.

<sup>180</sup> So äußerte sich beispielsweise Ferdinand Freiligrath 1840 hierzu: „Es geht nichts über ein liebes Weib, und wo Liebe vorhanden ist, da bleibt sie nicht nur in der Ehe, sondern muß selbst noch zunehmen, trotz der dummen Koch- und Wasch- und Flick- und Nähwirthschaft, die allerdings besser auf dem Blocksberge wäre.“ Buchner, Wilhelm (Hg.): Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen, Bd. 1, Lahr 1882, S. 373. Vgl. auch Trepp 1996, S. 263. Nicht nur die Ehegatten erkannten die Arbeit ihrer Frauen an, sondern auch die Hausfrauen selbst waren sich ihrer Bedeutung bewusst. In ihrer Selbstbewertung leisteten sie keine „Schattenarbeit“. Erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Haushalt sukzessive zu einer Konsumtionswirtschaft, die von den Hausfrauen mit geringerem Aufwand bewältigt werden konnte. Vgl. Trepp 1996, S. 261.

<sup>181</sup> Trepp 1996, S. 19.

<sup>182</sup> Ebd., S. 230 und 263. Sie verweist an diesen Stellen auf Arbeiten von van Dülmen und Rosenbaum, in denen noch wie bei Hausen und Frevert davon ausgegangen wird, dass die Gatten wenig von der Tätigkeit des anderen wussten.

*Politik, Haushalt und gemeinnütziges Engagement, Ehe, Familie und soziale Beziehungen, zahlreiche Verpflichtungen und persönliche Ansprüche waren ständig konkurrierende Elemente, denen die Frauen und Männer immer wieder versuchten, gerecht zu werden. Ihre Lebenssituation war bestimmt durch die Komplexität eines bewußten und aktiven Lebens.“*<sup>183</sup>

Diese konnte ohne regelmäßige und intensive Kommunikation des bürgerlichen Paares nicht bewältigt werden.

Hausen selbst geht 1992 wie Trepp davon aus, dass die Familie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs als etwas Privates verstanden wurde.<sup>184</sup>

Sie bezieht sich auf eine Analyse von Michelle Z. Rosaldo<sup>185</sup>, in der diese davor warnt, das aus dem 19. Jahrhundert stammende Konzept einer Gegenüberstellung von Gesellschaft und Familie heute als Forschungswerkzeug zu benutzen.

Dies hätte nach Rosaldo zur Folge, „daß die Aufteilung von Gesellschaften in öffentliche und private Sphären immer mehr als überzeitliche Universalie erscheine.“<sup>186</sup>

Die Theorie der Geschlechterpolaritäten hatte It. Hausen auch Konsequenzen für die Kindererziehung: Der Mutter kam für die frühkindliche Sozialisation eine immer entscheidendere Rolle zu. Auf Grund der ihr zugesprochenen emotionalen Qualitäten schien sie hierfür prädestiniert zu sein. Für die spätere Sozialisation, insbesondere der Söhne, war jedoch der scheinbar rationalere Vater zuständig. Indem die Erziehungsfunktionen von Vätern und Müttern auf diese Weise ausgeübt wurden, fand in jeder Generation die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen Familie und Gesellschaft wieder ihre Entsprechung und damit eine wirksame Form der fortwährenden Durchsetzung.<sup>187</sup>

Auch an dieser Stelle polarisiert Hausen zu stark. Zwar wurden besonders ab 1800 die Mütter immer stärker in den Erziehungsprozess eingebunden<sup>188</sup>, aber weder wandten die Bürgerinnen sich stets fürsorglich und gefühlvoll ihren Kindern

---

<sup>183</sup> Ebd., S. 403.

<sup>184</sup> Hausen 1992, S. 102.

<sup>185</sup> Gemeint ist der Aufsatz »The Use and the Abuse of Anthropology. Reflections on Feminism and Cross-Cultural Understanding«, in: Signs 5, 1980, S. 392-416.

<sup>186</sup> Hausen 1992, S. 85.

<sup>187</sup> Hausen 1976, S. 392.

<sup>188</sup> Trepp 1996, S. 366.

zu, noch verkörperten die Väter das erzieherische Gegenteil. In einem differenzierteren Zugang lassen sich drei Phasen von Väterlichkeit unterscheiden: 1. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Väter tendenziell eher strenger und sehr normorientiert. 2. Ende des 18. Jahrhunderts bis ca 1820/30 war der Umgang zwischen Vätern und Kindern lockerer. Kindheiten wurden freier erlebt. 3. Um 1850 zeichnet sich erneut ein Wandel ab. Die Männer waren zunehmend auf ihre Arbeit fixiert und sie verhielten sich gegenüber ihren Kindern ernsthaft, streng und distanziert.<sup>189</sup>

Die bürgerlichen Mütter empfanden die Erziehung ihrer Kinder durchaus nicht nur als Freude, sondern auch als Belastung oder sogar Überlastung.<sup>190</sup> Der Mythos von der sich automatisch einstellenden Mutterliebe wurde ja gerade deshalb so gepflegt und in vielen Publikationen in den Mittelpunkt gestellt, weil Frauen sich ganz und gar nicht danach verhalten wollten.<sup>191</sup> Dies zeigt sich auch daran, dass Bürgerinnen z. B. ein Interesse daran hatten, ihre Kinderzahl zu beschränken. Ein reger Austausch unter bürgerlichen Frauen über Verhütungsmöglichkeiten hat jedoch nicht stattgefunden, da Geburtenkontrolle zu den Tabuthemen des 19. Jahrhunderts gehörte.<sup>192</sup>

Die Theorie der Geschlechterpolaritäten entstand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und setzte sich lt. Hausen bis zur Jahrhundertwende schon allgemein durch.<sup>193</sup> Beiden Aspekten dieser Aussage wird inzwischen widersprochen. Brita Rang ist der Auffassung, dass die Theorie nicht in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts **entstand**, sondern in Anknüpfung an bestehende Traditionsstränge (besonders antike und scholastische Philosophien) **neu verankert** wurde. Dies wurde nötig, weil – und das ist das eigentlich Neue Ende des 18. Jahrhunderts – die Geschlechterdifferenzen und -ausgrenzungen im Zuge von Aufklärung und angeborenen Menschenrechten fragwürdig geworden

---

<sup>189</sup> Ebd., S. 45ff. Zum Mann-Sein vgl. auch Abschnitt 2.6.1.

<sup>190</sup> Ebd., S. 257. Dasselbe gilt übrigens auch für die Hausarbeit, siehe ebd., S. 264.

<sup>191</sup> Vgl. Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München 1981 (Originalausgabe Paris 1980).

<sup>192</sup> Budde 1994, S. 402.

<sup>193</sup> Hausen 1976, S. 372f.

waren.<sup>194</sup> Dass dieser neue gedankliche Überbau – die Hierarchisierung der Geschlechterverhältnisse blieb ja prinzipiell wie seit Jahrtausenden bestehen – schon um 1800 popularisiert gewesen sein soll, weisen Trepp und Frevert unabhängig voneinander zurück. Das ständige Herunterbeten der immer wieder gleichen Darstellungen der Geschlechterdifferenzen besonders Anfang des 19. Jahrhunderts lässt ihrer Meinung nach eher vermuten, dass die Polarisierung von »Mann« und »Frau« eben keine Widerspiegelung gesellschaftlicher Praxis, sondern eine Beschwörungsformel mit Blick auf die Zukunft darstellte.<sup>195</sup>

Was hier als Geschlechterideologie präsentiert wurde, ist insgesamt die Zusammenstellung bestimmter dominanter, d. h. in Gesellschaft und Familie auf lange Sicht wirksam gewordener Ideen.<sup>196</sup> Was Hausen dabei nicht berücksichtigt, ist die Tatsache, dass es gleichzeitig mit der Ideologie „*Protest, Widerstände und Gegenargumente*“<sup>197</sup> gab. Dabei ist zum Einen an die Lebensführung von Frauen und Männern gedacht: Zumindest zwischen 1770 und 1820 gab es gelebte „*selbständige Weiblichkeit*“ und „*sanfte Männlichkeit*“<sup>198</sup>, anders als in der polaren Theorie vorgesehen. Auch in der Restauration waren die Geschlechterrollen noch nicht so polar gelebt wie theoretisch vorgedacht.<sup>199</sup> Zum Anderen gab es auch bürgerliche Vordenker, die von der vorherrschenden Geschlechterpolarisierung abwichen. Besonders die frühromantischen Schriftsteller wie Schlegel und Schleiermacher taten sich hier hervor. Diese traten für eine wechselseitige Annäherung und androgyne Vermischung der Geschlechter ein.<sup>200</sup>

Die Umsetzung des bildungsbürgerlichen Geschlechterideals ist ohne eine dementsprechende Erziehung nicht vorstellbar. Männliche Wünsche waren darin

---

<sup>194</sup> Vgl. Rang 1986, S. 198f.

<sup>195</sup> Vgl. Trepp 1996, S. 62 und Frevert, Ute: Selbstlose und selbständige Weiblichkeit - Variationen und Wandlungen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Weibliche Identität im Wandel. Vorträge im Wintersemester 1989/90, Heidelberg 1990, S. 31-44; hier S. 34f. Eine ähnliche Auffassung vertritt Gerhardt, Ute: Andere Ergebnisse, in: Frevert 1988, S. 210-214; hier: S. 211.

<sup>196</sup> Vgl. zu diesem Thema auch Honegger 1991, S. 107-215.

<sup>197</sup> Rang 1986, S. 196. Vgl. auch Schmidt, Pia: Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800, in: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, hg. v. Elke Kleinau und Claudia Opitz, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 327-345; hier: S. 340ff. zu Amalie Holst, Theodor Gottlieb von Hippel und Mary Wollstonecraft.

<sup>198</sup> So der Titel von Trepps Dissertation in Anlehnung an ein zeitgenössisches Literaturzitat.

<sup>199</sup> Trepp 1996, S. 400.

<sup>200</sup> Frevert, Ute: Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Frevert 1988, S. 17-48, S. 27.

das Orientierungsraster, das dem sozialen Geschlecht »Frau« zum A und O werden sollte.

*„Die ganze Erziehung der Frauen muß sich also auf die Männer beziehen. Ihnen gefallen, ihnen nützlich sein [...] sie umsorgen, [...] ihnen raten, sie trösten, ihnen das Leben angenehm und süß machen, das sind die Pflichten der Frauen zu allen Zeiten, und das muß man sie von ihrer Kindheit an lehren.“<sup>201</sup>*

Im Dienste dieser Ausrichtung auf die Rolle als Gefährtin des Mannes stellte sich auch die Mädchenbildung, als deren erwünschtes Endprodukt die geistreiche, aber auf keinen Fall gebildete Frau stand.<sup>202</sup> Schmidt bringt es auf den Punkt, wenn sie konstatiert: *„Im Zentrum weiblicher Bildung steht nicht Wissen, sondern Wesen.“<sup>203</sup>* Zur Bildung junger Mädchen gehörte nämlich ganz besonders das Einüben einer bestimmten *„emotionalen Grundausstattung“<sup>204</sup>*, die sich durch Orientierung an den Bedürfnissen anderer - durch Mutter-, Gatten- und Nächstenliebe - auszeichnete.<sup>205</sup> Mit anderen Worten: sie wurden zur Selbstlosigkeit erzogen.

Ob diese Erziehung erfolgreich war, ist in der historischen Forschung umstritten. Während Frevert davon ausgeht, dass bürgerliche Frauen diese gesellschaftliche Norm nicht als einengend empfunden haben, sondern sie akzeptierten und umsetzten<sup>206</sup>, betont Weisshaupt das Gegenteil: Es bedurfte männlichen Drucks, um die widerstrebenden Frauen an Heim und Herd zu bannen.<sup>207</sup> Es wird mit den

---

<sup>201</sup> Rousseau, Jean-Jacques: Emile oder Von der Erziehung (1762), München 1979, S. 477. Zitiert nach Schmidt 1996, S. 329. Vgl. auch Frevert 1995, S. 110f.

<sup>202</sup> Renate Feyl: Sein ist das Weib. Denken der Mann. Ansichten und Äußerungen für und wider die gelehrten Frauen, gesammelt von Renate Feyl, (1984<sup>1</sup>), Köln 1991. Vgl. dazu die Angst einer Braut, für einen Blaustrumpf gehalten zu werden, in: Adolf und Anna Stoecker. Brautbriefe, hg. v. Dietrich von Oertzen, 3. Aufl., Schwerin 1913, S. 237.

<sup>203</sup> Schmidt 1996, S. 337.

<sup>204</sup> Ebd.

<sup>205</sup> Schmidt 1996, S. 339. Bei der Verfestigung der Geschlechterdifferenz spielte demnach Bildungspolitik eine bedeutende Rolle. Durch sie wurde schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts darauf hingewirkt, die Geschlechtsunterschiede zu vertiefen: Wenn das "Wesen" von Mann und Frau schon feststeht, brauchen in der Ausbildung auch nur die diesem entsprechenden Eigenschaften gefördert zu werden. Vgl. Hausen 1976, S. 388.

<sup>206</sup> Frevert 1990, S. 34.

<sup>207</sup> Weisshaupt, Brigitte: Zur Dialektik der Identität von Frauen, in: Weibliche Identität, S. 125-140; hier: S. 128. Vgl. dazu auch Beck-Gernsheim, Elisabeth: Frauenbiographien im Umbruch, in: Weibliche Identität, S. 99-111, S. 102f.

Quellen zu zeigen sein, wie die Zeitgenossinnen selbst dachten.<sup>208</sup>

### 2.6.1 Konstruktion von Mann-Sein

Historiker, die sich mit Geschlechtergeschichte beschäftigten, wenig Interesse, sich mit der Frage nach dem historischen Wandel des Mann-Seins zu beschäftigen.<sup>209</sup> Dies scheint sich langsam zu wandeln.

Vieles von dem, was Mann-Sein im Bildungsbürgertum ausmachte, ergibt sich schon aus dem, was im letzten Abschnitt dargestellt wurde, und soll deshalb hier nur kurz wiederholt werden: In der Geschlechtertheorie waren Männer als ergänzende und die Frauen dominierenden Gegenbilder entworfen worden; im alltäglichen »doing gender« waren die Geschlechterdifferenzen, zumindest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, weit weniger ausgeprägt.

An dieser Stelle soll speziell nur auf einen Aspekt des Mann-Seins eingegangen werden, der noch im Zusammenhang mit der Trennung der Lebenssphären zu nennen ist. Männern wurde eine Prioritätssetzung im beruflichen Bereich unterstellt, die sie von familienorientierten Frauen unterscheiden sollte. Diese Differenz kann für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts noch keine Geltung beanspruchen. Vor der Jahrhundertmitte bildeten Mann und Beruf noch kein Synonym; dies gilt erst für das späte 19. Jahrhundert.<sup>210</sup> Der Beruf wurde eher als notwendiges Übel empfunden und nicht als Mittel zur Selbstbestätigung. Berufsarbeit wurde sogar auffällig häufig negativ beurteilt.<sup>211</sup> Besonders die Generationen bürgerlicher Männer zwischen 1770 und 1820 waren nicht primär *„rational, berufs- und leistungsorientiert; Gefühle zu entwickeln, zu zeigen und auszuleben gehörte mindestens ebenso zu ihrer Selbsterfahrung [...] Erfüllung suchten die Bürger weniger im beruflichen Erfolg als in einem befriedigenden Gefühlsleben.“*<sup>212</sup>

Ihr vordringliches Interesse galt ihrem privaten Glück. Bürger wollten sich verlieben, ein harmonisches, inniges Zusammenleben mit ihrer Gattin und ihren

---

<sup>208</sup> Vgl. Kapitel 4.

<sup>209</sup> Trepp 1996a, S. 60.

<sup>210</sup> Trepp 1996a, S. 65f.

<sup>211</sup> Trepp 1996, S. 215.

<sup>212</sup> Ebd., S. 220.

Kindern führen und enge Freundschaftsbeziehungen pflegen.<sup>213</sup> Sie pflegten innige Beziehungen zu Männern und Frauen, an deren Leben sie regen Anteil nahmen.<sup>214</sup>

Obwohl sich die Geschlechter in der bildungsbürgerlichen Lebensführung viel ähnlicher waren, als in der Geschlechterideologie dargestellt, wurden nach wie vor zwei als grundverschieden angesehene soziale Geschlechter konstruiert und hierarchisiert. Zwischen dem sozialen Geschlecht »Frau« und dem sozialen Geschlecht »Mann« bestand im 18. und 19. Jahrhundert kein Verhältnis von Gleichrangigen. *„Macht von Männern über Frauen konstituiert männliche Identität und die Erfahrung von Männlichkeit.“*<sup>215</sup> Das bedeutet auch, dass Männer - ebenso wie Frauen - den gesellschaftlichen Vorgaben folgen müssen, um ihre spezifische Geschlechtlichkeit bestätigt zu finden.<sup>216</sup> Die Handlungs-Spiel-Räume von Männern waren eindeutig größer, als die der Frauen. Was ihre Festlegung auf ein bestimmtes geschlechtstypisches Verhalten angeht, waren sie jedoch ebenso eingengt wie diese.

## 2.7 Bildungsbürgerliche Gefühlskultur

*„Die bürgerliche Kultur des 19. Jahrhunderts ist nicht ohne Berücksichtigung von Pflege und Ausbildung von Gefühlen zu begreifen.“*<sup>217</sup> Einen wesentlicher Teilbereich dieser Gefühlskultur bildet der Emotionskomplex »Liebe«. Bevor er detailliert dargestellt wird, sollen ihm einige generelle Erläuterungen zur bildungsbürgerlichen Emotionalität vorausgeschickt werden.

Die bürgerliche Gefühlskultur entstand als *„Produkt und Auslöser eines Umbruchs“*<sup>218</sup>, der durch die Ablösung des feudalistischen Ständestaates durch die

---

<sup>213</sup> Ebd.

<sup>214</sup> Ebd., S. 221.

<sup>215</sup> Kühne, Thomas: Männergeschichte als Geschlechtergeschichte, in: Ders. (Hg.): Männergeschichte-Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 7-30; hier: S. 22.

<sup>216</sup> Tosh, John: Was soll die Geschichtswissenschaft mit Männlichkeit anfangen? Betrachtungen zum 19. Jahrhundert in Großbritannien, in: Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, hg. v. Christoph Conrad und Martina Kessel, Stuttgart 1998, S. 160-206; hier: S. 164.

<sup>217</sup> Pandel 1992, S. 46. Vgl. auch Trepp 1996, S. 401.

<sup>218</sup> Hansen, K. P.: Die Geschichte der Emotionalität, in: Psychologie und Geschichte, Jg. 1, H. 2 (1989), S. 37-48; hier: S. 39.

bürgerliche Gesellschaft gekennzeichnet ist. Die Gefühlswelt der Individuen der bürgerlichen Epoche unterscheidet sich wesentlich von der jener Epochen, in denen die Lebensaufgaben qua Geburt festgelegt werden.<sup>219</sup>

Das Bildungsbürgertum grenzte sich u.a. durch eine polarisierte Gegenüberstellung des Umgangs mit Emotionen vom Adel ab. Während der Adel von ihm auf emotionalem Gebiet durch Verstellung und Maskerade charakterisiert wurde, definiert sich das Bildungsbürgertum selbst über seine "natürlichen" und "authentischen" Emotionen. „Gerade weil die theatrale und die gespürte Seite der Gefühle auseinanderfallen, geht es darum, das Verhalten zum „Fenster der Seele“ werden zu lassen: zum 1:1 Abbild von Innen und Außen.“<sup>220</sup> Dass Gefühle schon allein durch ihr Verhältnis zur Sprache durch und durch codiert sind, wurde außer acht gelassen. „Daß Authentizität immer eine dargestellte ist, möchte der sensible Bürger nicht wissen.“<sup>221</sup> Diese Zusammenhänge gilt es zu bedenken, wenn es nun um die Kultivierung einer bestimmten Form der Liebe, nämlich der romantischen Liebe, geht.

### 2.7.1 »Romantische Liebe« als emotionaler Standard<sup>222</sup>

Die Liebe zwischen Frau und Mann ist an einer spezifischen emotionalen Programmatik orientiert. Diese gilt es für das Ende des 18. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts darzustellen, da die bildungsbürgerliche Untersuchungsgruppe in diesem Zeitraum sozialisiert wurde. Dabei sollen insbesondere mögliche Geschlechterdifferenzen innerhalb des Liebeskonzeptes deutlich gemacht werden; ein Vorhandensein solcher Unterschiede scheint mit Blick auf die Theorie der Geschlechterpolaritäten selbstverständlich zu sein.

Um der Programmatik der romantischen Liebe<sup>223</sup> auf die Spur zu kommen, ist ein

---

<sup>219</sup> Heller 1981, S. 254.

<sup>220</sup> Böhme 1997, S. 74f.

<sup>221</sup> Ebd., S. 75.

<sup>222</sup> Bei der folgenden Darstellung wird die in Kapitel 2.4 vorgenommene Unterscheidung zwischen emotionalem Standard und emotionalem Erleben angewandt, um eine differenzierte historische Analyse zu ermöglichen. Siehe dazu Stearns/Stearns 1990, S. 274.

<sup>223</sup> Die Etikettierung des Liebesbegriffs als »romantisch« spielt eine Einheitlichkeit vor, die es so nicht gegeben hat. Weder gab es eine homogene Gruppe von einheitlich denkenden Menschen, die sich Romantiker oder Romantikerinnen nannte. Vgl. Schultz, Franz: „Romantik“ und „romantisch“ als literaturhistorische Terminologien und Begriffsbildungen (1924), in: Prang, Helmut (Hg.): Begriffsbestimmungen der Romantik, Darmstadt 1972, S. 93-111; hier: S. 97ff. Vgl. auch Gay, Peter: Die Macht des Herzens. Das 19. Jahrhundert und die Erforschung des Ich, München 1997 (Original:

Blick in die zeitgenössische Literatur hilfreich. Sie liefert zu diesem Themenbereich vielfältige Anhaltspunkte, da sie „im Besonderen ihrer literarischen Gestaltung auf Allgemeines verweist [...]. Literatur ist [...] vielfältig involviert: proklamierend, affirmierend und reflektierend.“<sup>224</sup> Es existierte zwar kein konsensueller Liebesbegriff<sup>225</sup>, aber im Nachhinein ist in der vom Bildungsbürgertum rezipierten Literatur das Vorherrschen bestimmter Muster abzulesen<sup>226</sup>. Die Hauptmerkmale sollen im Folgenden dargelegt werden.

Eine vielbedachte Frage in Bezug auf die erotische Liebe war die nach dem Zusammenhang von Körper und Geist oder Leib und Seele. Ende des 18. Jahrhunderts verwarf man die radikale Trennung von sinnlichem Trieb und der „wahren“, „rein“ seelischen Liebe<sup>227</sup> zugunsten einer Verbindung von Frau und Mann mit Leib und Seele.<sup>228</sup> Dennoch sollte der mentale und psychische Bereich insgesamt den physischen dominieren; er wird als der wertvollere Part angesehen.<sup>229</sup> In diesem Zusammenhang ist die Vorstellung einer geistigen Gemeinschaft der Liebenden zu nennen, in der Bildung eine große Rolle spielt: „Das Glück in der romantischen Liebe verdankte sich, so glaubten die Romantiker, zu einem guten Teil dem klugen, weitgespannten Gespräch, dem Spiel des Geistes“<sup>230</sup>.

Die gemeinsame Weiterentwicklung der Liebenden, nicht nur auf geistigem Gebiet, sondern auch generell, ist ein weiterer wichtiger Aspekt romantischer Liebe. Die Individualität des und der Einzelnen soll durch die Liebe noch verstärkt und entfaltet werden.<sup>231</sup> Die einzigartige Persönlichkeit der Liebenden spielt

- 
- 224 New York/London 1995), S. 49f.
- 224 Saße, Günter: Die Ordnung der Gefühle. Das Drama der Liebesheirat im 18. Jahrhundert, Darmstadt 1996, S. 290. Vgl. auch Lantz, Hermann R.: Romantic Love in the Pre-Modern Period: A Social Commentary, in: The Journal of Social History 15 (1982), S. 349-370; hier: S. 358.
- 225 Beutin, Wolfgang: Art. „Sexualität/Liebe in der Neuzeit“, in: Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen, hg. v. Peter Dinzelbacher, Stuttgart 1993, S. 89-103; hier: S. 98.
- 226 Vgl. Borchard 1985, S. 99.
- 227 Diese Trennung wurde in der literaturhistorischen Epoche der Empfindsamkeit vorgenommen. Vgl. Kuhn, Helmut: »Liebe«. Geschichte eines Begriffs, München 1975, S. 188.
- 228 So argumentierte z. B. Wilhelm von Humboldt, dass die „wahrhaft menschliche Existenz“ nur durch die Verbindung beider Geschlechter erreicht werden könne, deren Geschlechtlichkeit Leib und Seele in untrennbarer Einheit prägen. Siehe Kuhn, Helmut: »Liebe«. Geschichte eines Begriff, München 1975, S. 204. Eine ähnliche Auffassung vertrat auch Friedrich Schlegel. Vgl. Kuhn 1975, S. 206f.
- 229 Gay 1987, S. 59.
- 230 Ebd., S. 60.
- 231 Kuhn 1975, S. 204. Die Fähigkeit, sich tatsächlich auf die Individualität des Intim-Partners einzulassen, wurzelt lt. Schmitz in der religiösen Versenkung des Pietismus. Siehe Schmitz, Hermann: Die Liebe,

insgesamt für diese Form der Liebe eine besondere Rolle, denn sie basiert auf dem Gefühl zwischen diesem speziellen Mann und dieser speziellen Frau. Bedenkt man den sozialhistorischen Hintergrund des Emotionsstandards wird deutlich, dass bürgerliche Individualisierungsbestrebungen darin ihren Niederschlag gefunden haben. Das "Finden" eines Menschen, der zu einem passt und einen versteht, wird danach immer schwieriger. In der romantischen Liebe entsteht so der Mythos von der „einzig-wahren“ Liebe.<sup>232</sup> Die Exklusivität, die nur zwei Menschen ein- und alle anderen ausschließt, ist ein Hauptmerkmal der romantischen Liebe.<sup>233</sup> Nur in einer dyadischen Beziehung kann eine derartige Intensität und Intimität hergestellt werden, wie es für die romantische Liebe typisch ist.<sup>234</sup>

Durch die Unterscheidung zwischen dem geliebten Menschen und allen anderen - dem Höchstrelevanzanspruch der romantischen Liebe<sup>235</sup> - steht dieser Liebesbegriff offensichtlich im Widerspruch zur christlichen Charitas.<sup>236</sup> Indem die Liebe das Wichtigste im Leben der Menschen wird, tritt sie die Nachfolge der Religion an. Ebenso wie diese, wertet die romantische Liebe den Rest der Welt ab und verspricht höchste Glücksgüter.<sup>237</sup> Die religiöse Bedeutung der Liebe entsteht außerdem dadurch, dass ihr ein erlösender Charakter zugesprochen wird.<sup>238</sup> In der Liebesvereinigung wird eine Erlösung vom eigenen Selbst angestrebt.<sup>239</sup> Die stärkste Form der Entselbstung in der Vereinigung ist der Liebestod - im Tod sind die Liebenden auf ewig verbunden und eins.<sup>240</sup>

Die geistige und körperliche Vereinigung der Liebenden - die ebenso angestrebt

- 
- 232 Bonn 1993, S. 204. Vgl. dazu auch Sonntag, Michael: Die Erzeugung von Innenräumen. Machtwirkungen in der Genese abendländischer Individualität, in: Psychologie und Geschichte, 1. Jg. (1989), H. 1, S. 36-45; hier: S. 43.
- 233 Tyrell, Hartmann: Romantische Liebe. Überlegungen zu ihrer »quantitativen Bestimmtheit«, in: Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag, hg. v. Dirk Baecker u.a., Frankfurt a. M., S. 570-599; hier: S. 577f. und S. 589. Er spricht vom „*Unwahrscheinlichkeitserlebnis*“ einen passenden Partner oder eine passende Partnerin gefunden zu haben. Vgl. ebd. Tyrell 1987, S. 578.
- 234 Ebd., S. 577. Diese Eigenschaft wird lt. Tyrell noch dadurch verstärkt, dass Liebende in der Regel bemüht sind, sich gegenseitig ihr Innerstes bloßzulegen und durch diese gemeinsame Geheimnisträgerschaft wiederum alle anderen auszuschließen.
- 235 Ebd., S. 587.
- 236 Tyrell 1987, S. 571.
- 237 Ebd., S. 576.
- 238 Ebd., S. 571f.
- 239 Vgl. Kuhn 1975, S. 199ff. Zur religiösen Bedeutung der Liebe vgl. auch die Ansichten Schleiermachers und Novalis in Kuhn 1975, S. 208f.
- 240 Borchard 1985, S. 93.

wie gefürchtet wird<sup>241</sup> - lässt aus zwei Menschen eine vollständige Einheit entstehen, obwohl die Trennung der Individuen bestehen bleibt. Gerade dieser Sachverhalt macht It. Simmel das »Wunder der Liebe« aus.<sup>242</sup>

In der romantischen Liebe verändert sich für die Liebenden die ganze Welt. Sie nehmen diese intensiver positiv wahr, wobei bestimmte Objekte, die eng mit dem oder der Anderen in Beziehung gebracht werden, als verzaubert gelten.<sup>243</sup>

Anders als bei der »vernünftigen Liebe«, die sich an den Vorzügen des Gegenüber, an bestimmten Eigenschaften orientiert<sup>244</sup>, hat die romantische Liebe keine bestimmten Voraussetzungen.<sup>245</sup> Sie wird deshalb als etwas erlebt, das nicht beeinflussbar ist, sondern das Liebende erleiden, weil es "über sie kommt". In diesem Sinne stehen auch Zuschreibungen an die Liebe als Krankheit, Wahnsinn oder ein Wunder.<sup>246</sup> Liebe wird außerdem als eine Urkraft angesehen, die alle Hindernisse überwinden kann.<sup>247</sup> Das Zustandekommen der Liebe ist gänzlich dem Zufall überlassen, wobei dieser paradoxerweise mit Notwendigkeit eintritt, gleichfalls als Schicksal.<sup>248</sup>

Nachdem sich die einzig passenden Liebenden gefunden haben, orientieren sie sich derart aneinander, dass die Bedürfnisse des und der anderen mit den eigenen verschimmen. Jede und jeder versucht im Glück des Partners sein eigenes zu finden.<sup>249</sup> Bei der Orientierung am Gegenüber ist es außerordentlich wichtig, dass beide möglichst häufig zur selben Zeit dasselbe wollen. Es soll ein Gleichklang der Seelen herrschen.<sup>250</sup> Kommunikation wird weitgehend indirekt

---

<sup>240</sup> Vgl. Kuhn 1975, S. 209f.

<sup>241</sup> Luhmann 1984, S. 172. Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von einer romantischen Paradoxie. Hoffen und Sehnen seien typisch für diese Art der Liebe, bei der eine gewisse Distanz zur oder zum Geliebten bzw. zur Erfüllung der Liebe den Genuss erhöhte. Vgl. ebd., S. 193.

<sup>242</sup> Simmel 1923, S. 52. Vgl. auch ebd., S. 112. Simmel wird hier nicht als zeitgenössischer Literat angeführt, sondern als Philosoph, der sich mit dem Liebesbegriff seiner Zeit auseinandergesetzt hat.

<sup>243</sup> Luhmann 1984, S. 167f. Vielleicht trifft diese Weltsicht die heute noch übliche Bezeichnung der »rosaroten Brille« der Verliebten.

<sup>244</sup> Siehe in diesem Kapitel, S.69. Vgl. auch Saße 1996, S. 30-37.

<sup>245</sup> Luhmann 1984, S. 174.

<sup>246</sup> Luhmann 1984, S. 30f. Vgl. auch Simmel 1923, S 63 und S. 79f.

<sup>247</sup> Gay 1987, S. 101. Vgl. auch Simmel 1923, S. 113.

<sup>248</sup> Luhmann 1984, S. 180f. Die Tatsache, dass Liebe kein "Überfall" ist, sondern auf eine Disposition trifft, wird nicht in Betracht gezogen. Vgl. Barthes, Roland: Fragmente einer Sprache der Liebe, Frankfurt 1984, S. 130f.

<sup>249</sup> Luhmann 1984, S. 174.

<sup>250</sup> Tyrell 1987, S. 577. Dies ist besonders auch in der fast gleichzeitigen Liebeserklärung abzulesen, die den typischen Höhepunkt in einem Liebesroman zumal im 18. Jahrhundert darstellt.

realisiert, durch „Vorwegnahme und Schonverstandenehaben. Sie kann durch explizite Kommunikation, durch Frage und Antwort, geradezu unangenehm berührt werden, weil damit zum Ausdruck kommt, daß sich etwas nicht von selbst versteht.“<sup>251</sup>

Es entsteht auf diese Weise eine gemeinsame Welt der Liebenden und eine spezielle Form des individuellen Erlebens, die nur durch die Liebe ermöglicht wurden.<sup>252</sup> Die Liebe wird beständig neu geschaffen, „indem sie das, was etwas für den anderen bedeutet, ihrer Reproduktion zu Grunde legt. Nur so kann Liebe Ehe sein. Nur so gibt Liebe sich selbst Dauer.“<sup>253</sup>

Luhmann weist hier darauf hin, dass die Liebenden durch die Konstituierung einer Art Sonderwelt das Problem lösen, wie eine möglicherweise zeitlich begrenzte Liebe mit der Institution Ehe zu vereinbaren ist.<sup>254</sup> Dabei spielt besonders die individuelle Einzigartigkeit der Liebenden eine Rolle, da jede persönliche Weiterentwicklung, die in der romantischen Liebe grundsätzlich verlangt und als grenzenlos fortsetzbar angesehen wird, sich auf den anderen auswirkt. Durch diese ständige Wechselbeziehung der Liebenden ist eine „Aussicht auf Dauer, als Versöhnung mit der Ehe“<sup>255</sup> gegeben.

Da die »ewige Liebe« durch keine Normierung erzwungen werden kann<sup>256</sup>, könnte sie sich dennoch abschwächen. Deshalb benötigt sie zusätzliche stabilisierende Elemente. „Emotionales Handeln, das auf die Erhaltung und Steigerung des Seltenheitswertes der ausgetauschten Emotion ausgerichtet ist, kann nicht bloß triebhaftes Handeln, unmittelbare Bedürfnisbefriedigung oder direkter Genuß sein“<sup>257</sup>.

An dieser Stelle kommt nun der Emotionskomplex der »Liebe« ins Spiel. Zur Stabilisierung einer Liebesbeziehung bedarf es sekundärer Emotionen, wie z. B. der Treue.<sup>258</sup> Durch sie kann eine Beziehung aufrechterhalten werden, auch wenn

---

<sup>251</sup> Luhmann 1984, S. 29.

<sup>252</sup> Ebd., S. 160. Er gebraucht dafür den Begriff der »zwischenmenschlichen Interpenetration«.

<sup>253</sup> Ebd., S. 178.

<sup>254</sup> Vgl. Saße 1996, S. 51.

<sup>255</sup> Luhmann 1984, S. 178. Vgl. auch ebd., S. 169. Die Möglichkeit des Sich-Auseinanderentwickelns wurde außer acht gelassen.

<sup>256</sup> Vgl. Nedelmann 1983, S. 182.

<sup>257</sup> Ebd., S. 205. Vgl. auch Schmitz 1993, S. 63.

<sup>258</sup> Nedelmann 1983, S. 177. Die Verknüpfung von erotischer Liebe mit Treue ist nicht in allen Kulturen üblich. Siehe dazu Landweer, Hilge: Verständigung über Gefühle, in: Leib und Gefühl. Beiträge zur Öffnung der Anthropologie, hg. v. Michael Großheim, Berlin 1995, S. 71-86; hier: S. 80.

die primäre Emotion der Liebe verschwunden ist. Gleichzeitig kann die Treue aber auch zur Wiederbelebung der Liebe führen.<sup>259</sup>

Außer Treue gehören zum Emotionskomplex »Liebe« des weiteren Trennungsschmerz, Wiedersehensfreude, Sehnsucht<sup>260</sup> und Eifersucht. Diese Emotionen kommen auch deshalb zum Tragen, weil die Liebenden sich dauernd beobachten, ob sie Zeichen der Liebe finden können, die eine Kontinuität der Emotion beweist. Gefragt ist demnach eine **dauernde** Handlungsbereitschaft, da die Liebe sich an den Handlungen ablesen lassen muss.<sup>261</sup> Die genannten sekundären Gefühle müssen sich erkennen lassen, um stabilisierend zu wirken. Dies trifft auf Eifersucht aber scheinbar nicht zu. Die Frage, ob man dem oder der anderen wirklich immer alles bedeutet, oder ob man nicht doch ersetzbar ist, kann zur Eifersucht führen. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass der Wunsch, dem anderen alles zu sein von Liebe zeugt. Demnach kann Eifersucht als Zeichen von Liebe gewertet werden.<sup>262</sup> Eifersucht ist insgesamt ein Teil des Emotionsnetzes, das durch das Denken in bestimmten Kategorien wie »einzig wahre Liebe« und »Liebe ist unteilbar« hervorgerufen wird.<sup>263</sup>

Das ständige gegenseitige Beobachten und das Achten selbst auf kleinste Signale, die Liebe bezeugen, hängt eng mit ihrem Angelegtsein auf Erwidierung zusammen. Eine nicht erwiderte Liebe gilt als der Inbegriff von Unglück und ist ein starkes Selbstmordmotiv.<sup>264</sup>

Der emotionale Standard der romantischen Liebe gilt prinzipiell für beide Geschlechter.<sup>265</sup> Dies setzt eine emotionale Ähnlichkeit bildungsbürgerlicher Frauen und Männer voraus, was deshalb erstaunt, weil es im Gegensatz zur

---

<sup>259</sup> Nedelmann 1983, S. 182f. Im Gegensatz zur Nicht-Liebe, kann Un-Treue negativ sanktioniert werden, was darauf hindeutet, dass sich sekundäre Emotionen eher normieren lassen als primäre. Siehe ebd., S. 183.

<sup>260</sup> Siehe z. B. Stoecker. Brautbriefe, S. 86 und Huschke, Konrad (Hg.): Ernst und Agnes Haeckel. Ein Briefwechsel, Jena 1950, S. 29. Sehnsucht sieht Simmel als primäres Gefühl an, was jedoch mit seiner eigenen Definition nicht zusammenpasst, denn es muss erst eine Bindung zu einem Menschen bestehen, um sich sehnen zu können. Vgl. Nedelmann 1983, S. 177.

<sup>261</sup> Luhmann 1984, S. 44f.

<sup>262</sup> Nedelmann 1983, S. 200.

<sup>263</sup> Vgl. Ebd.

<sup>264</sup> Tyrell 1987, S. 576f.

<sup>265</sup> Siehe u. a. Stearns 1993, S. 51.

Geschlechterpolarität steht.<sup>266</sup> Ohne eine Ähnlichkeit wäre jedoch die geforderte Seelenverwandtschaft oder Seelengemeinschaft nur schwer vorstellbar, es sei denn, man argumentiert mit Rousseau, dass Seelen kein Geschlecht haben.<sup>267</sup> Im Unterschied zu diesem entwickelt McMahon für den Sachverhalt der Seelenverwandtschaft den Begriff eines geteilten Selbst („*a shared selfhood*“<sup>268</sup>), dass sowohl bei Freundschaften, als auch in der romantischen Liebe erreicht werden soll. Es wird dabei das Mitempfinden von Gefühlen und die emotionale Ähnlichkeit - auch zwischen den Geschlechtern - betont.<sup>269</sup>

Es spricht einiges dafür, dass Frauen im Konzept der romantischen Liebe eine stärkere Position innehatten, als es die zeitgenössischen Geschlechternormen vorsahen. Dank literarischer Hilfe wurden Frauen im 18. Jahrhundert u.a. im Zusammenhang mit dem neuen Liebesideal erstmals als autonome Emotions-subjekte wahrgenommen.<sup>270</sup> Sie konnten einen Heiratsantrag deshalb mit der Begründung auf fehlende Liebe ablehnen.<sup>271</sup> Schmitz geht in seiner Einschätzung der Stellung der Frau in einer romantischen Liebesbeziehung sogar so weit, dass sie darin eine starke, ebenbürtige Persönlichkeit darstellt, die zusammen mit ihrem Partner die Verantwortung für die Verbindung trägt.<sup>272</sup>

Das Liebeskonzept beinhaltet aber neben der Ähnlichkeit und Gleichwertigkeit der Geschlechter auch Aspekte, die der zeitgenössischen Geschlechterpolarität entsprechen. Luhmann entnimmt der Literatur eine Asymmetrie der Geschlechter, die sich dadurch auszeichnet, dass der Mann das Lieben liebt und die Frau den Mann. Frauen werden als tiefer und ursprünglicher liebend dargestellt.<sup>273</sup> Durch die Dominanz des Geistigen vor dem Körperlichen deutet sich zudem schon die männliche Vorherrschaft an, da der Mann als der rationale Part gilt.

---

<sup>266</sup> Frevert stellt in diesem Zusammenhang fest: "Mit Frauen und Männern, die ihren »Geschlechtscharakter« akzeptierten und sich nicht von der vorgegebenen Lebensart lösten, konnte eine romantische Ehe nicht funktionieren." Siehe Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1986, S. 59. Vgl. dazu auch Stearns 1993, S. 37.

<sup>267</sup> Kuhn 1975, S. 167.

<sup>268</sup> McMahon, Lucia: „While Our Souls Together Blend“. Narrating a Romantic Readership in the Early Republic, in: Stearns/Lewis 1998, S. 66-90; hier: S. 67.

<sup>269</sup> McMahon 1998

<sup>270</sup> Tyrell 1987, S. 582.

<sup>271</sup> Ebd., S. 583.

<sup>272</sup> Schmitz 1993, S. 205.

<sup>273</sup> Luhmann 1984, S. 172.

Saße kommt orientiert an zeitgenössischer Literatur sogar zu dem Schluss, dass trotz aller Lobpreisung der Frauen romantische Liebe in erster Linie den Männern nutzt. Frauen wurden seiner Meinung nach nur deshalb aufgewertet, um Bestandteil eines männlichen Erlösungsmythos zu werden<sup>274</sup>: „Die Geliebte ist dem Geliebten funktional zugeordnet, sie ist seine Erlöserin, die ihn aus allen Widrigkeiten der inneren und äußeren Zerrissenheit zur Einheit mit sich selbst läutert.“<sup>275</sup> Es findet also möglicherweise durch die Liebesideologie eine Verschleierung der tatsächlichen Herrschaftsverhältnisse statt.<sup>276</sup>

Die verschiedenen Geschlechterrollen im romantischen Liebesideal können am ehesten miteinander in Einklang gebracht werden, indem man verschiedene Liebesphasen unterscheidet. Ob - wie konzeptionell vorgesehen - Liebesheiraten „zur Dauer erhobene Liebesbeziehungen“<sup>277</sup> waren oder nicht, ist eine Frage, die es anhand der Quellen zu beantworten gilt.

Abschließend sollen die entscheidenden Merkmale des emotionalen Standards »romantische Liebe« in Kurzform aufgelistet werden, um ihre Kennzeichnung im Folgenden deutlich vor Augen zu haben:

- Verbindung von Körper und Geist, bei Dominanz von letzterem (Relevanz von Bildung)
- Betonung der Individualität: es gibt nur eine „wahre Liebe“
- Vereinigung von Mann und Frau als Einswerdung und Getrenntbleiben
- Gleichwertigkeit und Ähnlichkeit der Geschlechter; Asymmetrie und Hierarchie der sich ergänzenden Geschlechter
- Verknüpfung von Liebe und Tod
- Permanente Beobachtungs- und Handlungsbereitschaft (Verhalten als Indikator für Gefühle)
- Sekundäre Emotionen als Stabilisatoren der Liebe: Treue, Vertrauen, Trennungsschmerz, Wiedersehensfreude, Sehnsucht und (Eifersucht)
- Exklusivität der Liebesbeziehung; Erzeugung größtmöglicher Intimität
- indirekte Kommunikation; Gleichklang der Seelen
- Liebe bezieht sich auf den ganzen Menschen, einzelne Eigenschaften sind unwesentlich
- Schicksal als Liebesursache; Liebende sind machtlos dagegen
- Sonderweltcharakter: Aufhebung von Relevanz- und Bedürfnisschwellen

---

<sup>274</sup> Saße 1996, S. 54f.

<sup>275</sup> Ebd., S. 53. Ähnlich argumentiert auch Luhmann 1984, S. 172.

<sup>276</sup> Borchard 1985, S. 283.

<sup>277</sup> Siehe diesen Einwand bei Saße 1996, S. 295.

- zwischen den Liebenden (Liebe als endloser Prozess)
- Angelegtsein auf Erwidern
- Angst, ersetzbar zu sein

Funktionen der »romantischen Liebe«:

- als Weg zur Selbstentwicklung
- als Basis der Ehe
- als säkularisierte Religion: höchste Relevanz, Versprechen höchsten Glücks

An diesem konkreten Beispiel wird deutlich, wie weitgehend die **Verflechtung von Kognitionen und Emotionen** ist. Ein spezifischer Liebesbegriff bildet die Basis normgemäßen emotionalen Verhaltens, zu dem ebenfalls eine **sprachliche Codierung** gehört. Der Kommunikationscode erforderte das Sprechen und Schreiben über die wahre Liebe, die Ewigkeit derselben u.ä.

Ein weiteres Element von Emotionen<sup>278</sup>, die **physiologische Erregung**, wurde in der Forschung bislang außer acht gelassen. Dass jedoch auch sie Bestandteil bildungsbürgerlicher Emotionalität war und dass auch sie standardisiert werden konnte, lässt sich an den analysierten Quellen zeigen.<sup>279</sup>

»Romantische Liebe« sollte seit Ende des 18. Jahrhunderts ehebegründend sein<sup>280</sup> und damit die frühneuzeitliche »Sachehe« ablösen. Bei dieser spielten ökonomische und soziale Gesichtspunkte die Hauptrolle; von untergeordneter Bedeutung war die individuelle Persönlichkeit des und der anderen. Liebe und Ehe galten in der Frühen Neuzeit als eher unvereinbar<sup>281</sup>, da die Ehe zu dieser Zeit einen überindividuellen, gesellschaftlichen Wert hatte. Sie fügte Mann und Frau zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen, in der die jeweils geschlechtsspezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten überlebenswichtig für die zusammenlebende kleine Gruppe war.<sup>282</sup> Es ging bei der Eheschließung *„zunächst einmal um das wirtschaftliche Überleben von Hof, Handwerksbetrieb oder Adelsgeschlecht, um die Sicherung von Wohlstand und*

<sup>278</sup> Vgl. zur Bestimmung von Emotionen Kapitel 2.4, S.40.

<sup>279</sup> Vgl. in Kapitel 4 und 5 die einzelnen Phasenauswertungen.

<sup>280</sup> Ehmer 1993, S. 10. Einige wenige Romantiker und Romantikerinnen setzten Liebe und Ehe gleich und erklärten diese Institution somit für überflüssig. Vgl. Kuhn 1975, S. 207 und Schwab, Dieter: Art. »Familie«, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hg. v. O. Brunner u.a., Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 253-301; hier: S. 286.

<sup>281</sup> Schenk, Herrad: Vorwort. Liebe - Ehe - Liebeshe. Die veränderten Grundlagen der auf Dauer angelegten Paarbeziehung, in: Über die Ehe. Von der Sachehe zur Liebesheirat (Ausstellungskatalog zu einer Literatursausstellung), hg. v. Ursula Rautenberg, Schweinfurt 1993, S. 10-12; hier: S. 10.

*Nachkommenschaft, die die einzige Form der Kranken- und Alterssicherung garantierten.*<sup>283</sup> Weil die Ehe solche wichtigen Funktionen innehatte, konnte die Partnerwahl auch nicht freigestellt werden, d. h. die Herkunftsfamilie übte einen bedeutenden Einfluss darauf aus. Es gab relativ geschlossene Heiratskreise innerhalb der eigenen Gesellschaftsschicht.<sup>284</sup> Diese Heiratsstrategie wirkte insgesamt stabilisierend auf die ständische Gesellschaft: Da niemand nach „unten“ heiraten wollte, konnte auch keiner nach „oben“ heiraten<sup>285</sup>, d. h. der status quo blieb gewahrt.

Bis mindestens bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts blieben Sachehen die dominante Eheform.<sup>286</sup> Danach erregten sie mehr und mehr gesellschaftliches Missfallen und die Forderung nach Heirat aus Liebe wurden laut.<sup>287</sup> Diese Liebesehen sollten aber noch nicht auf der romantischen, sondern auf der »vernünftigen Liebe« der Aufklärung basieren. Solche »Gefährtenehen« gründeten auf Freundschaft und auf *„Einsicht in die Vorzüge und Verständnis für die Fehler des anderen.“*<sup>288</sup>

Als Beispiel dafür, wie die neuen Leitbilder transportiert wurden, mögen die Kupferstiche von D. N. Chodowiecki (1726-1801) gelten, die er 1789 für den Göttinger Taschenkalender anfertigte.<sup>289</sup> Einzig die »Heirat durch Zuneigung« ließ Chodowiecki als Basis für eine glückliche Ehe gelten; andere Motive, wie der hier dargestellte Eigennutz, aber z. B. auch elterlicher Zwang führen zu keinem harmonischen Ende.

---

282 Schenk 1993, S. 10.

283 Ebd., S. 10f.

284 Ebd., S. 11.

285 Borscheid 1983, S. 119.

286 Ehmer 1993, S. 11.

287 Ehmer 1993, S. 10.

288 Rosenbaum 1993, S. 264.

289 Schieth, Lydia/Schatten, Katja: Art. „Göttinger Taschenkalender zum Jahr 1789“, in: Über die Ehe. Von der Sachehe zur Liebesheirat (Ausstellungskatalog zu einer Literatursausstellung), hg. v. Ursula Rautenberg, Schweinfurt 1993, S. 169-173. Zu den hier ausgewählten Abbildungen gehören weitere acht Kupferstiche, die sich alle mit den Beweggründen für die Eheschließung und ihren Folgen beschäftigen.

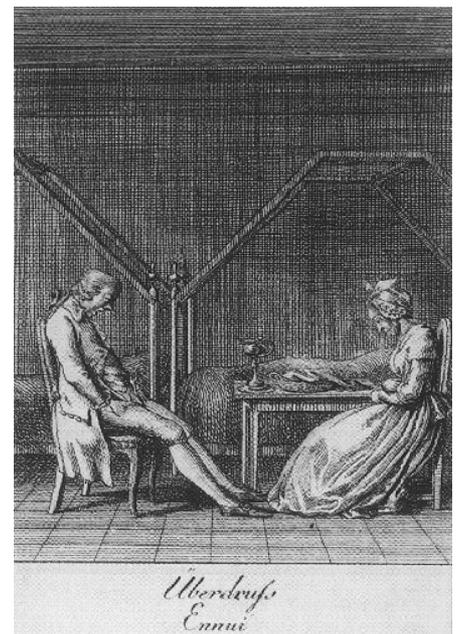


Abb. 1-4: Heiratsmotive und ihre Folgen

An der öffentlichen Diskussion über die Unauflösbarkeit der Ehe ist die Wahrnehmung der vielen zerrütteten Ehen Ende des 18. Jahrhunderts abzulesen. Es wurde jetzt ein Zusammenhang zwischen konventionell geschlossenen Ehen und ehelichem Unglück gesehen und an Beispielen bekannter Paare diskutiert.<sup>290</sup> Friedrich Schlegel spricht nicht nur für sich allein, wenn er verachtend über

<sup>290</sup> Schieth, Lydia: Das Experiment ›Ehe‹ im Umfeld von Klassik und Romantik, in: Über die Ehe, S. 180-183; hier: 181.

die Mehrheit der zeitgenössischen Ehen sagt:

*"Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen ... darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen"*<sup>291</sup>.

Nun schien wohl die Zeit reif zu sein für eine neue Basis der Ehe: eine Verbindung von Geist und Sinnlichkeit. Die Ehe als Gefühls- und geistige Gemeinschaft war geboren.<sup>292</sup>

---

<sup>291</sup> Schleiermacher, Friedrich: Fragmente, in: Athenäum 1/2 (1798), S. 11. Zitiert nach Schwab 1975, S. 286.

<sup>292</sup> Rosenbaum 1993, S. 265.

# 3. DIE BILDUNGSBÜRGERLICHE UNTERSUCHUNGSGRUPPE UND IHRE GESCHLECHTER-BILDER UND BEZIEHUNGSIDEALE

## 3.1 Die bildungsbürgerliche Untersuchungsgruppe

Gemäß der Definition von Bildungsbürgertum als »ständische Vergesellschaftung« muss zur Kennzeichnung der Untersuchungsgruppe als bildungsbürgerlich nach ihrer Lebensführung gefragt werden. Leider schenken die meisten der heranzuziehenden Biographien dem bürgerlichen Alltag wenig Beachtung. Problematisch gestaltete sich zudem das Bestreben, auch über die Mütter der ausgewählten Personen und über die Herkunft der unbekannteren Ehefrauen der bekannten Männer etwas erfahren zu wollen, da diesbezügliche, geschlechtsspezifische Informationen leider besonders spärlich sind. Dennoch weisen die im Folgenden darzustellenden Lebensführungselemente der Untersuchungsgruppe, wie auch ihrer Herkunftsfamilien eindeutig einen gemeinsamen Werthorizont und eine Orientierung an bildungsbürgerlichen Normen auf. Diese Einschätzung wird weiter unten auch noch im Hinblick auf die Geschlechterkonstruktionen und Beziehungsideale vertieft werden.<sup>1</sup>

Tabelle 2 beinhaltet Daten über Herkunft und Beruf der untersuchten Personen:

Tabelle 2: Herkunft und Beruf der Bildungsbürgerinnen und -bürger

Name, Lebensdaten	Vater	Mutter	Beruf
Sophie Mereau (1770-1806), geb. Schubart	Obersteuerbuchhalter		Schriftstellerin, Übersetzerin
Clemens Brentano (1778-1842)	Kaufmann	Tochter der Schriftstellerin Sophie La Roche	Schriftsteller
Henriette Schleiermacher	Oberleutnant a. D., Gutsbesitzer		

<sup>1</sup> Vgl. Kapitel 3.2 und 3.3.

Name, Lebensdaten	Vater	Mutter	Beruf
(1788-1838), verw. Willich, geb. von Mühlenfels			
F.D.E. Schleiermacher (1768-1834)	Militärpfarrer	Tochter eines Oberhofprediger s	Theologe, Philosoph
Louise von Gall (1815-1855)	Kammerherr und General, Freiherr v.	Tochter eines nobilitierten Architekten	Schriftstellerin
Levin Schücking (1814-1883)	Richter, Privatgelehrter, Schriftsteller		Jurist, Schriftsteller
Ida Freiligrath (1817-1899), geb. Melos	Gymnasial- professor		Erzieherin
Ferdinand Freiligrath (1810- 1876)	Lehrer, Leiter eines Fabrikbetriebes	Tochter eines Lehrers	Kaufmann, Schriftsteller, Übersetzer, Bankdirektor
Emma Herwegh (1817-1904), geb. Siegmund	Seidenhändler, Hoflieferant		
Georg Herwegh (1817-1875)	Gastwirt, Mundkoch	Tochter eines Chirurgen und Stadtrechners	Schriftsteller
Clara Schumann (1819-1896), geb. Wieck	Klavierlehrer, Piano- fortefabrikant	Tochter eines Kantors	Pianistin, Komponistin
Robert Schumann (1810-1856)	Verlagsbuch- händler	Tochter eines Ratschirurgen	Komponist, Musikschritsteller
Anna Haeckel (1835-1864), geb. Sethe	Provinzialsteuerr at	Tochter eines Juristen	
Agnes Haeckel (1842-1915), geb. Huschke	Anatom, Physiologe, Zoologe, Geh. Hofrat	Tochter eines Klosterguts- besitzers	
Ernst Haeckel (1834-1919) <sup>2</sup>	Jurist, Oberregierungs at	Tochter eines Geheimen Rates	Zoologe, Philosoph
Anna Stoecker	Fabrikant.		

<sup>2</sup> Ernst Haeckel war in erster Ehe mit Anna Sethe und in zweiter mit Agnes Huschke verheiratet.

Name, Lebensdaten	Vater	Mutter	Beruf
(1842 -?), geb. Krüger	Kommerzienrat		
Adolf Stoecker (1835-1909)	Wachtmeister, Quartiermeister, Gefängnis- inspektor	Schneidertochter ; gelernte Näherin	Pfarrer, Sozialpolitiker

Betrachtet man die Existenzgrundlage der Herkunftsfamilien, lebten wohl die meisten in relativ gesicherten Verhältnissen, was auch an der Liste der Berufe der Väter teilweise abgelesen werden kann. So führten sowohl die genannten Geschäftsleute, als auch die akademisch gebildeten Staatsdiener ein von materiellen Sorgen wenig überschattetes Leben, so dass sie ihren Kindern eine standesgemäße Ausbildung ermöglichen konnten, indem sie ihre Söhne aufs Gymnasium und die Universität schickten und ihre Töchter selbst, durch Hauslehrer oder in Pensionaten unterrichten ließen.<sup>3</sup> Selbst in den weniger begüterten Familien Stoeckers, Schückings, Schleiermachers und Herweghs konnten die Söhne diesen Ausbildungsweg einschlagen, wenn auch z. T. nur durch persönliche Opfer, wie bei den in kleinbürgerlichen Verhältnissen lebenden Eltern Stoeckers<sup>4</sup>, oder durch das Nutzen kostengünstiger Seminare, wie z. B. im Falle Herweghs.<sup>5</sup> Nur bei Freiligrath reichte das elterliche Vermögen nicht für ein Studium, das er sich gewünscht hatte, so dass er eine kaufmännische Lehre absolvierte.<sup>6</sup>

Alle Männer der Untersuchungsgruppe verfügten über eine höhere Schulbildung und teilten gemeinsame Bildungserfahrungen als ein Merkmal bildungsbürgerlicher Sozialisation.<sup>7</sup> Bis auf Freiligrath führte der weitere Ausbildungsweg alle Männer an die Universität, wo jedoch Brentano, Herwegh und Schumann das Studium zugunsten ihrer künstlerischen Fähigkeiten vorzeitig beendeten.

Alle untersuchten Personen wuchsen in ihrer Herkunftsfamilie in eine mehr oder weniger starke Orientierung an Bildungswissen hinein. Über die Einkommens-

<sup>3</sup> Vgl. Käthner, Martina/Kleinaus, Elke: Höhere Töcherschulen um 1800, in: Kleinau/Opitz 1996, S. 393-408; hier: S. 408.

<sup>4</sup> Oertzen, Dietrich von: Adolf Stoecker. Lebensbild und Zeitgeschichte, Bd. 1, Berlin 1910, S. 3.

<sup>5</sup> »Freiheit überall, um jeden Preis!« Georg Herwegh 1817-1875. Bilder und Texte zu Leben und Werk, hg. v. Joseph Kruse, Stuttgart 1992, S. 8.

<sup>6</sup> Ilberg, Werner: Einleitung, in: Freiligraths Werke in einem Band. Ausgewählt und eingeleitet von Werner Ilberg, 4. Aufl., Berlin/Weimar 1980, S. 6.

grenzen hinweg wurde geistige Bildung geschätzt<sup>8</sup>, wozu z. B. auch Literaturkenntnis gehörte. Clara Wieck bildet auf Grund ihrer fast ganz auf die Musik ausgerichteten Ausbildung eine Ausnahme und sah sich deshalb selbst als unbelesen an,<sup>9</sup> wenngleich sie auch durch einen Hauslehrer und ihren Vater in Allgemeinbildung unterrichtet wurde.<sup>10</sup>

Die Ausführungen über die Herkunft der behandelten Personen zeigen, dass die meisten von ihnen (Ausnahme: Adolf Stoecker) als geborene Bildungsbürgerinnen und Bildungsbürger bezeichnet werden können. Als Erwachsene setzten sie dann die bildungsbürgerliche Lebensführung fort, die ihnen schon in der Kindheit nahegebracht worden war.

Finanziell lebten alle Paare relativ gesichert, ohne jedoch ständig aus dem Vollen schöpfen zu können. Eine sparsame Haushaltung war in der Regel notwendig. Besonders problematisch wurde die finanzielle Situation zeitweise bei zwei Paaren: Herweghs und Schumanns. In den 50er Jahren war nämlich das Vermögen Emma Herweghs aufgebraucht und so ihr Mann gezwungen, journalistisch sehr produktiv zu sein.<sup>11</sup> Auch Robert Schumanns Traum, finanziell unabhängig arbeiten zu können, verwirklichte sich nicht, so dass auch er unter Erfolgsdruck komponieren musste, um seine Familie zu versorgen.<sup>12</sup> Allerdings trug bei diesem Paar - neben Mereau-Brentano und Gall-Schücking - auch die erfolgreiche Frau zum Familieneinkommen bei.<sup>13</sup>

Alle Paare waren in der Lage, sich am Bildungswissen zu orientieren und sich intensiv der für Bildung konstitutiven Geselligkeit zu widmen. So kamen Freunde und Familienangehörige oft für Wochen oder Monate auf Besuch und entsprechend viele Gegenbesuche mussten geleistet werden. In den Zwischenzeiten wurde ein reger Briefwechsel gepflegt, in dem es nicht nur um private Themen wie die berufliche oder familiäre Situation ging, sondern auch um Tagespolitisches, den Austausch über Kulturveranstaltungen (Theater-, Konzert-

---

7 Vgl. Kocka 1987a, S. 34 und S. 37.

8 Vgl. z. B. Oertzen 1910, S. 3.

9 Borchard 1985, S. 267.

10 Borchard 1985, S. 135.

11 Glaubrecht, Martin: Art. „Herwegh“, in: NDB, Bd. 8, Berlin 1969, S. 724f.

12 Borchard 1985, S. 254.

13 Beispielsweise verdiente Clara Schumann auf ihrer Russlandreise mehr Geld als ihr Mann als Düsseldorfer Musikdirektor. Borchard 1985, S. 246.

und Museumsbesuche) und über Gelesenes (Romane, Philosophie u. ä.). War man dann zusammen, wurden die gleichen Bereiche nun gemeinsam erlebt und häufig noch durch gemeinsames Musizieren ergänzt. Der Bereich der Hausmusik wurde besonders - außer professionell von den Schumanns - von Adolf Stoecker, Louise von Gall und Emma Herwegh gepflegt. Der Dilettantismus (im Sinne nicht-professioneller Kunstausbübung) war im Bildungsbürgertum weit verbreitet; das galt neben dem Musizieren auch für die Bereiche Dichten und Zeichnen.<sup>14</sup>

### 3.1.1 Phasen der Beziehungen

Zusammenhang zwischen dem Emotionskomplex »Liebe« und der Identität von Bildungsbürgerinnen wurden aus dem Lebenslauf der ausgewählten Personen bestimmte, besonders relevante Zeiträume herausgesucht. Nicht in jeder Lebensphase steht die eigene Identität in Frage, weshalb nur identitätskritische Lebenslagen<sup>15</sup> ausgewählt wurden. Diese zeichnen sich zudem dadurch aus, dass sie auch gesellschaftlich als kritische Übergänge von einer Lebensphase in eine andere angesehen werden. Es handelt sich um folgende drei Lebens- und Beziehungsphasen:

**1. Die Zeit des Werbens:** In dieser Zeitspanne vor der Eheschließung ist deutlich zu erkennen, dass sich nach dem Kennenlernen eine innigere, über Freundschaft hinausgehende Beziehung entwickelt. Hier stellen sich die Individuen ihrem Auserwählten oder ihrer Auserwählten am genauesten vor; ganz gemäß dem Ideal der romantischen Liebe, in dem die Individualität das entscheidende Kriterium für die Partnerwahl ist. Da für diesen Zeitraum außerdem das meiste Quellenmaterial zur Verfügung steht, wird hier der Schwerpunkt der Untersuchung gesetzt.

**2. Die junge Ehe:** Hiermit ist die Zeit von der Eheschließung bis zur Geburt des ersten gemeinsamen Kindes gemeint. Das junge Paar lernt sich in verschiedenen Bereichen erst jetzt genauer kennen: in der Sexualität, in Alltagsfreuden und Alltagsorgen, im Führen eines gemeinsamen Haushaltes etc. Diese Phase des "Zusammenwachsens" in der Zweisamkeit verändert sich durch die Geburt eines Kindes. Zur Rolle der Ehegattin und des Ehegatten tritt die Mutter- und Vaterrolle,

---

<sup>14</sup> Vgl. Koselleck 1990, S. 36f.

<sup>15</sup> Vgl. dazu Kapitel 2, S. 28.

die damit die zweite Phase beendet.

Den Zeitpunkt der ersten Elternschaft in den Quellen herauszufinden, war oft recht mühsam, da das bisherige historische Desinteresse an familiären Zusammenhängen dazu führte, dass in Biographien berühmter Männer die Geburt ihrer Kinder und ihr Vatersein in der Regel mit keinem Wort erwähnt wird.

**3. Die junge Elternschaft:** Das einschneidende Erlebnis der Geburt des ersten Kindes eröffnet die dritte Phase; der dritte Geburtstag des Kindes beendet sie. Dieser Zeitrahmen wurde aus forschungspragmatischen Gesichtspunkten gewählt, um zum Einen die Analyse des Quellenmaterials zu begrenzen. Zum Anderen entwickelten sich die familiären Verhältnisse der Paare nach diesem Zeitraum so unterschiedlich, dass bezüglich der Identitätsentwicklung keine verbindende Klammer in Form paralleler identitätskritischer Lebenslagen mehr vorhanden war. Zwei Paare nehmen bezogen auf diese Phase eine Sonderstellung ein, da bei der Eheschließung schon ein Kind (Sophie Mereau) bzw. zwei Kinder (Henriette Schleiermacher) aus erster Ehe vorhanden waren. Dennoch gilt auch für sie dieselbe Phaseneinteilung, da die Frauen zwar schon über Vorerfahrungen in ehelichem Zusammenleben verfügten, es sich aber dennoch um eine neue Situation mit einem neuen Partner handelte. Auch ihre Identität wurde wieder in Frage gestellt, da sie den Status von verwitweten (Henriette Schleiermacher) oder geschiedenen (Sophie Mereau) Frauen verließen und nun wieder zu Ehefrauen wurden. Interessant wird in diesem Zusammenhang sein, ob sie sich auf Grund ihrer abweichenden Vorgeschichte ihren Partnern anders zeigten, als die übrigen Frauen.

In Tabelle 3 sind die wichtigsten Beziehungsdaten genannt, deren phasenrelevante Daten in Tabelle 4 zusammengefasst sind:

Tabelle 3<sup>16</sup>: Beziehungsdaten der bildungsbürgerlichen Paare

Paar	Zeit d. Werbens	Heiratsdatum	Altersabstand <sup>17</sup>	Heiratsalter		Geburt des 1. gemeinsamen Kindes
				Frau	Mann	
Schleiermacher	August 1808	Mai 1809	20 Jahre	21	41	Anfang 1811
Mereau-Brentano	Anfang 1799	Nov. 1803	8 Jahre	33	25	Mai 1804 (†)
Gall-Schücking	Sept. 1842	Oktober 1843	1 Jahr	28	29	Dezember 1844
Freiligrath	April 1840	Mai 1841	7 Jahre	24	31	September 1845
Herwegh	Nov. 1842	März 1843	keiner	26	26	Dezember 1843
Schumann	Nov. 1835 (erster Kuss)	Sept. 1840	9 Jahre	21	30	September 1841
Sethe-Haeckel	Mai 1858	August 1862	1 Jahr	27	28	keine Kinder
Huschke-Haeckel	Juni 1867	August 1867	8 Jahre	25	33	September 1868
Stoecker	Sept. 1866	Mai 1867	7 Jahre	25	32	unbekannt

Tabelle 4: Beziehungsphasen der bildungsbürgerlichen Paare

Paar	Phase 1	Phase 2	Phase 3
Schleiermacher	Aug. 1808 - Mai 09	Mai 1809 - Anfang 1811	Anfang 1811 - Anfang 1814
Mereau-Brentano	Ende 1798 - Nov. 1803	Nov. 1803 - Okt. 1806	Keine gemeinsamen, überlebenden Kinder
Gall-Schücking	Sept. 1842 - Okt. 43	Okt. 1843 - Dez. 44	Dez. 1844 - Dez. 1847
Freiligrath	April 1840 - Mai 41	Mai 1841 - Sept. 45	Sept. 1845 - Sept. 1848
Herwegh	Nov. 1842 - März 43	März 1843 - Anfang 1844	Dez. 1843 - Dez. 1846
Schumann	Nov. 1835 - Sept. 40	Sept. 1840 - 1841	Sept. 1841 - Sept. 1844
Sethe-Haeckel	Mai 1858 - Aug.	Aug. 1862 -	keine Kinder

<sup>16</sup> Diese Tabelle enthält außer phasenrelevanten Daten auch noch Informationen über den Altersabstand und das Heiratsalter des Paares. Diese werden zu einem späteren Zeitpunkt als Interpretationshilfen bei der Quellenanalyse Verwendung finden. Siehe Kapitel 4, S. 128 und 144.

<sup>17</sup> In der Regel sind die Männer älter als die Frauen. Einzige Ausnahme: Sophie Mereau.

Paar	Phase 1	Phase 2	Phase 3
	62	Febr. 64	
Huschke-Haeckel	Juni 1867 - Aug. 67	Aug. 1867 - Sept. 68	Sept. 1868 - Sept. 1871
Stoecker	Sept. 1866 - Mai 67	Mai 1867 - ?	unbekannt

Aus Tabelle 4 ist deutlich zu entnehmen, dass die Phasen 1 und 2 bei den verschiedenen Paaren unterschiedlich lang sind bzw. dass nicht alle Paare in alle Phasen gekommen sind:

**Phase 1** - Sie variiert bei den Paaren **zwischen zwei Monaten und fünf Jahren**.

Eine durchschnittliche Zeit des Werbens daraus ableiten zu wollen wäre verfehlt, da die individuellen Umstände des Kennen- und Liebenlernens dadurch verzerrt würden, die im Folgenden kurz angedeutet werden sollen: Schleiermacher kannte seine zukünftige Frau schon jahrelang, da sie mit einem Freund verheiratet war. Nach dessen frühem Tod wandelte sich ihre Beziehung langsam; der Ton der Briefe veränderte sich jedoch erst nach der Verlobung, sodass nur die konkrete Brautzeit von neun Monaten einbezogen wurde.

Sophie Mereau und Clemens Brentano lernten sich Ende 1798 kennen und lieben. Bis zur Eheschließung dauerte es noch ca. fünf Jahre, in denen Mereau sich von ihrem ersten Mann scheiden ließ und die Beziehung zu Clemens für ca. zweieinhalb Jahre - vom Sommer 1800 bis Ende 1802 - abbrach. Erst nach drei Jahren sahen sie sich wieder. Die Phase 1 besteht bei diesem Paar also, anders als es die Jahreszahlen vermuten lassen, aus Quellenmaterial von ca. zweieinhalb Jahren.

Die Paare Gall/Schücking und Freiligrath, die befreundet waren, ließen beide jeweils ca. 13 Monate bis zur Eheschließung verstreichen. Die besondere Situation bei Freiligrath und Melos bestand darin, dass sie beide zum Zeitpunkt des Kennenlernens mit anderen verlobt waren. Dennoch wurde ihr Briefwechsel, der im Januar 1840 begann schon nach wenigen Monaten inniger.

Levin Schücking und Louise von Gall lernten sich durch Vermittlung von Freiligrath kennen. Bis zu ihrer offiziellen Verlobung hatten sie ausschließlich schriftlichen Kontakt.

Herweghs haben sich an **einem** Tag kennen- und liebegelernt und heirateten nach nur vier Monaten.

Die letztendlich längste Phase mit ständigem Briefkontakt, aber bis zu zweijährigem Getrenntsein wegen der Intervention des Vaters der Braut, machten Schumanns durch: fünf Jahre. Sie kannten sich vorher schon einige Jahre; als Beginn der Zeit des Werbens wurde ihr erster Kuss angesehen, dessen Datum bekannt ist.<sup>18</sup> Ihre Eheschließung mussten sie gegen den Widerstand des Vaters per Gerichtsbeschluss erzwingen.

Ernst Haeckel und seine erste Frau Anna Sethe waren Cousin und Cousine, kannten sich demnach schon lange. Auf Grund seiner beruflichen Situation - dem Warten auf eine gut dotierte Stellung - mussten sie ca. drei Jahre und neun Monate bis zur Heirat warten.

Die Verlobungszeit vor seiner zweiten Ehe mit Agnes Huschke betrug dagegen nur zwei Monate; seine zweite Frau war ihm von seiner ersten Frau empfohlen worden.<sup>19</sup> Adolf Stoecker hatte schon einen abgelehnten Heiratsantrag an Anna Krüger hinter sich, als er sich nach drei Jahren noch einmal an sie wandte. Ihre Brautzeit dauerte dann ca. 8 Monate.

**Phase 2:** Hier variieren die Phasenlängen **zwischen einem Jahr und viereinhalb Jahren**. Von den neun Paaren bekamen zwei Paare keine gemeinsamen Kinder; die Phase 2 endet hier mit dem Tod von Sophie Mereau nach ca. drei Jahren und mit dem Tod von Anna Sethe nach ca. anderthalb Jahren. Über die Kinder Stoeckers ist nichts bekannt. Die verbleibenden sechs Paare bekamen alle ungefähr ein Jahr nach der Heirat den ersten Nachwuchs. Die einzige Ausnahme stellten Freiligraths mit viereinhalb Jahren Phasendauer dar.

**Phase 3:** Hier konnte die Phasenlänge nicht variieren, da sie auf drei Jahre festgelegt wurde.

Die unterschiedlichen Längen der Phasen macht sich natürlich auch in der Quantität des Quellenmaterials bemerkbar, obwohl damit nicht grundsätzlich eine kurze Phase mit einem weniger intensiven Briefwechsel gleichgesetzt werden

---

<sup>18</sup> Vgl. Borchard, Beatrix: Clara Schumann. Ihr Leben, Frankfurt a. M. 1991, S. 59.

<sup>19</sup> Huschke, Konrad: Einführung, in: Ernst und Agnes Haeckel. Ein Briefwechsel, Jena 1950, S. 11-14; hier: S. 11.

kann.<sup>20</sup> So gibt es unterschiedlich viele Briefe der einzelnen Paare. Auf die einzelnen Phasen verteilt bleibt festzuhalten, dass für die erste Phase von allen Paaren Material vorliegt. Hier wurde ja bekanntlich auch der Schwerpunkt der Arbeit verortet.

Für Phase 2 fehlt es an Quellen zu drei Paaren: Anna und Adolf Stoecker, Anna Sethe und Ernst Haeckel und Levin Schücking und Louise von Gall. Über Zweidrittel der Paare können also über diese Phase Auskunft geben.

Für Phase 3 verringert sich die Möglichkeit dazu um ein Paar, da nun das Material von Schumanns, Haeckel-Huschke, Schleiermachers, Freiligraths und Herweghs vorliegt.

### **3.2 Geschlecht« als soziale und individuelle Konstruktion**

Die Mikro- und Makrodimensionen der Geschlechterkonstruktion werden im Folgenden in ihrer Verflochtenheit dargestellt. Die zeitgenössischen Geschlechternormierungen werden dementsprechend mit den individuellen Geschlechtervorstellungen der Bildungsbürgerinnen und -bürger in Beziehung gesetzt. Individuelle Vorstellungen von »Geschlecht« meint hier zweierlei: zum Einen die allgemeinen Vorstellungen über Frau-Sein oder Mann-Sein (Geschlechterbilder), zum Anderen die speziellen Vorstellungen vom Partner oder der Partnerin (Fremdbild), in denen sich dem Individuum zugeschriebene Eigenschaften mit normierten Geschlechtsspezifika vermischen.

Da die bildungsbürgerlichen Geschlechternormen von den Angehörigen dieser gesellschaftlichen Formation sowohl geprägt werden, als auch prägend zurückwirken, wird von der Ich-Wir-Identität die Rede sein, die sich zeitweise in einer ich-betonten oder in einer wir-betonten Balance befinden kann. Diese Balance gilt es darzustellen und sie dort, wo es möglich ist, in der konkreten Beziehungssituation zu verankern. Der Entstehungskontext der schriftlichen Äußerungen wird also in die Textinterpretation einbezogen.

Ein wichtiges Anliegen bei der Textanalyse war die differenzierte Erfassung der

---

<sup>20</sup> Vgl. Stoeckers Brautbriefe für den Zeitraum von acht Monaten mit über 300 gedruckten Seiten mit denen von Clara und Robert Schumann von etwa demselben Umfang aber einer Entstehungszeit von ca. fünf Jahren.

Aussagen, um zu einem aussagekräftigen Vergleich zwischen den Geschlechterbildern/Fremdbildern von bildungsbürgerlichen Frauen und den Geschlechterbildern/Fremdbildern ihrer Männer zu gelangen. Dazu war es unabdingbar, die allgemeinen Äußerungen über das eigene Geschlecht von den speziellen Äußerungen über die eigene Geschlechtsidentität zu unterscheiden. Letztere fallen in die Kategorie »Selbstbilder« und werden erst im nächsten Kapitel thematisiert. Wenn also eine Bildungsbürgerin über das selbstlose und opferbereite “Wesen” der Frauen schreibt, muss ihr Selbstbild als Frau damit **nicht** übereinstimmen. Es wird sich in Kapitel 4 zeigen, dass manche Bildungsbürgerin ihre Identität sogar in Abgrenzung zu ihrem eigenen Frauenbild herstellte.

Es wurden die Quellen also nach Äußerungen über a) Geschlechterbilder (Frau- oder Mann-Sein) und b) Fremdbilder (Vorstellung vom Partner oder der Partnerin) gefiltert. Dabei galt es, zunächst sämtliche Einzelaussagen der Frauen und Männer zu sammeln und erst anschließend auf Gemeinsamkeiten zwischen den Frauen, zwischen den Männern und zwischen den Geschlechtern zu untersuchen. **Gemeinsamkeiten** meinen in dieser Arbeit stets, dass mindestens zwei Personen in ihren Äußerungen konform gehen. Sie werden vom **Konsens** unterschieden, in dem alle bis auf eine Person derselben Auffassung sind.<sup>21</sup> Da dieses Vorgehen methodisch ungewöhnlich ist und einige Fragen beim Lesen aufwerfen könnte, soll es etwas näher erläutert werden. Dazu sei das Ergebnis bzgl. dieser Unterscheidung vorweggenommen:

Tabelle 5: Quantitative Verteilung zur Geschlechterkonstruktion

	Konsens (alle bis auf eine Person äußern sich konform)	Gemeinsamkeiten (mindestens zwei Personen äußern sich konform)
P1: Frauen und weibliches Geschlecht	-	3
P1: Frauen und männliches Geschlecht	-	2
P1: Männer und weibliches Geschlecht	-	4
P1: Männer und männliches Geschlecht	-	1

<sup>21</sup> Vgl. auch in Kapitel 1, S. 17

	Konsens (alle bis auf eine Person äußern sich konform)	Gemeinsamkeiten (mindestens zwei Personen äußern sich konform)
P1: Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern	-	3
P2 und P3 insgesamt	-	-
P1: Fremdbild der Frauen	-	3
P1: Fremdbild der Männer	2	7
P1: Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern	-	3
P2 und P3 insgesamt	-	-

Tabelle 5 zeigt die Verteilung von Konsens und Gemeinsamkeiten in den Bereichen der Geschlechtervorstellungen und der Fremdbilder in den drei Beziehungsphasen (P1-P3).

Nur für das Fremdbild der Männer über ihre Frauen lässt sich demnach ein Konsens feststellen; in allen anderen Bereichen gibt es nur Gemeinsamkeiten. Trotz dieser Feststellung wird die methodische Unterscheidung nicht aufgehoben, da nur durch sie deutlich wird, dass die historische "Wirklichkeit" im Sinne des Denkens und Fühlens der bildungsbürgerlichen Untersuchungsgruppe äußerst komplex ist und einer differenzierteren Betrachtung bedarf, als dies häufig in der Geschlechtergeschichte der Fall ist. Wie schon in Abschnitt 2.6 angesprochen wurde, wird die Theorie der Geschlechterpolaritäten oftmals für gängige bildungsbürgerliche Lebensführung gehalten. Eine genaue Analyse von Quellen, wie sie für die vorliegende Arbeit vorgenommen wurde, zeigt jedoch, dass sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die polarisierte Geschlechterideologie noch nicht durchgesetzt hatte, da es noch keine einheitlichen Geschlechtervorstellungen gab - weder bei den Frauen noch bei den Männern - und z. T. sogar sehr unterschiedliche Auffassungen existierten. Würde nur nach Gemeinsamkeiten Ausschau gehalten, bliebe diese Tatsache unbeachtet. Zudem ergeben sich durch diese methodische Unterscheidung auch aufschlussreiche Ergebnisse im Schwerpunktbereich dieser Arbeit, wenn es also um die Identität der Bildungsbürgerinnen geht. Dort lässt sich nämlich ein Konsens zwischen den

Frauen auffinden.<sup>22</sup>

Es wurden in allen drei Beziehungsphasen Aussagen gesammelt, aber nur in der ersten Phase konnten Gemeinsamkeiten bzw. ein Konsens festgestellt werden. Für die Zeit der jungen Ehe und der jungen Elternschaft sind nur wenige Einzelaussagen zu verzeichnen. Deshalb finden sie in der folgenden Darstellung der Geschlechterkonstruktionen keine Berücksichtigung, werden jedoch in die anschließende Auswertung einbezogen.<sup>23</sup>

### 3.2.1 Geschlechterbilder

Es ist festzuhalten, dass es keinen **Konsens** unter den Frauen oder den Männern gibt. Anders sieht es aus, wenn nach **Gemeinsamkeiten** gefragt wird:

A. Frauen und das weibliche Geschlecht:

Louise von Gall und Anna Krüger gehen davon aus, dass Frauen in der Ehe **Opfer** zu bringen haben. Es ist dabei die Rede von **Selbstlosigkeit** und **Selbstverleugnung** und dass es die Aufgabe der Frauen sei, andere aufzurichten und zu trösten. Louise von Gall betont einerseits, dass dies nicht immer leicht ist<sup>24</sup>, andererseits mache es gerade den Ruhm liebender Frauen aus, dass sie ihr Selbst aufgeben.<sup>25</sup> Anna Krüger zitiert in diesem Zusammenhang einen bekannten Merkreim: *„Liebe, die von Herzen gibt, ist am reichsten, wenn sie gibt, Liebe, die von Opfern spricht, ist schon rechte Liebe nicht.“*<sup>26</sup> Diese Aussagen stehen in Zusammenhang mit konkreten Beziehungssituationen. Anna Krüger thematisierte mit ihrem Bräutigam den Weggang aus ihrem Elternhaus und wie schwer dieser ihr fällt. Sie macht auf diesem Wege deutlich, dass sie etwas Liebgewonnenes für ihn aufgibt. Gleichzeitig will sie das Opfer in der richtigen Weise bringen: *„unbemerkt und mit fröhlichem Auge.“*<sup>27</sup> Letzteres erscheint ebenso als Lippenbekenntnis wie

---

<sup>22</sup> Siehe dazu Kapitel 4. Konsensuelle Übereinstimmungen finden sich ebenfalls bei den Bildungsbürgern, siehe Kapitel 5.

<sup>23</sup> Vgl. in diesem Abschnitt S. 96.

<sup>24</sup> Vgl. Briefe von Levin Schücking und Louise von Gall, hg. v. Reinhold Conrad Muschler, Leipzig 1928, S. 92f. und S. 191. Vgl. zum Aspekt des Daseins für andere auch Freiligrath-Briefe, hg. v. Luise Wiens geb. Freiligrath, Stuttgart/Berlin 1910, S. 36: Dienen ist der Frauen Los.

<sup>25</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 8.

<sup>26</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 66. Siehe auch ebd., S. 57.

<sup>27</sup> Ebd., S. 66.

der zitierte Spruch, denn konkret macht sie ihrem Verlobten ihr Opfer ganz klar. Louise von Galls Äußerung über liebende Frauen, die ihr Selbst aufgeben, bezieht sich auf eine Beschreibung ihrer und Levin Schückings Freundin Ida Freiligrath. In der Textstelle klingt dabei auch Kritik an dieser Art der Liebe durch, da Ida nur soweit ihre Freundin sein kann, wie die Liebe zu ihrem Mann ihr das gestattet: „Mit einer Frau, die ihren Mann liebt, ist außerdem gar nichts anzufangen, sie hört auf, sie selbst zu sein, sie ist nur noch ein Spiegel, ein Echo; aber das gereicht ihr zum Ruhme -, verstehen sie mich recht.“<sup>28</sup> Auch Louise zeigt, ebenso wie Anna ein ambivalentes Bild. Einerseits macht sie deutlich, dass sie weiß, was von Frauen erwartet wird. Andererseits kritisiert sie dies. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, dass von Galls Beschreibung der Aufgabe der Frauen als Trösterinnen und Aufrichterinnen durch ihren Partner motiviert ist und sie dennoch, obwohl sie weiß, was er von ihr hören will, diese Ambivalenz beibehält. Levin Schücking war als Hauslehrer gerade sehr unzufrieden und schrieb ihr, dass er ihre Briefe deshalb besonders nötig brauchte.<sup>29</sup> In Galls Antwortbrief äußerte sie sich über die psychische Aufbauarbeit der Frau, die einerseits ihre Aufgabe, aber andererseits nicht immer leicht sei. Sie will ihm also entgegenkommen und die von ihm an sie gestellte Forderung erfüllen, aber nicht, ohne auf die Problematik hinzuweisen.

Louise von Gall, Anna Krüger und Henriette Willich gehen davon aus, dass Männer und Frauen **unterschiedlich lieben**. Sie sind allesamt der Meinung, dass für Männer die Liebe nur ein Aspekt ihres Lebens ist, für Frauen jedoch der entscheidende.<sup>30</sup> Wenn allerdings Anna über die Brautbriefe schreibt: „*Ich denke mir, Dir sind sie mehr wie ein Lusttagsgedicht, mir aber sind sie wie Lebensbrot*“, ist mit Blick auf den Gesamtbriefwechsel und die Beziehung zu ihrem Bräutigam dennoch nicht zu verschleiern, dass sie ihm hier schreibt, was er gerne hören möchte. In dieser Beziehung ist eindeutig der Mann der romantisch Liebende und die Frau eine eher nüchterne, pragmatische Natur.<sup>31</sup>

---

<sup>28</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 8.

<sup>29</sup> Ebd., S. 172.

<sup>30</sup> Ebd., S. 8; Stoecker Brautbriefe, S. 72 und Friedrich Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut, hg. v. Heinrich Meisner, Gotha 1919, S. 162.

<sup>31</sup> Vgl. u. a. Stoecker Brautbriefe S. 28, 94 und S. 180 zu Anna, sowie zu Adolf Stoecker S. 31, 101 und 128.

Auch Louise von Galls Aussage, dass Frauen, wenn sie lieben, ihr Selbst aufgeben, Männer aber gleichzeitig „Gatte, Courmacher und Freund“<sup>32</sup> sein können, kann nicht unkommentiert gelesen werden. Sie steht noch im Zusammenhang mit der Äußerung über Ida Freiligrath und ist so, außer einer Feststellung über die bestehenden Geschlechterverhältnisse, auch noch eine Kritik daran.

Die Frauen akzeptieren eine **geschlechtsspezifische Arbeitsteilung**. So geht Henriette Willich davon aus, dass die frühe Kindererziehung schon von Natur aus die Sache der Frauen ist.<sup>33</sup> Emma Herwegh hält die Einrichtung einer Wohnung scheinbar für unter dem Niveau der Männer, wenn sie schreibt: „Eine Frau kann das leicht übernehmen, und Du sollst Deine Zeit nicht mit dergleichen ausfüllen.“<sup>34</sup> Außerdem stimmen Frauen der Auffassung zu, Männer seien künstlerisch talentierter. So hält Clara Wieck ihre eigenen Kompositionen für nicht gelungen und resümiert, dass Frauen nicht zum Komponieren geboren sind. Sie, die international anerkannte und gefeierte Pianistin, äußerte außerdem, dass Männer auch die besseren Virtuosen seien.<sup>35</sup>

#### B. Frauen und das männliche Geschlecht:

Anna Sethe, Emma Siegmund und Clara Wieck äußern **Neid** im Hinblick auf die Möglichkeiten, die Männern auf Grund ihres Geschlechts offenstehen. Sie können Wissenschaft betreiben<sup>36</sup>, politische Anführer sein<sup>37</sup> und müssen sich vom anderen Geschlecht nichts gefallen lassen.<sup>38</sup> Emma Siegmund wäre sogar aus diesen Gründen manchmal gerne ein Mann: „Heut` abend hat´s mir wieder leid gethan, daß ich mit dem Weiberrock auf die Welt gekommen! und doch - ich könnte ja seine Braut [Herweghs, K. B.] nicht sein,

---

<sup>32</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 8.

<sup>33</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 80.

<sup>34</sup> Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut, hg. v. Marcel Herwegh, Stuttgart 1906, S. 108.

<sup>35</sup> Vgl. Briefe einer Liebe, S. 90 und S. 158. Sie schreibt an dieser Stelle über Thalberg, einen der bekanntesten zeitgenössischen Pianisten.

<sup>36</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 8.10.1858, S. 2 und vom 8.3.59, S. 6.

<sup>37</sup> Hs. Liestal, 1713 (Tagebuch), Eintrag vom 5.11.1842, S. 435f.

<sup>38</sup> Briefe einer Liebe, S. 86.

wenn gleich ich sein Freund geworden wäre.“<sup>39</sup>

Anna Sethe und Louise von Gall unterscheiden zwischen dem Gemüt und Charakter der Männer und denen der Frauen. Sie sind beide der Meinung, dass Letztere eher durch Begriffe wie „**unbewusst**“ oder „**weich**“ zu kennzeichnen sind. Dagegen seien Männer **bestimmter** und ihre Charaktere unveränderlicher.<sup>40</sup> Bei Louise von Gall meint die Weichheit des „weiblichen“ Charakters etwas positives, nämlich eine Wandlungs- und Entwicklungsfähigkeit, die den Männern meistens fehlt: *„Es liegen wunderbare Dinge in dem Grunde des Herzens verborgen, die Umwandlungen zustande bringen, worüber wir staunen. Doch dies ist bei Frauen häufiger als bei Männern, deren Charaktere in Stein gehauen sind.“*<sup>41</sup>

### C. Männer und das weibliche Geschlecht:

Levin Schücking und Clemens Brentano lassen mehr oder weniger deutlich erkennen, dass ihnen die **Lebenssituation der Frauen** durchaus bewusst ist: Clemens vertauscht im Zusammenhang mit seinem wiederholten Heiratsantrag an Mereau die Geschlechterrollen: *„Du bist mein Gatte, ich bin Dein Weib, Du nimmst mich, beherrschest mich, gibst mir ein Los, eine Geschichte.“*<sup>42</sup> Er kontrastiert im weiteren Verlauf seines Briefes die selbstständige Schriftstellerin Mereau mit der Mehrzahl der Bürgertöchter, deren Lebenszweck nur als Ehefrau Erfüllung finden kann und die deshalb alles daransetzen, einen Mann an sich zu binden. Eine andere Erwachsenenbiographie als die, die ein Ehemann ihnen gab, war den Frauen normalerweise nicht vergönnt. Diese Beschränktheit sah Schücking als kritikwürdig an: *„[...] es ist wirklich schrecklich, wie man im Interesse des herz- und gemütlosesten Philistertums euch [Frauen, K.B] fortwährend niederhalten und beschränken will.“*<sup>43</sup> Schückings Äußerung steht ebenso wie die von Brentano in direktem Zusammenhang mit seiner Partnerin. Während

---

<sup>39</sup> Hs. Liestal, 1713 (Tagebuch), Eintrag vom 3.12.1842, S. 442.

<sup>40</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 96. Vgl. auch Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 22.4.1859, S. 4.

<sup>41</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 96.

<sup>42</sup> Lebe der Liebe und liebe das Leben. Der Briefwechsel von Clemens Brentano und Sophie Mereau, hg. v. Dagmar von Gersdorff, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1981, S. 276.

<sup>43</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 266. Vgl. zur „Frauenfrage“ auch Schleiermachers Briefwechsel, S. 256 und 311.

Brentano Mereau zur Heirat bewegen will und ihr deshalb noch einmal klar zu machen versucht, warum er nur mit ihr, aber nicht mit einem „Jüngferchen“ glücklich werden kann, reagiert Schücking auf Klagen Louises, dass sie ständig gegängelt wird.

Frauen gelten als **gefühlvoller** als Männer und entsprechend **empfinden** sie auch **mehr Liebe**. So führt Ernst Haeckel gegenüber Anna Sethe aus, dass Frauen „*in Sachen des Gefühls und Gemütes einen viel feineren, klareren Blick, ein viel zarteres, richtigeres Empfinden*“ haben.<sup>44</sup> Da Frauen mehr Liebe empfinden können, d. h. tiefer lieben können<sup>45</sup>, sind sie lt. Levin Schücking die besseren Menschen.<sup>46</sup> Dies Loblied auf die liebenden Frauen ist bei Schücking u. a. dadurch motiviert, dass er seiner Braut gerade die lästerlichen Worte über sie von einem gemeinsamen Freund vermittelte. Dieser bezeichnete Louise von Gall als oberflächlich („*äußerlich*“<sup>47</sup>). So erscheinen Schückings Worte über die tief empfindenden Frauen ein Topos zu sein, der hier der Beschwichtigung zu dienen hat. Er müsste sie jedoch gar nicht erst trösten, wenn er die Lästerungen nicht weitergegeben hätte. Schücking verfolgte mit seinem Bericht also wahrscheinlich schon die Absicht, durch seinen Kommentar Pluspunkte bei seiner Braut zu sammeln.

Die meisten Männer hielten eine **geschlechtsspezifische Arbeitsteilung** für angebracht. Das Thema der zukünftigen Wohnungseinrichtung spielte bei den Brautleuten eine Rolle und es wird deutlich, dass die Männer diesen Bereich ihren zukünftigen Ehefrauen überlassen wollten. So fragte Levin Schücking seine Partnerin:

*„Hätten Sie nichts gegen den Gedanken, eine waltende Hausfrau zu sein? Ich käme um vor Lachen, Verlegenheit und Scham vor mir selber wenn ich Töpfe und Kessel, Terrinen und Maschinen, Pfannen und Löffel kaufen müßte! - Ich bin viel zu viel Poet dazu“.*<sup>48</sup>

---

<sup>44</sup> Anna Sethe. Die erste Liebe eines berühmten Mannes in Briefen, Dresden 1929, S. 58. Vgl. auch Schleiermacher in seinem Briefwechsel, S. 137 und S. 368.

<sup>45</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 182.

<sup>46</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 183.

<sup>47</sup> Ebd., S. 182.

<sup>48</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 116. Vgl. auch Schleiermachers Briefwechsel, S. 192. Vgl. auch Herweghs Briefwechsel, S. 157.

Allgemein galt das Kochen, Hauswirtschaften, Handarbeiten u. ä. als Frauensache.<sup>49</sup>

Sophie Mereau, als eine zu ihrer Zeit viel gelesene Berufsschriftstellerin<sup>50</sup>, musste sich darüber hinaus von dem damals noch unbekanntem Clemens Brentano anhören, dass es „für ein Weib sehr gefährlich [sei] zu dichten“<sup>51</sup>. Also auch in der Kunst behaupteten die Männer ihre Dominanz.<sup>52</sup>

Frauen galten den Männern als **intellektuell unterlegen**, sollten aber dennoch Anteil an der Arbeit ihrer Männer nehmen können. So veranschaulichte Adolf Stoecker seiner Braut durch die Metapher von »gemeinsamen Spaziergängen in seinen Studien«, wie er sich die geistige Anteilnahme vorstellte:

*„Sie [die Ehefrau, K.B] wird ja nicht alle Gänge mitmachen, nicht die Gletscherfahrten der Spekulationen und nicht die Grubenfahrten eindringender Gelehrsamkeit; aber vom Tale aus, an dem Strom des Lebens, der aus der Wissenschaft fließt, kann doch auch sie zu den kühnen Gipfeln mit dem zackigen Haupt emporschauen und sich an dem Glanz des Metalles freuen, das aus den Tiefen der Berge gewonnen wird.“<sup>53</sup>*

#### D. Männer und das männliche Geschlecht:

Generell ist zu sagen, dass in den Quellen wesentlich öfter das weibliche als das männliche Geschlecht thematisiert wird. Dies gilt sowohl für Männer- als auch für Frauenbriefe.

Einer der wenigen Aspekte des „Mann-Seins“, der Erwähnung findet, ist folgender: Männer definieren sich generell besonders über ihre **Ratio**, ihr Denkvermögen: *„Wir Männer werden erst recht befreundet, wenn wir die großen Fragen des Geistes miteinander durcharbeiten.“<sup>54</sup>* Sie grenzen sich hierin auch bewusst von den Frauen ab. Männer sind lt. Schleiermacher **nicht so**

---

<sup>49</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 191. Vgl. auch Briefe einer Liebe, S. 195.

<sup>50</sup> Hammerstein, Katharina von: »Eine Erndte will ich haben...« Schreiben als Beruf(ung). Sophie Mereau-Brentano (1770-1806), in: Tebben, Karin (Hg.): Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, Göttingen 1998, S. 132-159; hier: S. 149.

<sup>51</sup> Lebe der Liebe, S. 104.

<sup>52</sup> Vgl. zur Einstellung der Männer zum Schaffen ihrer künstlerisch tätigen Frauen (Louise von Gall, Sophie Mereau und Clara Schumann) in diesem Abschnitt, S. 91.

<sup>53</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 242. Vgl. auch Schleiermachers Briefwechsel, S. 172.

<sup>54</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 252. Vgl. auch Schleiermachers Briefwechsel, S. 110 und 137.

**gefühlreich wie Frauen.**<sup>55</sup> Dennoch spricht Ernst Haeckel wahrscheinlich für viele seiner bildungsbürgerlichen Geschlechtsgenossen, wenn er auch die Ambivalenz dieser Männlichkeitsdefinition aufzeigt. Einem Brief Anna Sethes ist zu entnehmen, dass Haeckel zwei Seelen in seiner Brust fühlte: eine so genannte männliche, wissenschaftliche verstandesmäßige und eine so genannte weibliche, gefühlsmäßige.<sup>56</sup>

#### E. Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern

Gemeinsamkeiten lassen sich in drei verschiedenen Bereichen auffinden: 1. in der geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung, 2. im festen Charakter der Männer und 3. in der Emotionalität der Frauen. Wie die Frauen, so glauben auch die Männer, dass ihre Charaktere relativ unveränderlich sind.<sup>57</sup> An einem Entschluss, den ein Mann einmal gefasst, gilt es stets festzuhalten.<sup>58</sup> Auch im Bereich weiblicher Emotionalität äußern sich Männer und Frauen. Männer sehen Frauen als die gefühlvolleren an, die deshalb tiefer lieben könnten. Die bildungsbürgerlichen Frauen unterscheiden zwar nicht explizit zwischen männlichem und weiblichem Gefühlsleben im Allgemeinen, jedoch im Bereich der Liebe.

Interessant ist, dass der lt. Geschlechtertheorie polare Gegenbereich zur Emotionalität, die Rationalität, im Männerbild der bildungsbürgerlichen Männer vorkommt, jedoch nicht in dem ihrer Partnerinnen. Dies ist umso erstaunlicher, als in ihren Aussagen zur Liebesbeziehung, ihre intellektuelle Unterlegenheit ein wesentlicher Punkt ist.<sup>59</sup>

### 3.2.2 Fremdbilder

#### A. Fremdbild der Frauen über ihre Männer:

Es ist **kein Konsens** zu verzeichnen.

---

<sup>55</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 296.

<sup>56</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 8.3.1859, Blatt 3, S. 1.

<sup>57</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 96.

<sup>58</sup> Stoeckers Brautbriefe, S. 73.

<sup>59</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 126, S. 161\_und S. 175

B. Fremdbild der Männer über ihre Frauen:

Alle Männer **stimmen** darin **überein**, dass ihre Partnerinnen **gütig und lieb** sind.<sup>60</sup>

Ergänzt wird dieses Fremdbild bei einigen noch durch die gleichzeitige Zuschreibung von Sanftmut: „*Deine Ansicht des Lebens, Dein unendlicher Frohsinn, Deine Güte und Sanftmut, ich sehe sie immer vor Augen*“<sup>61</sup>.

Bei den beiden einzigen Partnern von Schriftstellerinnen, Brentano und Schücking, schwankt ihre Einschätzung der Arbeit ihrer Frauen gleichermaßen. Auf der einen Seite möchte Schücking nicht, dass Louise von Gall als Berufsschriftstellerin tätig ist und meint stattdessen, dass sie nur zu ihrem Vergnügen schreiben solle<sup>62</sup>; auf der anderen Seite lobt er sie für ihre Arbeiten, in denen richtiges Gefühl, klare Weltanschauung, große Beobachtungsgabe und starke Erfindungskraft vorzufinden sind. Damit stünde sie weit über dem gängigen Niveau schriftstellerisch tätiger Frauen.<sup>63</sup> Zudem fachsimpelt er zeitweise mit ihr über seine und ihre Arbeiten<sup>64</sup> und erkennt sie als Dichterkollegin an.<sup>65</sup> Louise von Gall hatte interessanterweise selbst eine widersprüchliche Auffassung zu ihrer Dichtkunst.<sup>66</sup> Die gleiche Ambivalenz wie bei Schücking zeigt sich bei Brentano, der Mereau einmal als Kollegin ansieht, indem er sie eine vortreffliche Dichterin nennt<sup>67</sup> und davon spricht, dass auch durch ihre **beiden** Einkommen (zusätzlich zu seinem Vermögen) der Lebensunterhalt gesichert werden kann<sup>68</sup>; ein anderes Mal äußert er sich ablehnend gegenüber weiblicher Schriftstellerei.<sup>69</sup> Diese kritische Haltung nahm er während der Beziehung immer wieder ein, indem er u. a. bemängelte, dass ihr in der Kunst noch nichts gelungen sei.<sup>70</sup>

Diese Sichtweise von Männern auf ihre künstlerisch tätigen Frauen gilt nicht nur

---

<sup>60</sup> Vgl. u. a. Briefe Gall/Schücking, S. 108; Freiligrath-Briefe, S. 90 und Erste Liebe, S. 22.

<sup>61</sup> Lebe der Liebe, S. 216.

<sup>62</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 171

<sup>63</sup> Ebd., S. 201f. Er unterscheidet hier also zwei Klassen von schriftstellerisch tätigen Menschen: Frauen und Männer.

<sup>64</sup> Ebd., z. B. S. 34, S. 154, S. 190 und S. 257.

<sup>65</sup> Ebd., S. 267.

<sup>66</sup> Vgl. Kapitel 4 zum Identitätsbereich der Künstlerin, S. 135f.

<sup>67</sup> Lebe der Liebe, S. 15.

<sup>68</sup> Ebd., S. 272.

<sup>69</sup> Lebe der Liebe., S. 104.

<sup>70</sup> Ebd., S. 191. Vgl. auch Hammerstein 1998, S. 149f.

für den Bereich der Schriftstellerei, sondern auch für die Musik. Wie in der Beziehung zwischen Clara Wieck und Robert Schumann deutlich wird, pendelt auch hier die Einschätzung des Mannes zwischen Anerkennung und Ablehnung. Auf der einen Seite verneigt sich Schumann vor der Künstlerin und kann in seiner Liebe die Kunst nicht vom Menschen trennen.<sup>71</sup> Bei seiner Zukunftsplanung spielt auch ihr Einkommen als Pianistin eine Rolle.<sup>72</sup> Andererseits merkt er zwischendurch immer wieder an, dass sie ihre Kunst nicht wegen des Erwerbs, sondern l`art pour l`art ausüben sollte.<sup>73</sup> Diese unterschiedlichen Auffassungen folgen oft wenige Briefzeilen hintereinander. Dass auch Clara Schumann trotz ihrer künstlerischen Fähigkeiten die gängige Frauenrolle erfüllen sollte, zeigt eine Briefstelle aus dem Jahr der Heirat, in der Robert Schumann deutlich machte, was er von seiner zukünftigen Frau erwartete: „*Herzlichkeit und Häuslichkeit [...] Du mein liebes Hausweib Clara.*“<sup>74</sup>

Entgegen den wenigen konsensuellen Äußerungen lassen sich wesentlich mehr **Gemeinsamkeiten** feststellen:

A. Fremdbild der Frauen über ihre Männer:

Wenn die bildungsbürgerlichen Frauen sich in ihren Briefen an ihren Partner über diesen äußern, geschieht dies am häufigsten, indem sie ihn gegenüber anderen Menschen hervorheben. Verglichen mit anderen Männern ist **ihr Partner der Beste**: „*Du hast einen höheren Beruf, eine höhere Pflicht zu erfüllen als Millionen andere Männer*“<sup>75</sup>, urteilt Emma Siegmund über Georg Herwegh. Ida Melos sieht in Ferdinand Freiligrath ebenfalls einen Mann, der zu besonderen, höheren Aufgaben berufen ist:

„*Sie haben größere Gaben empfangen von den Unsterblichen, als die anderen armen Menschen, die mit der Stirne im Staub kriechen müssen, darum haben Sie aber auch für mehr Rechenschaft abzulegen, als die anderen; wie die Verantwortlichkeit eines Königs ja nicht zu vergleichen ist mit dem seiner Untertanen.*“<sup>76</sup>

---

71 Briefe einer Liebe, S. 82 und S. 98.

72 Vgl. Briefe einer Liebe, S. 28, S. 50 und S. 129.

73 Ebd., S. 50 und S. 128.

74 Ebd., S. 246.

75 Herweghs Briefwechsel, S. 149. Vgl. auch Briefe Gall/Schücking, S. 127.

76 Freiligrath-Briefe, S. 51. Vgl. einen ähnlichen Superlativ bei Clara Schumann, Briefe einer Liebe, S. 56.

Dieses Briefzitat ist allerdings als eine Reaktion auf einen Brief Freiligraths zu verstehen, wo er sich selbst als relativ labil darstellt.<sup>77</sup> Melos will ihm demnach mit ihren Worten Mut zusprechen.

Eine Reaktion der Männer auf diese Loblieder besteht darin, dass sie sich dagegen verwahren, auf ein Podest gestellt zu werden: „*Stellen Sie mich nicht zu hoch, weder als Dichter noch als Menschen! [...] ich möchte um alles in der Welt nicht, daß sie mich für besser nehmen, als ich bin.*“<sup>78</sup> Scheinbar empfanden die Dichter einen Erwartungsdruck durch ihre Partnerinnen:

„*Liebe nicht a l l e i n den Poeten in mir, er möchte, so viel Mut und Kraft er in sich fühlt, die Welt zu erobern, Deinen Erwartungen nicht entsprechen können. Liebe mich so sehr, daß Du auch mit wenigerem, als Du in Deinen Träumen von mir begehrt, zufrieden sein wirst.*“<sup>79</sup>

Das Fremdbild der Frauen zeigt außer den genannten Hervorhebungen noch einen Blick ins “Innere” ihres Partners: Er verfügt über eine **edle oder schöne Seele**<sup>80</sup> und ist **lieb**.<sup>81</sup> Ida Melos und Anna Sethe heben zudem besonders die **gefühlvolle Seite** ihrer Männer hervor. Sethe schreibt ihrem Partner ein warmes und reiches Herz zu<sup>82</sup> und Melos „*weiche[...] Gefühle*“ und eine „*zartbesaitete Seele*“.<sup>83</sup> Ida Melos scheint jedoch diese Seite einerseits sehr zu schätzen, andererseits betont sie zu einem späteren Zeitpunkt, dass sie ihn gern „*kräftigmännlich*“ sieht.<sup>84</sup> Diese beiden Frauen sind es auch, die ihre Partner zu mehr Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein anhalten<sup>85</sup> bzw. ihnen einen „*Mangel an Festigkeit, Willenskraft*“<sup>86</sup> als andere Seite ihrer „*zartbesaiteten Seele*“ zuschreiben.

---

77 Freiligrath-Briefe, S. 43.

78 Freiligrath-Briefe, S. 21.

79 Herweghs Briefwechsel, S. 59. (Hervorh. im Original)

80 Vgl. u. a. Hs. Jena, Brief an Ernst vom 8.3.1859, Blatt 1, Seite 2 und Schleiermachers Briefwechsel, S. 120.

81 Vgl. u. a. Hs. Jena, Brief an Ernst vom 28.9.1858, Blatt 4, Seite 1 und E. und A. Haeckel, S. 23.

82 Hs. Jena, Brief an Ernst vom 28.9.1858, Blatt 1, Seite 2.

83 Freiligrath-Briefe, S. 31.

84 Ebd., S. 77.

85 Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 27.2.1859, Blatt 5, Seite 1.

86 Freiligrath- Briefe, S. 31.

## B. Fremdbild der Männer über ihre Frauen:

Die am meisten verbreiteten Bilder der Männer über ihre Frauen sind die der **Ehrlichkeit** und der **Reinheit**, da ihm vier der acht Bildungsbürger Ausdruck verleihen.<sup>87</sup> Dass den Frauen mit »Reinheit« eine gewisse Unschuld zugeschrieben wird, verdeutlicht eine Briefstelle von Freiligrath: „[...] wozu lass` ich die sturmgejagten Wetterwolken meiner Aufregung und meines Unmuts in dem stillen See ihrer reinen schönen Seele sich spiegeln?“<sup>88</sup> Ähnlich wie das Adjektiv »rein« weist auch »**edel**« darauf hin, dass die Partnerinnen weniger beschrieben, als nach einem Frauentypus konstruiert werden. Emma Siegmund wird von ihrem Verlobten *Adel*, etwas *Ehrfurchtgebietendes*, eine *Art stille Größe* zugeschrieben, „die sich wie eine Atmosphäre um den Menschen legt“<sup>89</sup>. Auch Levin Schücking spricht von der *geistigen Hoheit* seiner Braut und dass sie edel sei.<sup>90</sup> Dieses etwas weltentrückte Bild der Partnerin wird durch den Hinweis auf ihre **tiefe, reiche, schöne, treue und gute Seele** noch verstärkt.<sup>91</sup> Diese „inneren Werte“ scheinen wichtiger zu sein als das Aussehen, das selten thematisiert wird. Falls dies doch einmal der Fall ist, lauten die Adjektive **anmutig** und **schön**.<sup>92</sup>

Im Fremdbild der Männer spielt bei einigen auch die Emotionalität der Partnerin eine Rolle, indem ihnen ein besonders **tiefes Gefühlsvermögen** zugeschrieben wird.<sup>93</sup> Ebenso findet eine **heitere, frohe Grundstimmung** der Partnerin Erwähnung.<sup>94</sup>

## C. Geschlechterübergreifende Gemeinsamkeiten in den Fremdbildern

Betrachtet man den gesamten Komplex der Fremdbilder zunächst unabhängig von der Geschlechtszugehörigkeit, d. h. als Summe von Aussagen über Lebenspartner und -partnerinnen, stellt sich die Frage, ob sich auch dort Gemeinsamkeiten finden lassen. Dies ist tatsächlich in drei Bereichen der Fall, wobei zwei Aspekte mit

---

<sup>87</sup> Vgl. zur »Ehrlichkeit« u.a. Erste Liebe, S. 22 und Stoeckers Brautbriefe, S. 31. Zur »Reinheit« u.a. Briefe Gall/Schücking, S. 108 und Schleiermachers Brautbriefe, S. 363.

<sup>88</sup> Freiligrath- Briefe, S. 24.

<sup>89</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 59.

<sup>90</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 183 und S. 198. Vgl. auch Lebe der Liebe, S. 15.

<sup>91</sup> Vgl. Briefe Gall/Schücking, S. 83, Freiligrath-Briefe, S. 39 und E. und A. Haeckel, S. 25.

<sup>92</sup> Vgl. Lebe der Liebe, S. 181 und S. 199, sowie Briefe Gall/Schücking, S. 108 und S. 111.

<sup>93</sup> Vgl. Briefe Gall/Schücking, S. 83 und Schleiermachers Briefwechsel, S. 134.

<sup>94</sup> Vgl. Lebe der Liebe, S. 215f., Schleiermachers Briefwechsel, S. 134 und Briefe Gall/Schücking, S. 136

denen in den geschlechtergetrennten Auswertungen übereinstimmen: Sowohl Männer als auch Frauen kennzeichnen ihre Partnerinnen bzw. Partner als edle Seele und als gefühlvollen Menschen.

Der Fremdbildbereich, der nicht schon in den Einzeldarstellungen genannt wurde, betrifft den **positiven Einfluss**, den sowohl Frauen als auch Männer ihren Partnern bzw. Partnerinnen zuschreiben. Allerdings sind beide Aussagen durch die Beziehungssituation motiviert. Clemens Brentano versuchte zum wiederholten Male Sophie Mereau zu einer Heirat zu bewegen und argumentierte damit, dass er von ihr den „*wohlthätigsten ordnendsten Einfluß*“<sup>95</sup> auf sein Leben erwartet. Dazu gehörte dann eben auch die Heirat; falls seine Hoffnungen dahingehend scheitern würden, sähe Brentano sein Leben als gescheitert an.<sup>96</sup> Ida Melos dagegen reagierte mit ihrer Zuschreibung des „*wohlthätigen, beruhigenden Einflu[sses]*“<sup>97</sup>, den Freiligrath auf sie ausübte, auf das Ende ihrer morgendlichen Zusammentreffen. Es wurde als unschicklich angesehen, dass zwei bereits mit anderen Personen verlobte sich regelmäßig in den Morgenstunden trafen.

### 3.2.3 Auswertung

Vergleicht man die Fremd- und Geschlechterbilder der Untersuchungsgruppe mit den zeitgenössischen Geschlechternormen des Bildungsbürgertums, wird das, was Elias „Ich-Wir-Balance“ genannt hat, besonders deutlich. Als Elemente der normkonstruierenden gesellschaftlichen Figuration zeigen die untersuchten Frauen und Männer zum Einen eine Ich-Wir-Identität, die in ihrer Balance stärker dem „Wir“ als dem „Ich“ zuneigt. Zum Anderen ist die Betonung der Wir-Identität jedoch bei beiden Geschlechtern geringer als vermutet, da im Bereich des Mann- und Frau-Seins kein Konsens festgestellt werden konnte und im Bereich der Fremdwahrnehmung der konsensuale Bereich mit nur einem Aspekt deutlich kleiner als der Bereich der Gemeinsamkeiten ausfiel.<sup>98</sup> Zudem lassen sich eine

---

<sup>95</sup> Lebe der Liebe, S. 257.

<sup>96</sup> Ebd.

<sup>97</sup> Freiligrath-Briefe, S. 86.

<sup>98</sup> An diesem differenzierten Ergebnis zeigt sich der Vorteil der Unterscheidung von Konsens und Gemeinsamkeiten.

Reihe ich-betonter Auffassungen der Bildungsbürger und -bürgerinnen herausfiltern. Beide Aspekte der Ich-Wir-Balance sollen nun in den einzelnen Bereichen näher betrachtet werden. Zunächst liegt der Schwerpunkt auf den wenigen individuellen, der Ich-Identität zuneigenden Äußerungen.

Dazu soll ein kurzer Blick auf **Einzelaussagen** geworfen werden, die in der Analyse bisher ausgespart wurden. An ihnen lässt sich jedoch die Komplexität bildungsbürgerlichen Denkens und Fühlens darstellen. Bei den Fremdbildern beispielsweise erweckt die Beziehung von Clemens Brentano und Sophie Mereau teilweise den Eindruck vertauschter Rollen, wie das unter Geschlechterbildern genannte Zitat schon andeutete.<sup>99</sup> Brentano schrieb seiner Partnerin Eigenschaften zu, die dem Kanon bildungsbürgerlichen Frau-Seins nicht entsprechen, wie z. B. eine große Selbstständigkeit, eine eigene Meinung und einen eigenen Willen:

*„Das eben ist es, was mir vielleicht ewig in Deiner Liebe fehlen wird, Du wirst das vielleicht nie vor Unrecht halten, was ich mißbillige, und ich werde oft die Erfahrungen büßen müssen, die Du für Dich allein gemacht, o Sophie, warum glaubst Du nicht an mich, warum hast Du einen eigenen Willen“.*<sup>100</sup>

Ebenso finden sich “vertauschte” Geschlechterbilder in punkto Rationalität und Emotionalität. Während Adolf Stoecker seine Braut im Gegensatz zu sich selbst für vernünftig und nüchtern hält<sup>101</sup> – was nach Kenntnis des Briefwechsels eine realistische Einschätzung ist – meint Agnes Huschke, dass ihr Partner im Vergleich mit ihr selbst seine Gefühle besser ausdrücken könne.<sup>102</sup>

Bei den **Gemeinsamkeiten** taucht ebenfalls ein scheinbar individuell-geprägtes Fremdbild auf, das den Bereich Emotionalität betrifft. Frauen betonen die gefühlvolle und warmherzige Seite ihrer Männer<sup>103</sup>; Eigenschaften, die eigentlich den Frauen zugeschrieben werden. Dieselben Frauen äußern sich aber auch über die mangelnde Willenskraft, Festigkeit und das zu geringe Selbstbewusstsein ihrer Männer, sozusagen als Kehrseite der emotionalen Stärken. Dadurch bestätigen

---

<sup>99</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 87. Vgl. auch *Lebe der Liebe*, S. 178.

<sup>100</sup> *Lebe der Liebe*, S. 197.

<sup>101</sup> *Stoecker Brautbriefe*, S. 72.

<sup>102</sup> E. und A. Haeckel, S. 23.

sie grundsätzlich das Bild vom Mann-Sein, das durch Charakterfestigkeit und Souveränität geprägt ist und offenbaren ihren bildungsbürgerlichen Habitus.

Bei den Geschlechtsvorstellungen finden sich dagegen tatsächlich Auffassungen, die den gängigen Geschlechterbildern und damit der Wir-Identität widersprechen: Entgegen der Auffassung von der Natur der Frau, die sie selbstverständlich zur fürsorglichen und liebevollen Gattin, Mutter und Hausfrau werden lässt, äußern Frauen ihren Neid auf die Männer und deren weitaus größeren Handlungsspielraum. Die Bildungsbürgerinnen haben Bedürfnisse nach wissenschaftlicher oder politischer Betätigung und nach einem selbstbestimmten Leben<sup>104</sup>, die sie wegen ihres sozialen Geschlechtes nicht befriedigen können.

Dieses Ergebnis lässt Freverts Auffassung, dass Frauen die ihnen zugeschriebenen Rollen akzeptierten und nicht als einengend empfanden, fraglich erscheinen und unterstützt in diesem Forschungsdissens eher die Behauptung Weisshaupts, dass männlicher Druck zur Rollenerfüllung nötig war.<sup>105</sup> Gestärkt wird dieses Ergebnis noch durch die Sichtweise der Männer auf die Situation der Frauen, wie sie durch Clemens Brentano, Levin Schücking und Friedrich Schlegel vertreten werden. Alle drei schätzten die zeitgenössische Situation der Frauen als bedenklich und als verbesserungswürdig ein<sup>106</sup>; der schriftliche Dialog mit ihren Partnerinnen dokumentiert eher kritisches Bewusstsein als passive Hinnahme von bestehenden Regeln. Vergleicht man diese Einstellung mit der gleichzeitigen Akzeptanz geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung von Seiten der Männer und der Frauen, wird deutlich, wie ambivalent über die Geschlechterfrage nachgedacht wurde.

Der Minderheit der ich-betonenden Äußerungen bei den Geschlechtsvorstellungen steht die Majorität der wir-betonenden gegenüber. Weiblichkeit wird dabei von den Frauen durch Selbstlosigkeit/das Bringen von Opfern (1) und einen wandelbareren, weicheren Charakter (2) bestimmt, während Männer die intellektuelle Unterlegenheit der Frauen (3) betonen. Gemeinsam ist den Geschlechtern die Akzeptanz geschlechtlicher Arbeitsteilung (4) und die Auffassung von einer größeren Wertigkeit der Liebesbeziehung für Frauen (5).

---

<sup>103</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 93.

<sup>104</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 86f.

<sup>105</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 57.

Männlichkeit wird von beiden Geschlechtern definiert durch den festeren Charakter des Mannes (6) im Unterschied zu den Frauen; Männer betonen zusätzlich ihre Rationalität (7). Wichtig festzuhalten ist, dass von den genannten, insgesamt sieben verschiedenen Geschlechteraspekten, fünf relative Festlegungen sind und zwar in dem Sinne, dass sie ohne einen Bezugspunkt im anderen Geschlecht nicht bestehen können (z. B. festerer Charakter oder größere Wertigkeit). Wie in der polarisierenden Geschlechtstheorie formulieren auch die Bildungsbürgerinnen und -bürger ihre Geschlechterbilder in polarer Abgrenzung zum anderen Geschlecht.

Ein besonderer Teilaspekt geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung soll an dieser Stelle hervorgehoben werden. Es geht um die Rolle von künstlerisch tätigen Frauen wie Sophie Mereau, Louise von Gall und Clara Schumann. Künstlerinnen, die ihre Kunst als Beruf ausübten, galten Ende des 18. Jahrhunderts im Bildungsbürgertum zunehmend als „widernatürlich“<sup>107</sup>, da ihre Arbeit gegen die weibliche Rolle verstieß.<sup>108</sup> Schreibende Frauen, die damit ihren Lebensunterhalt bestritten wie Sophie Mereau, riskierten damit „im Gegensatz zu männlichen Autoren eine existentielle Voraussetzung ihres Daseins: Geschlechtsidentität.“<sup>109</sup> Die gesellschaftlichen Erwartungen machten sich auch die Männer – Clemens Brentano, Levin Schücking und Robert Schumann – zu eigen, sowie die Frauen selbst, bis auf Mereau.<sup>110</sup> Es gilt jedoch zu beachten, dass die Männer sich nicht grundsätzlich gegen die künstlerische Tätigkeit ihrer Frauen aussprachen, sondern ihre Auffassungen schwankend und ambivalent war. Die wechselnde Balance in der Ich-Wir-Identität wird an dieser Stelle überaus deutlich.

Trotz der deutlichen Mehrheit der wir-betonten Aussagen, zeigte sich der soziale Habitus der Bildungsbürgerinnen und -bürger in den Briefen seltener als erwartet. Wie schon erwähnt, gab es ja im Bereich der Geschlechterkonstruktionen keinen Konsens, weder unter den Frauen und den Männern, noch zwischen ihnen. Dies

---

<sup>106</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 87f.

<sup>107</sup> Borchard 1985, S. 122.

<sup>108</sup> Ebd., S. 121.

<sup>109</sup> Tebben, Karin: Vorwort, in: Dies. (Hg.): Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, Göttingen 1998, S. 7-9; hier: S. 7.

kann zweierlei bedeuten: Entweder ist die Wir-Orientierung so stark, dass über bestimmte Bereiche gar nicht mehr geredet werden musste, weil sie selbstverständlich waren, oder das Gegenteil ist der Fall, d. h. die Wir-Orientierung war so schwach, dass es vermehrt individuelle Aussagen gibt. Wie die Erläuterungen zu den Einzelaussagen belegt haben, war dies nicht der Fall; es gab zwar Ich-betonte Äußerungen, aber sie waren in der deutlichen Minderheit. Es muss also davon ausgegangen werden, dass insgesamt die Ich-Wir-Balance im Bildungsbürgertum ganz klar zur Wir-Seite hin geneigt war. Dies führt jedoch zu einer weiteren Schwierigkeit: Wenn die gesellschaftlichen Geschlechterkonstruktionen so weit verinnerlicht wurden, dass über sie nicht mehr geredet oder geschrieben werden musste, stellt sich die Frage, warum sich in den Briefen dann überhaupt wir-betonte Äußerungen finden. Mögliche Gründe könnten sein: 1. Das Bildungsbürgertum als identifizierbare gesellschaftliche Formation existierte während des größten Teils des Untersuchungszeitraums noch nicht; die Gruppe befand sich noch weitgehend in ihrer Konstituierungsphase. Es handelt sich bei der Untersuchungsgruppe also um Menschen, die am Konstruktionsprozess ihrer gesellschaftlichen Formation ständig mitwirkten und dabei die Werte, zu denen sie sich bekannten, gleichzeitig auch produzierten. Die Konstruktion der sozialen Geschlechter durch das »doing gender« ist etwas, das sich sowohl im sozialen, wie auch im individuellen Rahmen abspielt. Durch die Hervorhebung bestimmter Geschlechtsmerkmale werden die Geschlechterkonstruktionen verfestigt und verstärkt; gleichzeitig versichern sich die Partner einer übereinstimmenden Weltsicht. 2. Ein anderer Grund für die Thematisierung von scheinbar Selbstverständlichem ist eher pragmatischer und strategischer Natur. Wie gezeigt wurde, fällt die Nennung konkreter Geschlechtskennzeichen manchmal mit einer spezifischen Beziehungssituation zusammen. So demonstrierten Louise von Gall und Anna Krüger ihre Wir-Identität der selbstlosen, opferbereiten Frau und gleichzeitig forderten sie jedoch für dieses Verhalten Anerkennung.<sup>111</sup> Ebenso setzte Levin Schücking die Auffassung, dass Frauen zu tieferer Liebe fähig und dadurch die besseren Menschen sind, strategisch dazu ein, seine Partnerin über einen unangenehmen, verbalen Angriff eines Freundes

---

<sup>110</sup> Siehe in diesem Abschnitt, S. 87 und S. 91f.

<sup>111</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 85f.

zu trösten.<sup>112</sup> Allgemein anerkannte Werte konnten also auch genutzt werden, um mit ihnen bestimmte persönliche Ziele zu verfolgen.

Ein großer Interpretationsspielraum besteht wie beim mangelnden Konsens bezüglich der Geschlechterbilder auch im Hinblick darauf, dass insgesamt wesentlich mehr über das weibliche Geschlecht geschrieben wurde, als über das männliche. Diese Feststellung gilt sowohl für Männer als auch für Frauen. Dies kann nun entweder bedeuten, dass bei Männern stets ihre Individualität betont wurde und es daher so wenig Konsens über das Mann-Sein gibt oder das Gegenteil ist der Fall: Wie ein Mann zu sein hatte, war so eindeutig, dass darüber keine Bemerkungen vonnöten waren. Es spricht einiges für letztere Interpretation. Das Frau-sein bedurfte der genaueren Kennzeichnung, da es noch nicht als selbstverständlich angesehen wurde, d. h. das gesellschaftlich konstruierte Frauenbild war im Unterschied zum Männerbild noch nicht zur individuellen Sichtweise von Männern und Frauen geworden. Diese These wird dadurch bekräftigt, dass es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Fülle von Veröffentlichungen zur "natürlichen" Rolle der Frauen gab, wodurch die "Natur" der Sache in Zweifel gezogen werden muss.<sup>113</sup>

Betrachtet man die Fremdbilder der Frauen im Unterschied zu denen der Männer ist festzustellen, dass letztere ausführlich ihre Wir-Identität ausdrücken, während sich dies bei den Frauen nicht finden lässt. Die Männer beschreiben ihre Partnerinnen als gütig und lieb, ehrlich, rein, edel, heiter, anmutig, schön, gefühlvoll, gute Seele und mit einem positiven Einfluss auf ihren Partner.<sup>114</sup> Die Bildungsbürgerinnen schreiben ihren Männern dagegen individuelle Besonderheit, eine edle Seele und ebenfalls einen positiven Einfluss auf die Partnerin zu; dies

---

<sup>112</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 88.

<sup>113</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 56.

<sup>114</sup> Mit dem Fremdbild der »Reinheit« haben die Männer einen besonderen Topos aufgegriffen, der die reine, unschuldige und schöne Seele der Frauen zum Thema hat. Vgl. Westhoff-Krummacher, Hildegard: Als die Frauen noch sanft und engelsgleich waren. Die Sicht der Frauen in der Zeit der Aufklärung und des Biedermeier, Ausstellungskatalog des Westf. Landesmuseums für Kunst und Kultur Münster, Münster 1995, S. 309ff. In der zeitgenössischen Ratgeberliteratur ist zu diesem Thema z.B. folgendes zu finden: *„Aufgabe der weiblichen Erziehung ist die Bewahrung der Reinheit und Unschuld...Ach, mögen die zarten Geschöpfe recht lange in jenem unschuldigen Stande des Unwissenheit verharren!“* Krenner, G.: Gedanken, Wünsche und Vorschläge zur Verbesserung des Frauenzimmerunterrichts, München 1779, S. 155, zitiert nach Westhoff-Krummacher 1995, S. 307.

sind keine Kennzeichen bildungsbürgerlicher Männlichkeit. Gefühlvoll und lieb zu sein, widerspricht sogar dem Männerbild des Bildungsbürgertums. Allerdings wurde die Umsetzung der Theorie der polarisierten Geschlechtscharaktere in alltägliches Geschlechterleben in der Forschung schon mehrfach angezweifelt<sup>115</sup>, was durch die hier präsentierten Ergebnisse bekräftigt werden muss. An der Gefühlskultivierung hatten sich sowohl Frauen als auch Männer zu beteiligen, was auch von beiden Geschlechtern so gesehen wurde.

Vergleicht man nun die Fremdbilder mit den Geschlechterkonstruktionen der bildungsbürgerlichen Frauen und Männer fällt auf, dass in beiden zwar überwiegend wir-betonte Zuschreibungen gemacht, jedoch unterschiedliche Aspekte hervorgehoben werden. Es spiegelt sich also kein geäußertes Geschlechterbild direkt in einer Fremdwahrnehmung wieder. Hierin schlägt sich u. U. das Ideal der romantischen Liebe nieder, in dem die Individualität des oder der Geliebten von entscheidender Bedeutung ist.

Abschließend ist festzuhalten, dass die bildungsbürgerlichen Frauen und Männer im Bereich »Geschlecht« zwar ein Übergewicht des „Wir“ in ihrer Ich-Wir-Identität präsentieren, dass sie bei dieser Präsentation aber dennoch keine homogene Gruppe - weder als Frauen noch als Männer bilden. Es werden von den einzelnen Bildungsbürgerinnen und -bürgern unterschiedliche Prioritäten in ihren Äußerungen gesetzt, weshalb nur ein Konsens verzeichnet werden konnte. Die Heterogenität wird unter den Frauen zudem daran deutlich, dass Personen mit gleichen Merkmalen wie „Hausfrau“ oder „Künstlerin“, „Mutter“ oder „kinderlose Frau“ bei den Geschlechterkonstruktionen keine Gemeinsamkeiten und damit auch keine prägnanten Unterschiede zu anderen Untergruppen aufweisen.

Über die Phasen nach der Eheschließung wurden nur wenige Einzelaussagen gefunden. Dies liegt zum Einen an dem quantitativen Schwerpunkt in Phase 1 mit Zweidrittel des Quellenmaterials, zum Anderen spielen in den Briefen nach der Eheschließung die Fragen der Fremdwahrnehmung und der Geschlechterbilder scheinbar kaum noch eine Rolle. In den wenigen vorhandenen Briefstellen werden zudem im Wesentlichen die in Phase 1 angesprochenen Themengebiete

---

<sup>115</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 53f. und S. 56f.

wiederholt, wie z. B. der Neid auf die Männer<sup>116</sup>, die Selbstaufopferung der Frau<sup>117</sup> und der Unterschied zwischen Männern und Frauen in der Liebe.<sup>118</sup> Diese Wiederholungen deuten darauf hin, dass die Geschlechterdifferenz in den Briefen deshalb kaum thematisiert wurde, weil es aus ihr trotz Kritik und Unzufriedenheit kein Entrinnen gab und nicht, weil sich dieses Thema nach der Heirat erledigt hatte.

### 3.3 Ehe- und Liebesbegriffe

In diesem Abschnitt wird ein Blick auf die bildungsbürgerlichen Ehe- und Liebesbegriffe geworfen, die sich die Liebenden in der Zeit des Werbens gegenseitig mitteilen. Sie stecken darin den Rahmen der weiteren Beziehung ab, indem sie verdeutlichen, von welchen Wertvorstellungen sie sich leiten lassen. Gleichzeitig versichern sich die Frauen und Männer ebenfalls, dass sie denselben kulturellen Hintergrund teilen (den sie gerade selbst mitkonstruieren). Mit den Vorstellungen von Ehe und Liebe hängen möglicherweise andere zusammen: Fremdbilder, Geschlechterbilder und die dargestellte Identität im Definitionsraum »Liebende/r«. Diesen Zusammenhängen gilt es nun auf die Spur zu kommen. Zudem wird wiederum ein Geschlechtervergleich vorgenommen. Dabei wird es auch um die Frage gehen, ob möglicherweise ein männlicher und weiblicher Liebes- und Ehebegriff existierte.

Um diese Fragen beantworten zu können, wurden wie im letzten Abschnitt zunächst alle Aussagen zu diesem Themenkomplex gesammelt und anschließend auf geschlechtsinterne oder geschlechtsübergreifende Gemeinsamkeiten und Differenzen untersucht. Da es um einen relativ allgemeingültigen Liebes- und Ehebegriff geht, wurden nur Äußerungen zusammengestellt, die nicht von vorn herein als situativ bedingt erkennbar sind. Beispielsweise würde eine Aussage der Art „die Liebe macht mich zurzeit so fröhlich“ als situativ eingeschätzt werden, die nicht in die allgemeine Aussage, dass Liebe immer fröhlich macht, umgeändert werden kann.

---

<sup>116</sup> E. und A. Haeckel, S. 51 (Phase 2), Ebd., S. 78 (Phase 3).

<sup>117</sup> GSA Weimar, Brief vom 12.1.1844 an Adelheid von Stolterfoth von Ida Freiligrath, Blatt 2, Seite 3 (Phase 2).

<sup>118</sup> E. und A. Haeckel, S. 65 (Phase 2).

### 3.3.1 Ehebegriff:

#### A. Gemeinsamkeiten der Frauen

Es lassen sich insgesamt fünf gemeinsame Aspekte eines Ehebegriffs herausfiltern: Erstens konnte man das Glück in der Ehe nur finden, wenn die **Ehe aus Liebe** eingegangen wurde. Es wird immer wieder über die eigene Liebe geschrieben und mit Beziehungen, die nicht auf Liebe gründen, verglichen. Anna Krüger beschrieb ihrem Bräutigam ihre freudige und glückliche Stimmung und erwähnte im Kontrast dazu, dass eine Bekannte ihr „*etwas trübselig ihre Verlobung angezeigt*“<sup>119</sup> hätte. Insofern nehmen die Bildungsbürgerinnen eine Sonderstellung in der Gesellschaft für sich in Anspruch, was Emma Siegmund sehr krass ausdrückt:

*„Mir scheint`s wirklich, als wären wir beide die zur Seligkeit Bevorzugten, Du siehst ja überall, wohin Du blickst, diese jämmerlichen Gefühlsfetzen, die einer dem andern aufischt und sich krampfhaft daran hält. Unsere Liebe ist wie das stolze, hehre Freiheitsbanner, unbefleckt von dem Schmutze der gemeinen Menge“*<sup>120</sup>.

Anna Sethe würde der Forderung nach einer Liebesheirat sicher ebenfalls zustimmen; sie betont jedoch im Unterschied zu den anderen Frauen gleichzeitig, dass Gefühle für die Partnerwahl nicht ausreichen und der Verstand hinzukommen sollte: *„Wo unrichtig, ohne Hinzuziehung des Verstandes, der geistigen Potenz im Menschen, gewählt und geschlossen wird, da entspringt das größte Mißverhältniß aus der Ehe, wie es täglich vorkommt.“*<sup>121</sup>

Es ist zweitens das Ziel der Ehe, **den anderen glücklich zu machen**. Dies kann jedoch durchaus auch von „selbstlosen“ Frauen als Schwierigkeit empfunden werden:

*„Welche Verantwortung, einen Menschen glücklich zu machen! Welche Selbstverleugnung, welche Beharrlichkeit, welche Sanftmut, welche Treue und Liebe gehören dazu! Und dann die Pflichten! [...] Es ist nach meiner Ansicht unmöglich, daß eine Ehe glücklich sei, wo*

---

<sup>119</sup> Stoeckers Brautbriefe, S. 34. Dass eine Vielzahl der Ehen nicht aus Liebe geschlossen wurden, deutet Emma Herwegh an, siehe Herweghs Briefwechsel, S. 141.

<sup>120</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 191.

<sup>121</sup> Hs. Jena, Brief vom 27.2.1859 an Ernst Haeckel, Blatt 3, Seite 1.

*jeder tut, was ihm Vergnügen macht.*<sup>122</sup>

Im Bewusstsein der Frauen waren als Kontrast die vielen zeitgenössischen, unglücklichen Ehen präsent. So berichtete Henriette Willich ihrem Verlobten, dass ihre erste Ehe, wenn auch nicht die Erfüllung, so doch so gut war, wie sie vor Ort keine kennen würde.<sup>123</sup>

Der dritte Aspekt berührt die Veränderung, die Frauen von der Eheschließung erwarteten und die eindeutig mit der Vorstellung der **selbstlosen Gattin und Mutter** in Verbindung steht. Louise von Gall sprach beim Aspekt des Glücklichmachens schon von Selbstverleugnung und ließ ihre Freude daran, dass sie ihrer "natürlichen" Bestimmung folgte, vermissen.<sup>124</sup> Über diese skeptische Haltung ging Sophie Mereau noch hinaus und äußerte direkte Kritik an der Selbstlosigkeit von Frauen in der Ehe, schon bevor sie ihre erste Ehe einging. Sie sieht es als höchsten Grad von Selbstverleugnung an, wenn ein Mädchen heiratet und danach ihr Selbst völlig aufgibt, um Anhang eines Mannes zu werden. Frauen wären dann ja nur so etwas wie menschenähnliche Maschinen, die erst durch die Seele des anderen bewegt werden müssten.<sup>125</sup>

Der vierte Aspekt des Ehebegriffs betrifft die **Machtbalance in der Ehe**. Diese neigte sich zugunsten des Mannes, was Henriette Willich sogar als Bedingung für eine gute Ehe ansah. Sie schildert ihrem Verlobten, dass die Frauen durch Liebe und „Mutterwürde“ zu dem Mann in einer guten Ehe hervorgehoben würden. Sollte die Frau dem Mann intellektuell und bildungsmäßig überlegen sein, „so, behaupte ich, kann es gar keine Ehe sein, das muß ganz unerträglich sein. Ich bin ganz glücklich, dich so groß zu lieben und mich so klein zu fühlen, denn ich bin doch groß durch Deine Liebe, die auf mir ruhet.“<sup>126</sup> Diese Aussage basiert allerdings auf den Minderwertigkeitsgefühlen, die Willich häufig in ihren Briefen verdeutlichte. Als zweifache Mutter, die wusste, wie viel ihrem Verlobten an Kindern liegt<sup>127</sup>,

---

<sup>122</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 92. Vgl. u. a. auch Stoeckers Brautbriefe, S. 236.

<sup>123</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 153. Vgl. u. a. auch Herweghs Briefwechsel, S. 79.

<sup>124</sup> Vgl. auch Briefe Gall/Schücking, S. 197.

<sup>125</sup> Gerstdorff, Dagmar: Dich zu lieben kann ich nicht verlernen. Das Leben der Sophie Mereau-Brentano, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1984, S. 20f. An dieser Stelle wird Mereaus Auffassung über den Antwortbrief einer Freundin indirekt erschlossen; die Kenntnis vieler direkter Quellen rechtfertigt diese Vorgehensweise, da dieser Brief Mereaus generellen Ansichten entspricht.

<sup>126</sup> Schleiermachers Brautbriefe, S. 300.

<sup>127</sup> Vgl. u. a. Schleiermachers Brautbriefe, S. 113, 127, 218 und 225.

versuchte sie wohl diese Unterlegenheit durch ihre "Mutterwürde" zu kompensieren. Wenngleich die anderen Frauen keine so starke Unterlegenheit empfanden, galt sie in abgeschwächter Form für fast alle von ihnen.<sup>128</sup> Eine Ausnahme bildet Anna Sethe, die, wenn sie Henriette Willichs Auffassung gekannt hätte, vehementen Widerspruch eingelegt hätte. Sie geht davon aus, dass Männer Frauen wählen sollten, die intellektuell einigermaßen mithalten können und die sie auch verstehen.<sup>129</sup> Deshalb war sie auch der Auffassung, dass allein das Gefühl der Liebe noch keine glückliche Ehe entstehen liesse.

Dies führt zum letzten Element des Ehebegriffs, der den Bildungsbürgerinnen gemeinsam ist. Es ist die Vorstellung, dass Frauen regen **Anteil an der Arbeit ihres Mannes** nehmen sollen: „*Sie muß dem Mann eine treue Gehilfin sein. [...] Die Arbeit des Mannes soll ihr nicht fern sein.*“<sup>130</sup> An diesem Aspekt zeigt sich gleichzeitig nochmals die Hierarchie in der Ehe, da die Frauen ja als Gehilfinnen nicht auf derselben Ebene wie ihre Männer standen und es die umgekehrte Arbeitsgemeinschaft in diesem Milieu nicht gab: Ehemänner als Gehilfen ihrer Frauen.

#### B. Gemeinsamkeiten der Männer:

Zwei Bestandteile des Ehebegriffs der Frauen finden sich auch bei den Männern wieder: 1. Die **Ehe** ist eine Beziehung, die **aus Liebe** eingegangen wird. Als Ferdinand Freiligrath Ida Melos bittet, sich zwischen ihm und ihrem Verlobten zu entscheiden, beschwört er sie mit den Worten: „*Übereilen Sie sich nicht, lassen Sie sich durch nichts bestimmen, als Ihr Gefühl.*“<sup>131</sup> Clemens Brentano macht seiner zukünftigen Frau, als sie noch mit dem ungeliebten Mereau verheiratet ist, deutlich, dass er „*das Dasein der verhandelten Liebe*“<sup>132</sup> verachtet. Ebenso wie die Frauen nehmen die Männer den Kontrast ihrer Liebesbeziehung zu den vielen unglücklichen Ehen wahr bzw. stellen sie selbst diese Differenz her. Für Levin Schücking hat die Hälfte der Ehen der Teufel

---

<sup>128</sup> Siehe dazu im Einzelnen Kapitel 4, S. 126, S. 161 und S. 175.

<sup>129</sup> Hs. Jena, Brief vom 27.2.1859 an Ernst Haeckel, Blatt 3, Seite 1.

<sup>130</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 237. Vgl. auch Hs. Jena, Brief vom 27.2.1859 an Ernst Haeckel, Blatt 3, Seite 1.

<sup>131</sup> Freiligrath-Briefe, S. 140.

<sup>132</sup> Lebe der Liebe, S. 82. Vgl. auch Schleiermachers Briefwechsel, S. 199.

geschlossen.<sup>133</sup>

2. Die Frauen sollen **Anteil an der Arbeit ihres Mannes** nehmen. Adolf Stoecker sieht die Teilhabe der Ehefrau an den Studien und Gedanken des Mannes als größtes Glück der Ehe an.<sup>134</sup> Dies gilt auch für Schleiermacher: „*Mein Leben in der Wissenschaft und in der Kirche, und, [...] auch noch im Staat, soll gar nicht von Deinem Leben ausgeschlossen und Dir fremde sein, sondern Du sollst und wirst den innigsten Antheil daran nehmen. Ohne das giebt es keine rechte Ehe.*“<sup>135</sup>

Ein dritter gemeinsamer Aspekt des männlichen Ehebegriffes besteht darin, dass die **Ehe als Himmel auf Erden** angesehen wird. Schücking beschreibt die Ehe als „*Vorhof des Himmels [...] wenn ich Deine Seele habe, dann will ich die Welt vergessen; dann will ich nur Dich, und so leben wir zwei im Vorhof des Himmels, wir leben ihm entgegen, denn was ist der Himmel anders, als Vergessen, als Losgelöstsein von der Welt.*“<sup>136</sup>

Zudem betonen die Männer die **Ergänzung der Geschlechter**, denn nur durch die gegenseitige Unterstützung von Mann und Frau könne das Leben gemeistert werden.<sup>137</sup> Dass damit eine geistige und emotionale, aber nicht eine konkret praktische Unterstützung von Seiten der Männer gemeint ist, steht nach dem zuvor genannten Aspekt (Gehilfin) mit Sicherheit fest.

### C. Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern:

Aus den vorhergehenden Abschnitten gehen zwei gemeinsame Elemente des Ehebegriffs hervor: 1. Sowohl Männer als auch Frauen sind von der **Liebeseheirat** überzeugt und kontrastieren sie mit den vielen unglücklichen Ehen, wo sich die Ehepaare nicht lieben. 2. Bei beiden Geschlechtern findet sich die Auffassung, dass die Frauen **Anteil am Beruf ihres Mannes** haben sollten. Eine umgekehrte Forderung wird nicht erhoben.

Weitere drei Aspekte finden sich nur in einer der Geschlechtergruppen, werden aber von einzelnen Personen des anderen Geschlechts geteilt. Die Feststellungen

---

<sup>133</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 135. Vgl. auch Schleiermachers Briefwechsel, S. 199 und S. 255.

<sup>134</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 242.

<sup>135</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 172.

<sup>136</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 254f. Vgl. auch Stoecker Brautbriefe, S. 297 und Schleiermachers Briefwechsel, S. 123.

<sup>137</sup> Vgl. u. a. Stoecker Brautbriefe, S. 8 und Briefe der Liebe, S. 28, S. 50 und S. 129.

der Frauen, dass es das **Ziel der Ehe** sei, den anderen **glücklich zu machen**, werden von Ferdinand Freiligrath unterstrichen, der Überlegungen anstellte, ob er und seine erste Verlobte in der Ehe glücklich werden würden.<sup>138</sup> Robert Schumann teilte die Einschätzung, dass die Geschlechterbeziehung eine hierarchische zugunsten des Mannes ist. In der schwierigen Phase ihrer Beziehung, in denen Wieck seiner Tochter Clara die Heiratserlaubnis verweigerte, sollte sie ihm vertrauen und ihm *„folgsam sein, da nun einmal die Männer über den Frauen stehen.“*<sup>139</sup>

Die **Ergänzung von Mann und Frau**, die die Bildungsbürger als Bestandteil der Ehe ansahen, hielt auch Anna Sethe für unumgänglich:

*„Das Ideale, was der Brautstand hat, soll sich in der Ehe verkörpern und im Zusammenleben zweier Menschen, gerade eines männlichen und weiblichen, seinen Ausdruck finden, die mit ihren verschiedenen Begriffen, Auffassungen und Ideen vom Leben sich gegenseitig aushelfen und durchdringen können.“*<sup>140</sup>

Ein letzter gemeinsamer Aspekt des Ehebegriffs ließ sich aus Einzelaussagen von Männern und Frauen herausfiltern, nämlich dass **Treue** ein wichtiger Bestandteile der Ehe ist.<sup>141</sup>

Vergleicht man nun die Abschnitte A bis C miteinander, kann festgestellt werden, dass von den sechs Gemeinsamkeiten, die Männer und Frauen teilen, alle bis auf eine schon zuvor bei den geschlechtsinternen Gemeinsamkeiten genannt wurden. Dies erlaubt die Schlussfolgerung, dass es keinen geschlechterspezifischen Ehebegriff gibt. Unterstrichen wird dieses Ergebnis noch dadurch, dass die Liebespaare in ihren Briefwechseln manche Überzeugungen nicht diskutierten, was als stillschweigende Übereinstimmung und damit als indirekter geschlechterübergreifender Ehebegriff gewertet werden kann.<sup>142</sup> Oftmals reagierten die Partner oder Partnerinnen jedoch auf vorhergehende Aussagen: durch konkrete Bestätigung wie bei Anna Krüger und Adolf Stoecker zum Thema

---

<sup>138</sup> Freiligrath-Briefe, S. 41

<sup>139</sup> Briefe der Liebe, S. 215. Vgl. auch ebd., S. 194.

<sup>140</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 27.2.1859, Blatt 3, Seite 1.

<sup>141</sup> Vgl. u. a. Briefe Gall/Schücking, S. 92 und E. und A. Haeckel, S. 25.

<sup>142</sup> Diese Interpretation ist zwar schlüssig, aber dennoch durch Quellenprobleme mit Vorsicht zu behandeln. Vgl. Kapitel 1, S. 16, Anm. 69.

»Frau als Gehilfin des Mannes«<sup>143</sup> oder durch einen Kommentar wie bei Schücking und Gall zum Opferbringen der Frauen.<sup>144</sup>

Bei der Analyse fällt zudem auf, dass es unter den Frauen auch divergierende Auffassungen gab, wie die Äußerungen Anna Sethes zeigen. Bei den Männern waren solche konträren Meinungen nicht festzustellen.

Die einzigen Ehemerkmale, die nicht von beiden Geschlechtern geteilt wurden, sind auf weiblicher Seite die Selbstverleugnung, die in der Ehe vermutet wird und auf männlicher Seite die Hochschätzung der Ehe als etwas Wunderbares.

### 3.3.2 Liebesbegriff:

#### A. Gemeinsamkeiten der Frauen:

Beim Ehebegriff spielt geschlechtsübergreifend die Vorstellung der Liebesheirat eine wesentliche Rolle. Diese enge Verbindung von Liebe und Ehe zeigt sich nun auch in folgender Vorstellung von Liebe, in der sich ein schon bekanntes Muster widerspiegelt: In der Liebe gilt es, **selbstlos** für den anderen da zu sein: „[...] *ich will Ihnen beweisen, was eine Frau tun kann, wenn sie ihr eigen Ich beiseite setzt, mit andern Worte ist das gleichbedeutend mit dem einen - wenn sie liebt!*“<sup>145</sup> Für Louise von Gall hört eine Frau auf, sie selbst zu sein, wenn sie liebt<sup>146</sup> und Anna Sethe findet in Dichterworten ihr Verständnis von Liebe ausgedrückt: „*Laß ganz aus dir das Ichsbewußtsein schwinden - Tauch unter wie in`s Meer in dein Empfinden - Beglückend nur fühl selber dich beglückt - Gieb ganz dich hin und lerne froh entzückt - Je mehr du gibst, nur reicher dich zu finden.*“<sup>147</sup>

Emma Siegmunds Worte, so selbstlos sie auch klingen mögen, müssen im Zusammenhang mit ihrer Einstellung zum Frau-Sein in Zusammenhang gebracht werden. Sie wäre manchmal gerne ein Mann, besonders wenn es um den Freiheitskampf der Völker geht und ihre Hände als Frau gebunden erscheinen.<sup>148</sup> Als liebende Braut Herweghs ist sie in der Lage, den Kampf mitzuführen. Louise

---

<sup>143</sup> Stoecker Brautbriefe S. 237 und S. 242.

<sup>144</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 92 und S. 118.

<sup>145</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 88.

<sup>146</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 8.

<sup>147</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 6.10.1858, Blatt 1, Seite 2.

von Galls Aussage wurde schon im Zusammenhang mit den Vorstellungen vom weiblichen Geschlecht interpretiert.<sup>149</sup> Sie deutete in ihr Kritik an. Einzig Anna Sethe setzte scheinbar tatsächlich auf Selbstlosigkeit, allerdings ist bei ihr nicht die Rede davon, dass sie nur für Frauen gelten soll.

Liebe beinhaltet für die bildungsbürgerlichen Frauen noch zwei weitere wichtige Elemente: Zum Einen gibt es **nur eine einzige wahre Liebe**<sup>150</sup>, zum Anderen erfüllt sie die Funktion, das **Leiden besser zu ertragen**: Die Nähe eines geliebten Menschen lässt das unvollkommene „*Erdenleben*“<sup>151</sup> mit seinen trüben Stunden vergessen und „*das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt*“<sup>152</sup>.

#### B. Gemeinsamkeiten der Männer:

Ebenso wie die Frauen, glauben auch die Männer an die **einzig wahre Liebe**: „*Meine einzige süße Braut, ein größeres schöneres heiligeres Glück konnte mir gar nicht kommen, Du allein konntest es mir bringen [...] und Deine Liebe ist die rechte einzige wahre.*“<sup>153</sup>

Als Zweites betonen die Bildungsbürger die **Schicksalhaftigkeit** ihrer Liebe. So schreibt Schücking seiner Braut, dass nichts Wunderbares daran ist, dass sie sich gefunden haben, da sie sich „*mit innerlicher Notwendigkeit*“<sup>154</sup> finden mussten.

#### C. Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern:

Wie aus den beiden vorhergehenden, geschlechtsinternen Abschnitten zu entnehmen ist, glaubten beide Geschlechter an die **einzig wahre Liebe**. Die drei folgenden Elemente eines Liebesbegriffs wurden jeweils entweder bei den Frauen oder bei den Männern schon genannt. Die Ansicht der Frauen, dass zur Liebe **Selbstlosigkeit** gehört und **schwere Zeiten des Lebens durch Liebe abgemildert** werden, wird auch von Männern geteilt: „*Liebe, herzliche Anna,*

---

<sup>148</sup> Vgl. Hs. Liestal, 1713 (Tagebuch), S. 442.

<sup>149</sup> Vgl. in Abschnitt 3.2, S. 85f. und siehe dort auch die Auffassung von Anna Krüger in diesem Bereich.

<sup>150</sup> Vgl. u. a. Herweghs Briefwechsel, S. 50, Stoecker Brautbriefe, S. 124 und Briefe Gall/Schücking, S. 337.

<sup>151</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 27.2.1859, Blatt 2, Seite 2.

<sup>152</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 22. Vgl. u. a. auch Briefe Gall/Schücking, S. 124.

<sup>153</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 170. Vgl. auch Freiligrath-Briefe, S. 142.

<sup>154</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 112. Vgl. u. a. auch Herweghs Briefwechsel, S. 173.

laß uns Gott bitten, daß er auch unsere Liebe recht selbstlos und selbstverleugnend werden lasse, damit jede Spur des Eigenwillens und Eigensinnes hinweggenommen werde“.<sup>155</sup> Wie Anna Sethe, ließ auch Stoecker die Selbstlosigkeit für beide Geschlechter gelten. Er ist es auch, der konstatiert: „Die echte Liebe lebt immer bei zunehmendem Mond und glänzt, wie der Mond, am hellsten in der Nachtzeit der Trauer und Sorge.“<sup>156</sup>

Dass Liebe eine **Schicksalsmacht** ist, wie die bildungsbürgerlichen Männer meinten, schätzten auch ihre Frauen so ein: „Heut sind`s elf Wochen, seit ich Dich zum ersten Male sah. Geahnt habe ich Dich, seit ich bin.“<sup>157</sup>

Die folgenden vier Elemente der Liebe wurden bislang noch nicht erwähnt; sie finden sich also nur als Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern und nicht unter ihnen. So sind Emma Siegmund und Friedrich Schleiermacher der Auffassung, dass zur Liebe **einzelne Eigenschaften unwesentlich** sind und stattdessen der Mensch als Ganzes geliebt wird. Schleiermacher gab dazu eine sehr schöne Liebeserklärung ab, indem er einer fiktiven Frau seine Verlobte folgendermaßen beschrieb:

„Ja meine Gnädigste, sie ist nicht so liebenswürdig als sie, nicht so geistreich als eine zweite, nicht so verständig als eine dritte, nicht so liebevoll als eine vierte, nicht so unterrichtet als eine fünfte, nicht so hübsch als eine sechste, aber alles zusammengenommen ist sie doch die einzige, die ich liebe.“<sup>158</sup>

Dass er das zu diesem Zeitpunkt schrieb, rührte wohl vom vorhergehenden Brief seiner Verlobten her, die sich mal wieder in Minderwertigkeitsgefühlen befindend für viel zu uninteressant hielt, um seine Frau zu werden.<sup>159</sup>

Emma Siegmund teilte Schleiermachers Auffassung und stellte in dem Zusammenhang die Frage: „Was wäre denn Liebe, wenn sie um dieser oder jener Eigenschaft wegen erstürbe?“<sup>160</sup> Allerdings bedeutet das nicht, dass die Liebenden sich gegenseitig stets so nehmen, wie sie sind und niemals

---

<sup>155</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 166.

<sup>156</sup> Ebd., S. 63.

<sup>157</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 122.

<sup>158</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 322.

<sup>159</sup> Ebd., S. 315.

Kritik aneinander üben. Diese Haltung kritisiert Adolf Stoecker als den „*Schlaf der Liebe [...], in dem jeder von dem andern alles hinnimmt, als könnte es nicht anders sein und an dem andern alles, auch das Unnütze und Unpassende, schön findet.*“<sup>161</sup>

Wahre Liebe währt nach Auffassung der Bildungsbürger und -bürgerinnen **ewig**<sup>162</sup> und wird als **höchstes Lebensglück** angesehen.<sup>163</sup> Außerdem **verschwimmen** in der Liebe **die Grenzen des eigenen Ichs** mit dem oder der Geliebten und aus zwei Personen wird eine:

*„Wär sie [die Liebe, K. B.] nicht der höchste Reiz des innigsten, geistigsten Lebens, so bedurfte es der süßen Harmonie, die aus Mann und Weib erst Ein Wesen, den Menschen, bildete, nicht, so war es der Natur genug, ein dumpfes hermaphroditisches Geschöpf hervorzubringen, das nie zum wahren Leben erwacht.“*<sup>164</sup>

Wie Sophie Mereau sah es auch ihr Partner Brentano<sup>165</sup>, aber auch sechs Jahrzehnte später Adolf Stoecker, der davon ausgeht, dass die Liebe so stark wird, „*daß man zuletzt nicht weiß, wo die Grenzen des eigenen Ich in das andere Leben übergehen. Ich in Dir, und Du in mir*“<sup>166</sup>

Alle Liebesbegriffe von Männern und Frauen werden von der gegengeschlechtlichen Gruppe geteilt. Außerdem sind wie beim Ehebegriff auch hier die Gemeinsamkeiten unter den Geschlechtern noch größer, als geschlechtsintern. Wie bei diesem kann auch hier kein Hinweis auf einen geschlechtsspezifischen Begriff von Liebe gefunden werden.

Anhand der Abschnitte A bis C lassen sich Gemeinsamkeiten auch bei bestimmten Paaren feststellen, die an nicht aufeinander bezogenen Stellen in den Briefen geäußert wurden. Dies trifft beispielsweise auf Adolf Stoecker und Anna Krüger in punkto Liebe als Hilfe in schweren Zeiten zu,<sup>167</sup> wie auf Sophie Mereau und Clemens Brentano beim Thema Einswerden der Liebenden<sup>168</sup> und auf Louise

---

<sup>160</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 87.

<sup>161</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 63.

<sup>162</sup> Vgl. u. a. Briefe Gall/Schücking, S. 122 (von Gall) und S. 250 (Schücking).

<sup>163</sup> Vgl. u. a. Stoecker Brautbriefe, S. 65 und Briefe Gall/Schücking, S. 325.

<sup>164</sup> Dich zu lieben, S. 87.

<sup>165</sup> Lebe der Liebe, S. 190.

<sup>166</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 40. Vgl. auch Schleiermachers Briefwechsel, S. 137.

<sup>167</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 22 (Anna) und S. 63 (Adolf).

<sup>168</sup> Dich zu lieben, S. 87 (Sophie) und Lebe der Liebe, S. 190 (Clemens).

von Gall und Levin Schücking, wenn es um die ewige Liebe geht.<sup>169</sup>

Allerdings gibt es auch Meinungsverschiedenheiten zwischen den Liebenden, wie dies bei Anna Krüger und Adolf Stoecker der Fall ist. Sie betonte, dass ihr in der Liebesbeziehung das Nehmen durchaus viel Freude macht, während er das Geben betont.<sup>170</sup> Außerdem geht sie davon aus, dass sich die Liebe mit der Zeit abschwächt, während er sie vom Gegenteil zu überzeugen versucht.<sup>171</sup> Dies gelingt ihm letztlich wohl bzw. sie berichtigt, wenn auch etwas skeptisch, ihre Ansicht:

*„An ein Abnehmen der Liebe, o, wie könnte ich daran denken, - wohl aber kann ich mir einen Wechsel ihres Ausdrucks vorstellen, den ich aber darum nicht weniger schön finden werde. [...] Wenn aber mein Schatz fortfahren wird, in so begeisterten, hochpoetischen Worten mir bis ins graue Alter hinein seine Liebe kund zu tun, so werde ich darüber gar nicht betrübt sein“.*<sup>172</sup>

### 3.3.3 Auswertung

Betrachtet man die Liebes- und Ehebegriffe auf eine mögliche Geschlechterdifferenz, so kann eine solche nicht festgestellt werden. Dies widerspricht zwar einerseits den Vorstellungen von den Geschlechterpolaritäten, andererseits entspricht das Ergebnis dem emotionalen Standard der romantischen Liebe, der in seinen Anforderungen für beide Geschlechter gleichermaßen Geltung beanspruchte.<sup>173</sup> Diese Widersprüchlichkeit wird auch bei einem Vergleich zwischen den Vorstellungen vom Mann- und Frau-Sein, den Fremdbildern und dem Liebesbegriff deutlich. Während im erstgenannten Bereich eindeutig eine Geschlechterdifferenz im Bereich Emotionalität zwischen dem rationalen Mann und der tiefer empfindenden Frau konstatiert wurde, werden beide Geschlechter in der Fremdwahrnehmung als gefühlvoll angesehen und gleichermaßen zur Liebe befähigt. Die Ambivalenz zwischen dem romantischen Liebeskonzept und der Geschlechterdifferenz manifestiert sich ganz deutlich auch im Ehebegriff der Bildungsbürgerinnen und -bürger, indem gleichzeitig von der Dominanz des

---

<sup>169</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 122 (Louise) und S. 250 (Levin).

<sup>170</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 290 (Adolf) und S. 292 (Anna).

<sup>171</sup> Ebd., S. 58 (Anna) und S. 62.

<sup>172</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 67.

<sup>173</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 65.

Mannes und von der Ergänzung der Geschlechter die Rede ist.

Es stellt sich nun die Frage, ob die Bildungsbürgerinnen und -bürger wie bei den anderen Geschlechtskonstruktionen eher eine Neigung der Ich-Wir-Identität zum »Wir« zu erkennen ist, oder ob sie sich in einem anderen Balancezustand befinden. Die Antwort zeigt eine Neigung zur Ich-Identität ausschließlich in der, von den Bildungsbürgerinnen kritisch ausgedrückten, Auffassung, dass sie in der Ehe besonders selbstlos zu sein haben. An keiner Stelle wird die Selbstlosigkeit als natürliche Eigenschaft der Frauen freudig hingenommen. Entweder wurde diese Forderung so angebracht, dass sie wie ein Lippenbekenntnis klang<sup>174</sup> oder sie wurde kritisiert<sup>175</sup>, instrumentalisiert<sup>176</sup> oder auf beide Geschlechter ausgedehnt.<sup>177</sup> Dass die Opferbereitschaft unter den Bildungsbürgerinnen wohl geringer war als in der Geschlechterideologie gefordert, deutet auch die Tatsache an, dass Frauen sie zwar in den drei hier betrachteten Bereichen der Geschlechtskonstruktion genannt haben – Vorstellung vom Frau-Sein, Ehe- und Liebesbegriff –, aber ihre Männer ihnen diese Eigenschaften nicht zuschrieben. Dass sich diese Einschätzung u. U. in der Ehe veränderte, zeigt ein Auszug aus dem Ehetagebuch der Schumanns: *„Mein Weib ist die Liebe, Gefälligkeit und Anspruchslosigkeit selbst. Das sagen auch alle Menschen.“*<sup>178</sup> Insgesamt gilt, dass fast alle von den Bildungsbürgerinnen und -bürgern genannten Elemente der Liebe und der Ehe eine wir-betonte Identität ausdrücken. Die Vorstellung von der einzig wahren Liebe, die ewig währt, mit Notwendigkeit eintritt und zum höchsten Lebensglück verhilft, Mann und Frau vereinigt, zu einem ganzen Menschen macht und in schweren Zeiten das Leben leichter tragen lässt, entspricht genau der Ideologie der romantischen Liebe.<sup>179</sup> Der letztgenannte Aspekt korrespondiert in diesem Konzept mit der Liebe als säkularer Religion, denn zuvor half Gott den Menschen in schwierigen Lebensphasen. Im Ehebegriff liegt die Betonung auf der Heirat aus Liebe, durch die man sich von

---

<sup>174</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 84.

<sup>175</sup> Siehe ebd., S. 85.

<sup>176</sup> Siehe ebd., S. 108.

<sup>177</sup> Siehe ebd., S. 109

<sup>178</sup> Robert Schumann. Tagebücher. Band II. 1836-1854, hg. v. Gerd Nauhaus, 1. Aufl., Leipzig 1987, S. 127. Eine mögliche Veränderung der Bildungsbürgerinnen in der Ehe wird im nächsten Kapitel, wenn es um die Identitätsbildung geht, zu untersuchen sein.

<sup>179</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 67f.

den vielen zeitgenössischen, sich nicht liebenden Ehepaaren abheben konnte. Damit wird zum Einen auf die Bedeutung der Individualität der Liebenden hingewiesen. Es galt nämlich der neue Anspruch, im Partner oder der Partnerin den einzig möglichen Menschen zu finden, der die eigene Identität ergänzt.<sup>180</sup> Zum Anderen betonte man die eigene Sonderstellung innerhalb einer Gesellschaft, in der die Liebesehe der Sachehe gegenüberstand.<sup>181</sup> Der Unterschied zwischen dieser traditionellen Ehe und der Ehe als Gefühlsgemeinschaft wurde deutlich in den bildungsbürgerlichen Vorstellungen hervorgehoben. Als Ziel der Ehe galt nämlich das beiderseitige Glück und nicht eine funktionierende Arbeitsgemeinschaft. Dennoch war der Bruch zwischen den beiden Formen der Ehe noch nicht gänzlich vollzogen; er entsprach ja auch nicht der Realität. Wie dargestellt wurde, war durchaus das gemeinsame Erwirtschaften des Familieneinkommens bei Schumanns und Brentano-Mereau ein Thema, wie auch die Zusammenarbeit als Pfarrerehepaar bei Stoeckers und Schleiermachers.<sup>182</sup> Auffällig ist jedoch, dass es sich hierbei nur um Künstler- und Theologenpaare handelt, nicht um Ehen, bei denen die Frauen sich auf den Haushalt und die Kindererziehung beschränkten. Dass auch bei diesen Paaren eine Arbeitsgemeinschaft gebildet worden war, geriet also weniger in den Blick. Dennoch war generell von einer Ergänzung der Geschlechter die Rede, wenn auch die Dominanz des Mannes hervorgehoben wurde. Auch Treue und Selbstlosigkeit entsprachen den zeitgenössischen Erwartungen an die Ehe. Dass die Männer jedoch so viel von ihr erwarteten – Himmel auf Erden –, verwundert doch etwas. Dieser Aspekt wird zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufgegriffen werden, zu dem aufgrund näherer Erläuterungen zur männlichen Identität im Definitionsraum »Liebender« eine Interpretation dieser Haltung möglich ist.<sup>183</sup> Betrachtet man nun abschließend die bildungsbürgerlichen Ehe- und Liebesbegriffe im Hinblick auf diejenigen, die sie äußerten, kann insgesamt kein Unterschied zwischen den Frauen unterschiedlicher Berufe und sozialer Situationen festgestellt werden. Die einzige Ausnahme betrifft die Kritik an der Selbstverleugnung von Frauen in der Ehe, die insbesondere von Schrift-

---

<sup>180</sup> Vgl. ebd., S. 62.

<sup>181</sup> Vgl. ebd., S. 69f.

<sup>182</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 91 und S. 105f.

stellerinnen vertreten wird.<sup>184</sup>

Es wurde verdeutlicht, auf welche Weise bildungsbürgerliche Geschlechterkonstruktionen und ihre Vorstellungen von Ehe und Liebe miteinander verbunden sind. Gleichzeitig konnten Zusammenhänge zur Ideologie der Geschlechterdifferenz und der romantischen Liebe mittels der Wir-Ich-Balance aufgezeigt werden. Dieses Geflecht miteinander verbundener Elemente soll nun im nächsten Kapitel entscheidend erweitert werden: um die Dimension der Identität der Bildungsbürgerinnen und ihrer Gefühlskultivierung des Emotionskomplexes »Liebe«.

---

<sup>183</sup> Vgl. Kapitel 5, S. 201.

<sup>184</sup> Vgl. in diesem Kapitel, S. 104.

## 4. IDENTITÄTSBILDUNG VON BILDUNGS- BÜRGERINNEN

Identität wurde als lebenslanger Prozess definiert, der seine Richtung und Dynamik von den unterschiedlichen Definitionsräumen erhält, durch die er gespeist wird.<sup>1</sup> Diese enthalten Antworten auf die Frage, wodurch jemand seine Identität gewinnt: z. B. durch Nächstenliebe, beruflichen Erfolg, Intelligenz, Aussehen u. a. Wie an den analysierten Quellen erkennbar wird, stellte für Bildungsbürgerinnen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Liebe zu ihrem Partner eine wesentliche Quelle der Identitätsbildung dar. Dies gilt zumindest für die drei identitätskritischen Lebenslagen, die in dieser Arbeit untersucht werden. Darüber hinausgehende Feststellungen können hier nicht getroffen werden, da entsprechend dem Prozesscharakter von Identität in jeder Lebensphase andere Prioritäten bezüglich der identitätsstiftenden Gebiete gesetzt werden konnten. Im Definitionsraum »Liebende« werden nun alle Fäden zusammengezogen, die bis hierher gesponnen wurden. Es wird danach zu fragen sein, wie sich Identität, der Emotionskomplex »Liebe« und Geschlechtervorstellungen miteinander verbinden lassen und welche Rolle dabei die bildungsbürgerliche Kultur in Form von Emotions-, Beziehungs- und Geschlechterstandards spielt. Es gilt außerdem festzustellen, wie sich die Bildungsbürgerinnen als Liebende im Interaktionsraum<sup>2</sup> »Liebesbeziehung« darstellen und welche Selbstkonzepte und Selbstwertgefühle dabei sichtbar werden.

Obgleich der Definitionsraum »Liebende« im Folgenden im Mittelpunkt des Interesses stehen wird, gilt es, darüber hinaus auch diejenigen Definitionsräume heranzuziehen, die von den Bildungsbürgerinnen ebenfalls angesprochen wurden. Da die Selbstdarstellungen in diesen Bereichen an ihre zukünftigen Ehemänner adressiert waren, lassen sie Rückschlüsse darüber zu, wie die Frauen von ihren Partnern gesehen werden wollten.

---

<sup>1</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 29f.

<sup>2</sup> Definitionsräume sind stets mit bestimmten Interaktionsräumen verknüpft, deren soziokulturelle Struktur den Identitätselementen erst ihren eigentlichen Sinn verleiht. Vgl. Kapitel 2, S. 29.

Wie schon in Kapitel 3 wird bei der Darstellung zwischen Konsens und Gemeinsamkeiten unterschieden. Durch diese Differenzierung kristallisierte sich heraus, dass nur der Definitionsraum »Liebende« für **alle** Frauen Relevanz besaß. Gemeinsamkeiten bei weiteren Teilgebieten der Identität lassen sich hingegen durchschnittlich nur bei vier Frauen auffinden.

Bei der Beschreibung der verschiedenen Identitätsbereiche der Bildungsbürgerinnen wird entsprechend dem verwendeten Identitätskonzept zwischen dem kognitiven Selbstkonzept und dem emotionalen Selbstwertgefühl bzw. ihrer Selbstdarstellung unterschieden. Die Mehrheit des Quellenmaterials liefert Aussagen zum dargestellten Selbstkonzept, weshalb diese nicht extra gekennzeichnet werden. Geht es jedoch um das Selbstwertgefühl, wird es explizit hervorgehoben.

Im Anschluss an die Ausführungen zu den Definitionsräumen in den drei identitätskritischen Lebenslagen (Phase 1-3) erfolgt jeweils eine Auswertung, welche die anfangs genannte Vielzahl an Verbindungen untersucht.<sup>3</sup>

## 4.1 Phase 1: Zeit des Werbens

### 4.1.1 Definitionsraum »Liebende«

Definitionsräume bündeln ähnliche Identitätsaspekte, wie z. B. »schlank« und »schönes Haar« unter den Bereich »Aussehen«. So werden auch dem Definitionsraum »Liebende« verschiedene Aspekte zugeordnet, die von den Bildungsbürgerinnen im Zusammenhang mit ihrer Identität genannt werden. Dabei können vier Aspekte unterschieden werden, die alle Frauen benannt haben (Konsens), sowie drei weitere Identitätselemente dieses Bereichs, die nur von einigen Bildungsbürgerinnen geäußert wurden (Gemeinsamkeiten). Einen Überblick über den gesamten Definitionsraum liefert Tabelle 6:

Tabelle 6: Aspekte des Definitionsraums »Liebende« in Phase 1

Konsens: Die Bildungsbürgerin als...	Gemeinsamkeiten: Die Bildungsbürgerin als
--------------------------------------	---

<sup>3</sup> Vgl. dazu ergänzend die Graphik in Kapitel 1, S. 17.

Konsens: Die Bildungsbürgerin als...	Gemeinsamkeiten: Die Bildungsbürgerin als
Liebesbedürftige	selbstlos Liebende
Glücksfee	Gehilfin
mangelhafte Partnerin	Anhängsel
selbstbewusste Partnerin	

#### A. Liebesbedürftige

Für alle Bildungsbürgerinnen gilt, dass sie der Liebe zu ihrem Partner einen so hohen Stellenwert in ihrem Leben zumaßen, dass sie ihre Identität daran koppelten. Es zeigt sich, dass die Dynamik des Interaktionsraums »Liebesbeziehung« stets gleichzeitig Auswirkungen für den Identitätsprozess der Frauen hatte. Es kann festgestellt werden, dass die Bildungsbürgerinnen der Liebe zu ihrem Partner<sup>4</sup> wichtige Funktionen für ihr Leben gaben: Sinnbildung, Glücksstiftung, Religionsersatz und sogar intrinsischer Lebensgrund. Die Identität als Liebende muss demnach wohl zu den Kernbereichen der Identität gerechnet werden. Einige Beispiele sollen diese große Relevanz der Liebe verdeutlichen: Anna Sethe fehlte jeglicher Antrieb, wenn ihr Verlobter nicht bei ihr weilte<sup>5</sup> und als sie sich einmal Sorgen um sein Leben machte, schrieb sie ihm:

*„Ach Erni, Du glaubst gar nicht, wie ich an Dir hänge, was ich durch Dich verlieren würde; kraftlos und matt würde ich den Schwächen meines Geschlechts unterliegen und wenn durch festes Gottvertrauen auch der Verzweiflung fern, so würde ich abschließen mit dem Leben und mich ganz in meine x, kalte, einsame Persönlichkeit zurückziehen.“<sup>6</sup>*

Auch Anna Krüger fühlte sich nur noch dann richtig lebendig, wenn ihr Bräutigam bei ihr war: *„[...] ich existiere, ich rede, ich arbeite, aber es kommt mir vor, als wäre ich es nicht selber; volles frohes Bewußtsein von meinem Leben habe ich jetzt nur in Deiner Gegenwart.“<sup>7</sup>*

Entsprechend bedeutete Glück, bei dem Geliebten zu sein oder zumindest sich

<sup>4</sup> Im Folgenden wird an der Auswahl der Zitate deutlich werden, dass zwischen der Bedeutung der Liebe und der Bedeutung des Partners nicht unterschieden wird. Es ist davon ausgegangen worden, dass 1. Liebe niemals gegenstandslos vorhanden ist und 2. der Mann erst durch die Liebesbeziehung überhaupt eine Relevanz für die Frau gewinnt. Aus diesen Gründen erscheint eine Synonymität gerechtfertigt.

<sup>5</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 27.5.1858, Seite 4.

<sup>6</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 20.3.1859, Blatt 1, Seite 2.

<sup>7</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 86. Vgl. ähnliche Erklärungen u. a. von Clara Wieck in Briefe der Liebe, S. 30 und S. 210; von Emma Siegmund in Herweghs Briefwechsel, S. 53 und S. 63.

seiner Liebe sicher zu sein: „Nur von Deiner Hand, mein Geliebter, will ich fortan noch Freude und Glück empfangen, nur D i r dankbar sein für einen neuen Eindruck, eine neue Gegend, ein neues Glück. Ich spare das Leben, bis Du bei mir bist“<sup>8</sup>.

Emma Siegmund sah sich als durch Liebe verändert an und erkannte diese Emotion zu ihrer persönlichen Religion: „Ich weiß jetzt, wozu ich lebe und daß ich lebe [...] Meine Liebe steht über jedem äußeren Einfluß, sie ist meine Religion.“<sup>9</sup>

Die Bildungsbürgerinnen vermuteten, dass die Bedeutung, welche die Liebe und der Geliebte für sie hatten, im Gegenzug von ihren Männern nicht geteilt wurden. Sie gingen davon aus, dass die Arbeit ihrer Partner einen weiteren wesentlichen Teil deren Lebens ausmachte, während sie selbst nicht durch andere Lebensbereiche von der Liebe „abgelenkt“ wurden: Henriette von Willich vermutete entsprechend: „Kann es [das gemeinsame Leben, K. B.] Dich denn auch so erfüllen und s o wichtig sein als mir? Siehe es ist mein g a n z e s Leben, Du hast noch dabei das Leben in der Wissenschaft, das Dein Wesen ja sehr in Anspruch nehmen muß.“<sup>10</sup>

Emma Siegmund äußerte sich ähnlich und konstatierte damit ebenfalls eine viel stärkere Verbindung zwischen Liebe und Identität bei sich selbst als bei ihrem Partner:

„Dir werde ich wenig fehlen, fast kann ich mir denken, daß Dir auf Augenblicke Dein Mädchen samt Deiner Liebe nur wie ein Traumbild erscheint, das Dich [...] zuweilen heiterer gestimmt - mir - geht`s aber anders, ich lebe so mit, so tief in Dir, Daß Alles mich Umgebende mich nur schmerzlicher die Lücke fühlen läßt.“<sup>11</sup>

Die Äußerungen der Bildungsbürgerinnen zur Relevanz ihrer Liebe hören sich teilweise dramatisch und existentiell an; sie müssen aber zumindest zum Teil relativiert werden. Beispielsweise wurde schon im Zusammenhang mit dem Liebesbegriff darauf hingewiesen, dass Emma Siegmund durchaus persönliche

---

<sup>8</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 297. (Hervorhebung im Original) Vgl. u. a. auch Lebe der Liebe, S. 156 und Herweghs Briefwechsel, S. 46 und S. 74.

<sup>9</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 51. Vgl. u. a. auch Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 28.9.1858, Blatt 4, Seite 1.

<sup>10</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 162. (Hervorhebung im Original)

<sup>11</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 108.

Ziele verfolgte, als sie von ihrer Selbstlosigkeit in der Liebe schrieb.<sup>12</sup> Ihre Tagebuchaufzeichnungen unterstreichen diese Feststellung, da an ihnen deutlich zu erkennen ist, dass sie sich ein selbstbestimmtes und möglichst auch bedeutsames Leben wünschte. Dies wurde ihr selbst wohl überdeutlich, als sie sich mit einer anderen Frau verglich. Sie vermerkte nämlich ungefähr fünf Monate, bevor sie mit Herwegh zusammentraf, folgenden Eintrag in ihrem Tagebuch, der durch eine Erzählung über eine zwanzigjährige Frau motiviert war, die allein nach Australien reiste: *„Wäre ich heute selbstständig ich schnürte noch Nachts mein Bündel mit dem ersten Morgennebel fortzuwandern.“*<sup>13</sup> Sie ergänzte, dass sie sich im Vergleich zu dieser Frau wenig charakterstark fühlte und sie befürchtete, dass all ihre Hoffnungen *„auf einen kleinen Grad künftiger Bedeutsamkeit doch nur Fantasie bleiben werden.“*<sup>14</sup> Durch eine Heirat mit dem berühmten Georg Herwegh konnten sich ihre Hoffnungen, in Zukunft ein sinnvolles und aktives Leben zu führen, nun doch noch erfüllen. Ebenfalls thematisiert wurde schon die Beziehung zwischen Anna Krüger und Adolf Stoecker, in der die Frau ganz eindeutig keine „romantische“ Bindung an ihren Bräutigam hatte und sie sich dennoch, den Lippenbekenntnissen nach, den Emotionsnormen der romantischen Liebe unterwarf.<sup>15</sup>

## B. Glücksfee des Partners

Alle Bildungsbürgerinnen betonten in ihren Briefen vielfach, wie sehr sie sich für das Glück ihres Partners einsetzen wollten und eben dadurch ihr eigenes Glück fänden. Am deutlichsten wird dies bei Anna Sethe, die resümierte: *„Dich glücklich zu wissen, ist mein ganzes Glück.“*<sup>16</sup> Aber auch bei Louise von Gall lässt sich die Verbindung vom eigenen mit dem Glück des anderen herauslesen: *„[...] D e i n Glück, Deine Zufriedenheit und Deine Gesundheit gehen mir über alles.“*<sup>17</sup> Es ließen sich von **allen** Frauen durchschnittlich weitere fünf ähnliche Aussagen zitieren. In diesen werden jedoch

---

<sup>12</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 108.

<sup>13</sup> Hs. Liestal, Signatur 1713, vom 19. Juni 1842, S. 352.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 85.

<sup>16</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 8.10.1858, Blatt 1, Seite 1. Vgl. u. a. auch E. und A. Haeckel, S. 23, Schleiermachers Briefwechsel, S. 140 und Briefe einer Liebe, S. 39.

nicht nur Selbstkonzepte dargestellt, sondern ebenfalls Bezüge zum Selbstwertgefühl der Bildungsbürgerinnen verdeutlicht. Sie bringen nämlich u. a. Selbstzufriedenheit oder Stolz darüber zum Ausdruck, was sie als Liebende leisten:

„Und welche Freude liegt in dem Gedanken mit allen Kräften des Herzens und der Seele das Glück meines Geliebten begründen zu können! Mein Wille ist wahrhaftig rein und gut“.<sup>18</sup> So schrieb Louise von Gall an ihre Freundin Ida Freiligrath. Durch Vermittlung ihres Mannes hatte sie ihren Verlobten - einen der besten Freunde Freiligraths - überhaupt kennen gelernt, so dass die Vermutung nahe liegt, dass sie bei diesem Paar einen besonders guten Eindruck hinterlassen wollte. Aber auch Emma Sigmund äußerte sich sehr selbstzufrieden, wenn sie feststellte, dass sie froh war, ihren Georg gefunden zu haben und ihm nützen zu dürfen.<sup>19</sup>

Bei den Äußerungen der Bildungsbürgerinnen über ihren Beitrag zum Glück ihrer Partner werden diese stets so mit der eigenen Identität verbunden, dass der Eindruck einer selbstlosen, völlig in der Fürsorge für den anderen aufgehenden Person entsteht. Bevor dementsprechend der Aspekt der Selbstlos-Liebenden vertieft wird, gilt es jedoch, die Hintergründe, in denen die genannten Äußerungen stehen, näher zu beleuchten.

Einerseits stellten sich die Frauen als die Glücksfeen ihrer Männer dar, ohne dass eine besondere Motivation - z. B. eine Reaktion auf einen vorherigen Brief - diese Darstellung hervorgebracht hätte. Andererseits lassen sich vielfach jedoch Beweggründe herausfiltern, die auch einen strategischen Nutzen solcher Aussagen erkennen lassen. Das Zitat Louise von Galls beispielsweise steht im Zusammenhang mit folgender Beziehungssituation: Ihr Verlobter Levin Schücking schrieb ihr von der Möglichkeit einer Anstellung in Augsburg, was von Gall sehr erfreute, so dass sie ihm dringend riet, die Stelle anzunehmen.<sup>20</sup> In seinem Antwortbrief machte Schücking ihr klar, dass er nicht um der „*Existenz für uns willen an den Schreibtisch gefesselt*“<sup>21</sup> werden wollte. Damit stellte er fest,

---

<sup>17</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 340. (Hervorhebung im Original)

<sup>18</sup> Gall-Hs. Weimar, Brief an Ida Freiligrath vom 23. April 1843, S. 2.

<sup>19</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 50.

<sup>20</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 312ff.

<sup>21</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 331.

dass seine schriftstellerische Tätigkeit ihm wichtiger war als materielle Sicherheit und damit ebenfalls wichtiger als eine baldige Heirat. Von Galls Antwort muss demnach auch als Beschwichtigung der Vermutung angesehen werden, dass sie dies – materielle Sicherheit und eine baldige Heirat – im Sinn hatte, als sie ihm zu der Anstellung in Augsburg riet.

Wenn Sophie Merau an Brentano schreibt, dass sie ihre gesamte Lebenserfahrung daransetzen wird, ihm „auf jede Weise nützlich zu werden“<sup>22</sup>, damit er endlich ein geordnetes und glückliches Leben führen kann, wehrt sie mit diesen Worten einen seiner wiederholten Heiratsanträge ab. In diesen spricht er immer von dem ordnenden Einfluss, den eine Heirat mit ihr auf sein Leben hätte<sup>23</sup>, und sie wollte ihn durch ihre Reaktion davon überzeugen, dass sie ihm auch ohne Trauschein Nutzen und Ordnung in sein Leben bringen könnte. Ein letztes Beispiel für den strategischen Einsatz dieser Art von Äußerungen bildet Anna Krügers Offenbarung, dass sie ihrem Verlobten gerne rückhaltlos alles geben werde, was sie ist und was sie hat.<sup>24</sup> In dieser Beziehung ist der Mann der emotionaler und hingebungsvoller Liebende<sup>25</sup>, so dass er vor Enttäuschung über diese Kluft zu seiner Braut in Tränen ausgebrochen war. Nach diesem Vorfall und einem erklärenden Brief seinerseits<sup>26</sup>, gab Anna Krüger daraufhin die oben genannte Erklärung ab. Es war ihr sehr daran gelegen, ihren Verlobten zu besänftigen und die Rolle der gefühlvollen Braut besser auszufüllen als bisher. So heißt es einige Zeilen vorher: *„Ich hoffe, mein Schatz wird mich immer mehr kennen lernen, daß er auch bald die Fertigkeit erlangt haben wird, meine oft so abscheulich dunkel beschriebenen Gefühle klar zu verstehen.“*<sup>27</sup>

### C. Selbstlos Liebende

Während alle neun Frauen erklärten, wie sehr ihnen das Glück ihres Partners am Herzen liegt, finden sich nur bei sechs von ihnen konkrete Äußerungen über

---

<sup>22</sup> Lebe der Liebe, S. 261.

<sup>23</sup> Ebd., u. a. S. 256.

<sup>24</sup> Stoeckers Brautbriefe, S. 99. Ähnlich aufeinander bezogene und instrumentalisierte Äußerungen finden sich auch bei Clara Schumann: siehe Briefe einer Liebe, S. 37f. (Robert) und S. 39 (Clara) und Emma Herwegh, siehe Herweghs Briefwechsel, S. 75 (Georg) und S. 84 (Emma).

<sup>25</sup> Siehe Kapitel 3, S. 85.

<sup>26</sup> Stoeckers Brautbriefe, S. 96f.

Opfer, die sie bereit sind, für ihre Partner zu bringen. Es liegt in diesem Fall also kein Konsens vor, jedoch große Übereinstimmung. Es stellt sich nun die Frage, wie die Bildungsbürgerinnen ihre selbstlose Liebe akzentuierten.

Louise von Gall wäre es „eine Lust“<sup>28</sup> für Levin Schücking zu leiden und in Sophie Mereaus Leben gibt es Augenblicke, wo sie für Brentanos Glück mit Freuden sterben könnte.<sup>29</sup> Emma Herwegh setzt sogar Frauenliebe und Selbstlosigkeit gleich: „Ach und ich will ihnen beweisen, was eine Frau tun kann, wenn sie ihr eigen Ich beiseite setzt, mit andern Worten ist das wohl gleichbedeutend mit dem Einem - wenn sie liebt!“<sup>30</sup>

Gibt es auch bei diesem Teilaspekt des Definitionsraums »Liebende« Selbstdarstellungen, die nicht durch erkennbare Beweggründe motiviert sind, können im Regelfall solche Äußerungen vor einem konkreten Beziehungshintergrund analysiert werden. Betrachtet man die drei oben genannten Zitate, ergibt sich Folgendes: Louise von Gall reagierte auf einen Brief ihres Verlobten, in dem er deutlich machte, wie sehr er sie liebte. Er würde Blut und Leben für sie geben. Anschließend fragte er sie, ob sie ihn jemals auch so lieben würde.<sup>31</sup>

Sophie Mereaus „Opfertod“ diene einer Klarstellung und Kritik an Clemens Brentano. Dieser hatte ihr nämlich wiederholt einen Heiratsantrag gemacht und dabei zuletzt auf die Ehre seiner Familie hingewiesen, die durch eine nicht legitimierte Beziehung angetastet würde.<sup>32</sup> Mereau drückt in ihrem Zitat aus, dass sie bereit ist, für **ihn** sogar zu sterben, für **andere** jedoch nicht:

*„Bei allem was Du von mir begehrst, nimm Deine Gründe stets nur von Dir selbst her, mischest Du andre mit hinein, so empörst Du mein Gefühl unausbleiblich.-Es gibt Augenblicke wo ich für Dich, für Dein Glück mit Freuden sterben könnte; ich opferte Dir mein Leben, ein reines Opfer, denn es geschah aus Liebe - willst Du aber meine Gabe für den Dienst fremder Götter gebrauchen, so entweihst Du das Opfer, die Flamme der Andacht verlischt, und ich bin um meine*

---

27 Ebd., S. 99.

28 Briefe Gall/Schücking, S. 193.

29 Lebe der Liebe, S. 200.

30 Herweghs Briefwechsel, S. 88. Vgl. u. a. auch Freiligrath-Briefe, S. 48, Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 13.8.1858, Blatt 1, S. 1 und Briefe einer Liebe, S. 99.

31 Briefe Gall/Schücking, S. 168 f.

32 Vgl. Lebe der Liebe, S. 176f.

*Seligkeit betrogen.*<sup>33</sup>

Emma Siegmunds Darlegungen wurden schon einmal im Zusammenhang mit der Analyse von Liebesbegriffen herangezogen und auf ihren strategischen Nutzen hin interpretiert.<sup>34</sup> An dieser Stelle gilt es aber noch besonders darauf hinzuweisen, dass sie in diesem und in weiteren Zitaten auf die Vermutungen von Anhängern Herweghs reagierte, durch seine Heirat mit ihr würde er die Energie für seine Dichtkunst und den Kampf um Demokratie verlieren.<sup>35</sup> Die Empörung über solche "Anschuldigungen" ist ihren Entgegnungen, wie z. B. der folgenden, anzumerken: „*Ich fühle und weiß es, daß ich in keiner Weise Dich hemmen werde und darf, denn ich betrachte mich nur als kleines Erleichterungsmittel für Dich, Deine Zwecke schneller und sicherer auszuführen. Ich will für mich nichts. Nichts, als die Gewißheit, Dir zu nützen und durch Dich der Welt, und dazu fühle ich Riesenkräfte in mir.*“<sup>36</sup>

Indem sie als selbstlose Gehilfin ihres Mannes auftrat, konnte sie bekanntlich gleichzeitig auch eigene Ziele verfolgen.

#### D. Gehilfin

Alle Bildungsbürgerinnen setzten sich für das Glück ihrer Partner ein, wobei sie besonders hervorhoben, dass sie ihnen das Leben erleichtern und sie, wo es geht, unterstützen wollten. Einige Frauen, wie Emma Siegmund, Anna Sethe, Anna Krüger und Louise von Gall, sahen sich dabei ganz eindeutig als Gehilfinnen ihrer Männer. So bot sich von Gall an „[...] *ich will Dein C o m m i s sein und alle langweiligen Sachen für Dich abschreiben.*“<sup>37</sup> Allerdings

---

33 Lebe der Liebe, S. 200.

34 Vgl. Kapitel 3, S. 108.

35 Herweghs Briefwechsel, u. a. S. 65 und S. 75.

36 Ebd., S. 47f.

37 Briefe Gall/Schücking, S. 315. (Hervorhebung im Original) Interessant ist, dass von Gall in einer ihrer Novellen die Rolle der Gehilfin als Rettung einer Ehe empfiehlt, in welcher der Mann sich nach der Heirat nur noch seiner Arbeit widmete. Diese "Rettungsmaßnahme" funktioniert, so dass die Ehefrau glücklich schreibt: "*Bisher war ihm [ihrem Gatten, K. B.] sein Tintenfasz unendlich viel unentbehrlicher, als ich. Das ist jetzt anders. Jeden Tag versichert er mich, dasz er ohne mich nicht mehr bestehen könne. Er ist unpraktisch, ich bin praktisch und wende jetzt eine Eigenschaft, die uns der liebe Gott für Haus und Küche verliehen, bei Alterthums- und Steinsammlungen an. Ich führe die Register und stelle die Notizen zusammen, mieth die Führer und bezahle die Wirthshausrechnungen, schreibe am Abend das Reisetagebuch, das Richard, müde auf den Kissen lagernd und eine Papiercigarre rauchend, mir dictirt, - bin also Registrar, Secretär, Reisemarschall und Kassierer in einer Person, und was das Beste ist - alles zu Richard's Zufriedenheit.[...] Diese Reise ist jedenfalls das Alpha meines ehelichen Glückes.*" Vgl. die Novelle "Der Nebenbuhler im Traum", in: Schücking, Levin (Hg.): Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Louise von Gall, Bd. 2, Leipzig 1856, S. 414f.

geschah dieses Angebot nicht aus heiterem Himmel, sondern sie wollte damit ihren Verlobten überzeugen, eine bestimmte Stelle - bei der Allgemeinen Zeitung in Augsburg - anzunehmen.

Anna Sethe legte ein eigenes Herbarium (Sammlung gepresster und getrockneter Pflanzen) an, las in den Reisebeschreibungen ihres Verlobten<sup>38</sup> und wollte „*immer mehr lernen sich da hineinzuleben*“<sup>39</sup>, womit sie seine Arbeit meinte.

Ob Anna Krüger als zukünftige Pastorenfrau sich durch ihren Gehilfinnenstatus<sup>40</sup> eigene Handlungsfreiräume schaffen konnte und wollte, ist aus den Quellen leider nicht zu entnehmen. Bei anderen Frauen wird dies jedoch sehr deutlich: Anna Sethe äußerte sich nämlich neidisch auf die Männer, da diese auf Grund ihres Geschlechts Wissenschaft betreiben konnten; Neid empfand auch Emma Siegmund, da sie sich gerne politisch aktiver eingesetzt hätte.<sup>41</sup> Indem sie ihre Männer unterstützten, war es Emma und Anna möglich, ihren eigenen Interessen zumindest teilweise nachzugehen.

Ergänzt wird das Bild der Gehilfintätigkeit der Bildungsbürgerinnen durch ihren Wunsch, den Männern kein „Klotz am Bein“ zu sein. Dies wurde schon im Zitat Emma Siegmunds deutlich, da sie ihren Verlobten in keiner Weise *hemmen* wollte. Ähnlich wie sie hatte auch Anna Sethe mit den Vorurteilen von Seiten der Freunde ihres Mannes zu kämpfen, dass sie ein „Hemmschuh“ für seine wissenschaftliche Laufbahn wäre. Anna Sethe forderte Haeckel auf, seine Karriere weiterzuverfolgen und solche Äußerungen nicht gelten zu lassen.<sup>42</sup>

Louise von Gall sprach die Problematik des Sich-Bindens, bevor man beruflich etabliert war, ganz direkt an, als sie und Levin Schücking sich über eine gemeinsame Zukunft verständigten und der Frage nachgingen, wie diese finanziell zu bewerkstelligen wäre: „*Ich möchte um keinen Preis der Welt die Kette sein, die Dich an den Schreibtisch fesselt*“<sup>43</sup>.

Wenngleich die Bildungsbürgerinnen mit der Unterstützung ihrer Männer teilweise

---

<sup>38</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 13.8.1858, S. 3.

<sup>39</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 22.2.1859, Blatt 3, Seite 1. Vgl. auch Stoeckers Brautbriefe, S. 9 und S. 237.

<sup>40</sup> Vgl. Stoecker Brautbriefe, S. 237.

<sup>41</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 86.

<sup>42</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 28.9.1858, Blatt 4, Seite 1. Vgl. auch ebd., Blatt1, Seite 1f.

auch eigene Interessen verfolgen konnten, war dies dennoch nur in einem begrenzten Rahmen möglich. Sie agierten nicht als selbstständige Partnerinnen, sondern eben als Gehilfinnen. Dieser Umstand verweist auf das (Aus-)Bildungsgefälle, das zwischen bildungsbürgerlichen Frauen und Männern bestand. Im Selbstkonzept fast aller Frauen (Ausnahme: Sophie Mereau) schlägt sich diese Tatsache in der Vorstellung nieder, im Vergleich zu ihren Männern mangelhaft zu sein. Auch dies ist ein Faktor, der im Definitionsraum »Liebende« eine Rolle spielt, da sich aus ihm möglicherweise andere Aspekte, wie z. B. Minderwertigkeitsgefühle<sup>44</sup>, ergeben, die wiederum auf den Emotionskomplex »Liebe« Einfluss nehmen können.<sup>45</sup>

#### E. Mangelhafte Partnerin

Bildungsbürgerinnen drückten ihre Mangelhaftigkeit gegenüber ihren Partnern beispielsweise folgendermaßen aus: Louise von Gall beschreibt Levin Schücking als „so viel gescheuter, geistreicher, genialer“<sup>46</sup> als sich selbst. Andere Frauen stellen sich als „arm an Talenten“<sup>47</sup>, mit zu engem Kopf und zu begrenztem Verstand<sup>48</sup> dar. Sie sprachen sogar von ihrem eigenen „Unwert“<sup>49</sup> oder ihrer „Unwürdigkeit“<sup>50</sup>. In diesem Zusammenhang stellten die Bildungsbürgerinnen auch immer wieder die Qualität ihrer Briefe in Frage, indem sie dessen Inhalt als „unnützes Zeug“<sup>51</sup> abqualifizierten oder sich fragten, ob es sich überhaupt lohne, ihr Geschriebenes wegzuschicken.<sup>52</sup>

Solche Selbstdarstellungen können nicht generell als Zeichen für ein Unterlegenheitsgefühl gegenüber den Männern oder für einen Minderwertigkeitskomplex angesehen werden. Die Mangelhaftigkeit im Vergleich zu ihren

---

43 Briefe Gall/Schücking, S. 161.

44 Siehe in diesem Kapitel, S. 127.

45 Siehe ebd., S. 129f.

46 Briefe Gall/Schücking, S. 69.

47 Herweghs Briefwechsel, S. 55.

48 Stoecker Brautbriefe, S. 118.

49 Ebd., S. 35.

50 Schleiermachers Briefwechsel, S. 246.

51 Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 23.9.1858, Blatt 2, Seite 1 und vom 6.10.58, Blatt 3, Seite 2. Vgl. auch Briefe Gall/Schücking, S. 69.

52 Schleiermachers Briefwechsel, S. 210.

Partnern führte nicht unweigerlich zu einem negativen Selbstwertgefühl.<sup>53</sup> Manche Frauen setzten Männlichkeit sogar mit Überlegenheit gleich, so dass ohne eine solche gar nicht von einem "wahren" Mann gesprochen werden kann.<sup>54</sup> Anna Krüger verband die männliche Dominanz sogar mit der Liebe: „*Was wäre die Liebe eines Weibes ohne die größte Verehrung und das freudige Anerkennen für des Mannes Überlegenheit?*“<sup>55</sup> Gerade an ihrem Selbstkonzept, das sie in der Liebesbeziehung präsentierte, wird erkennbar, wie ambivalent und schwankend sich die Einstellung zur männlichen Dominanz gestaltete. Es war für sie nämlich durchaus nicht einfach, ihre Geschlechtervorstellungen auf sich selbst anzuwenden. „*Die Probe wird aber erst noch kommen, ob wirklich das Gehorsam- und Demütigsein mir in jeder Lebenslage zur Lust wird.*“<sup>56</sup> Und etwas später heißt es zudem: „*Du wirst meinen, der Respekt wäre noch besser angewandt, wenn er mir von vornherein den Mund verschlösse. Ich glaube fast, ich werde auch noch dahin kommen, aber es geht nur allmählich.*“<sup>57</sup> Sie war zu diesem Zeitpunkt also noch nicht in der Lage, sich dem gängigen Geschlechterbild zu fügen. Vielleicht wollte sie es auch gar nicht, da sie ihren Verlobten an späterer Stelle dazu aufforderte, sie zu nehmen, wie sie eben ist.<sup>58</sup>

Eine Ausnahme in punkto negativem Selbstwertgefühl bildet Henriette Willich, die ihr Selbstkonzept so präsentierte, dass tatsächlich der Eindruck eines starken Unterlegenheitsgefühls entsteht: „*Ich konnte es nie glauben, daß mein eigentliches Ich Dir könne bedeutend und so sehr lieb sein.*“<sup>59</sup> Sie hatte Angst davor, ihre Rolle als Ehefrau eines berühmten Mannes nicht erfüllen zu können.<sup>60</sup> Es gilt jedoch zu bedenken, dass sie von allen Frauen der Untersuchungsgruppe den niedrigsten Status besass, da sie eine Witwe mit zwei kleinen Kindern war, die noch dazu nur über wenige finanzielle Mittel verfügte. Dass sie sich demütiger und unsicherer darstellte als beispielsweise die begüterte, ledige Emma Siegmund aber auch die geschiedene Mutter einer Tochter, Sophie

---

<sup>53</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 26.

<sup>54</sup> Vgl. u. a. Briefe Gall/Schücking, S. 148; Schleiermachers Briefwechsel, S. 300.

<sup>55</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 168.

<sup>56</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 147.

<sup>57</sup> Ebd., S. 160.

<sup>58</sup> Ebd., S. 220.

<sup>59</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 154.

Mereau als berühmte Schriftstellerin, liegt auf der Hand. Zudem hatte sie von allen bildungsbürgerlichen Bräuten den größten Altersabstand zu ihrem zukünftigen Mann, nämlich zwanzig Jahre.

Die Bildungsbürgerinnen anerkannten und akzeptierten den Bildungsvorsprung ihrer Männer, nahmen diese darin aber auch in die Pflicht: Sie hatten ihren Frauen zu helfen, sich weiterzubilden; d. h. es entstand innerhalb der Liebesbeziehung so etwas wie ein Lehrer-Schülerinverhältnis: *„Ich lasse mich gerne belehren und weiß recht gut, daß mein Geschmack oft irre gehen muß. Ich fühle den Mangel recht tief; seien Sie mein Lehrer, ich will eine dankbare Schülerin sein.“*<sup>61</sup> Wie Ida Melos dachte auch Anna Sethe als sie schrieb: *„Bin ich zu dumm dazu, oder habe ich falsche Ansichten, belehre mich lieber Schatz, Du weißt, daß ich Alles gern von Dir annehme.“*<sup>62</sup>

Wie die Frauen von ihren Männern erwarteten, dass sie ihr Wissen mit ihnen teilten, so forderten sie ebenfalls den Schutz ihrer Partner ein. Dabei wurde u. a. auch der gängige Topos von der "männlichen Eiche" benutzt.<sup>63</sup> So zeichnete Anna Sethe von sich das Bild einer Blume, die nur durch ihren Verlobten aufblühen könnte, der ihr dann als starke Eiche Schutz bieten würde: *„Ich weiß aber, wer ihn [ihren Blütenkelch, K. B.] öffnen kann und hegt und pflegt, so daß [...] vielleicht doch noch eine Blume sich entwickelt, die unter dem Schutz der starken Eiche nicht geknickt werden kann.“*<sup>64</sup> Auch Louise von Gall forderte ihren Verlobten auf, sie von jeder harten Berührung abzuschirmen, wie es zuvor ihre Mutter getan hatte.<sup>65</sup>

## F. Anhängsel

Entsprechend ihres Gefühls der Mangelhaftigkeit stellten einige der Frauen ihr Selbstkonzept so dar, als wenn sie einen Teil ihres Selbstwertgefühls aus dem

---

<sup>60</sup> Ebd., S. 189.

<sup>61</sup> Freiligrath-Briefe, S. 88.

<sup>62</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 6.10.1858, Blatt 3, Seite 1.

<sup>63</sup> Darin gleicht der Mann stets einer Eiche und die Frau dem Efeu, das ohne seinen Halt verloren wäre. Vgl. Campe, J. H.: Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron, Braunschweig (1788) 1796, Reprint Paderborn 1988, S. 23, zitiert in Westhoff-Krummacher 1995, S. 369.

<sup>64</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 1.2.1859, Blatt 5, Seite 1.

<sup>65</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 333. Vgl. auch Stoecker Brautbriefe, S. 211.

Stolz auf ihren Partner schöpfen. Bei Henriette Willich und Anna Sethe findet sich die Vernetzung am deutlichsten formuliert. So schrieb erstere: „*Ich fühle mich groß in Dir, mein ganzes Wesen gehoben durch Dich - o Lieber, wie stolz bin ich oft auf Dich.*“<sup>66</sup> Und Anna Sethe zitierte ihrem Verlobten ein Gedicht, in dem es am Schluss heißt: „*Daß Du mich liebst, macht mich mir werth, Dein Blick hat mich vor mir verklärt, Du hebst mich liebend über mich, Mein guter Geist, mein bestes Ich!*“<sup>67</sup> Vergleichbar äußerte sich auch Clara Wieck: „Jetzt bin ich stark geworden durch Dich - *Dein Herz, Dein edler Stolz hat auch mir ein Selbstgefühl gegeben.*“<sup>68</sup> Als sie aber zu einem späteren Zeitpunkt ihm gegenüber erklärte, ihr Titel als k.u.k. Kammervirtuosin könnte sie nicht stolz machen, sondern nur er könnte das<sup>69</sup>, muss diese Erklärung als Beschwichtigung gewertet werden. Clara Wieck feierte zu diesem Zeitpunkt einen Erfolg nach dem anderen, während Robert Schumann die Anerkennung als Komponist versagt blieb.

Die bisher genannten Selbstdarstellungen zeigen oberflächlich betrachtet das recht einheitliche Bild von untergeordneten, selbstlosen, fürsorglichen und hilfsbereit liebenden Frauen. Hinter der Oberfläche verbergen sich jedoch zielorientierte, oft widerspenstige und ambivalente, selbstbewusste Persönlichkeiten. Es existieren ebenfalls ganz offen selbstbewusste Äußerungen von fast allen Frauen (Ausnahme: Henriette Willich), die eindeutig ein anderes Selbstkonzept als das vordergründige offenbaren.

## G. Selbstbewusste Partnerin

»Selbstbewusstsein« wird hier im Sinne eines positiven Selbstwertgefühls verwendet, obwohl es den Begriff in diesem Sinn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch nicht gegeben hat<sup>70</sup> und die Frauen sich entsprechend mit

---

<sup>66</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 128. Vgl. auch ebd., S. 188.

<sup>67</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 27.5.1858, Seite 2. (Hervorhebung im Original)

<sup>68</sup> Briefe der Liebe, S. 36. (Hervorhebung im Original) Vgl. u. a. auch Herweghs Briefwechsel, S. 100 und S. 207f.

<sup>69</sup> Briefe der Liebe, S. 89.

<sup>70</sup> Erst Anfang des 20. Jahrhunderts findet sich ein entsprechender Eintrag, vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, 6. neubearb. u. vermehrte Aufl., Bd. 18, Leipzig und Wien 1907, S. 314. Ende des 19. Jahrhunderts meinte »Selbstbewusstsein« nur das Bewusstsein vom eigenen Selbst ohne Bewertung, vgl. dazu Pierers Universal-Conversations-Lexikon. Neuestes enzyklopädisches Wörterbuch aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe, 6. vollst. umgearbeitete Aufl., Bd. 16, Oberhausen und Leipzig 1879, S. 333. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts findet sich noch gar kein Lexikoneintrag zum Selbstbewusstsein, vgl. z. B. Zedler, Johann

anderen Worten selbstbewusst darstellen. Dazu gehörte z. B. der Ausdruck »Selbstgefühl«, den Louise von Gall benutzte. Mit ihm verdeutlichte sie gegenüber ihrem Verlobten ihre Wertschätzung sich selbst gegenüber.<sup>71</sup> Diese Erklärung stellt eine Reaktion auf Schückings Frage dar, ob er sie überhaupt verdienen würde und auf die sie entgegnete: *„Du siehst, ich mache mir keine Skrupel, ob ich Dich verdiene oder nicht, tue Du es darum auch nicht; Du mußt mehr Selbstgefühl haben, daran fehlt es mir nicht“*.<sup>72</sup> Ida Melos muss ebenfalls »Selbstgefühl« zugeschrieben werden, wenn sie es selbst auch nicht so nennt. Sie zeigte sich in der Phase des Kennenlernens ihres zukünftigen Mannes sehr selbstbewusst, indem sie ihm offen begegnete und ihm ihre Freundschaft antrug. Sie begründete ihr Verhalten damit, dass sie fühlte, was sie ihm mit ihrer Freundschaft bieten könnte.<sup>73</sup>

Das selbstbewusste Auftreten der Frauen zeigt sich am deutlichsten an zwei Aspekten: 1. an der konstruktiven Kritik an ihren Männern und 2. an der Verteidigung ihrer Identität. Letzteres hielt Anna Krüger für nötig, da sie für ihre zuweilen schelmisch-heitere oder auch schnippische Art - zeitgenössisch ist von »mutwillig« die Rede<sup>74</sup> - von ihrem Verlobten häufig getadelt wurde. Statt sich zu verändern und wie das *schwankende Efeu* sich der *starken Eiche* anzuvertrauen, setzte sie ihm folgende Auffassung von ihrer Liebesbeziehung auseinander:

*„Ich fühlte, ich war Dir fremd gewesen in manchem Wort, was geredet oder geschrieben, Du hattest den Kopf geschüttelt über Deine Braut; sie war nicht das, was Du gern von Ihr haben möchtest; und es macht mich sehr traurig, das zu merken, was mir schon manchmal als Ahnung durch die Seele geschlichen war, daß Du nämlich ein ganz anderes Wesen in mir gefunden, als Du Dir früher vorgestellt hast. Bin ich nun nicht das Wesen nach Deinem Geschmack und Deinen Idealen, so fürchte ich freilich doch nicht, daß ich aus Deiner Liebe fallen könnte; aber **Deine Liebe wird nicht zur völligen Sicherheit und Klarheit gelangen, mein Liebster, so lange sie mich mit allem, was ich bin, nicht völlig umfaßt; denn auch mein Mutwille ist ein Stück von mir; es ist mir eine so natürliche***

---

Heinrich: Grosses Vollständiges Universallexikon, Bd. 36, Nachdruck der Ausgabe von 1743, Graz 1962.

71 Briefe Gall/Schücking, S. 220.

72 Ebd.

73 Freiligrath-Briefe, S. 16.

74 Vgl. zur Problematik der Übertragung von älteren Begriffen in die heutige Sprache Kapitel 1, S. 15,

*Äußerung meiner Fröhlichkeit, Dich ein wenig zu necken, wie dem Vogel das Singen, und erkennst Du darin einen Mangel an Idealität, so muß ich mir das freilich gefallen lassen.*<sup>75</sup>

Sophie Mereau stellt in ihren Briefen immer wieder klar, in welche Richtung sich Brentano verändern müsste, damit ihre Liebe aufrechterhalten bliebe: *„Suchen Sie durch einfache Beschäftigung, Arbeit, körperliche Anstrengung, ruhiger zu werden; aber ernstlich und ausdauernd, Ich fordere es von Ihnen.“*<sup>76</sup> Außerdem kritisiert sie die enge Bindung an seine Familie und fragt in diesem Zusammenhang: *„[...] o, Clemens, bist Du wirklich mündig? - ich schweige, dies ist die Klippe, wo meine Sanftmut scheitert.“*<sup>77</sup>

Dass sich die selbstbewussten Frauen auch außergewöhnliche Leistungen zutrauten, demonstrierte Emma Siegmund. Sie teilte ihrem Verlobten mit, wenn er keine deutsche Marseillaise zustande brächte, würde sie das übernehmen.<sup>78</sup> Selbstverständlich führte sie diese Energie und Kreativität auf die Liebe zurück - nicht darauf, dass sie eine engagierte und zielstrebige Revolutionärin war.

Nachdem der Definitionsraum »Liebende« ausführlich dargestellt wurde, gilt es ergänzend noch einen Blick auf weitere Bereiche der Identität zu werfen.

#### 4.1.2 Weitere Definitionsräume

Im Unterschied zum Definitionsraum »Liebende« gilt für alle folgenden Teilgebiete der Identität von Bildungsbürgerinnen, dass es sich bei ihnen in jedem Fall nur noch um Gemeinsamkeiten, nicht aber um einen Konsens handelt. Es lassen sich insgesamt neun Bereiche des Selbstkonzeptes unterscheiden, welche die Frauen ihren Partnern vermittelten.

Die Bildungsbürgerinnen stellten sich dar als

- »Künstlerin«
- »Nicht-Nur-Hausfrau«
- »innerlich Reiche«

---

75 Anm. 67.  
Stoecker Brautbriefe, S. 219. (Hervorhebung K. B.) Vgl. u. a. auch E. und A. Haeckel, S. 24, Lebe der Liebe, S. 203 und Briefe der Liebe, S. 44.

76 Lebe der Liebe, S. 126. Vgl. u. a. auch Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 27.2.1859, Blatt 5, Seite 1 und Freiligrath-Briefe, S. 49f.

77 Lebe der Liebe, S. 201.

78 Herweghs Briefwechsel, S. 78.

- »Gläubige«
- »guter Mensch«
- »Ehrliche«
- »Temperamentvolle«
- »Unbescheidene«
- »Gefühlskalte«

Es fällt auf, dass neben dem Definitionsraum »Liebende« nur noch **ein** weiteres konkretes Tätigkeitsfeld zur Identitätsbildung herangezogen wurde, nämlich das der Künstlerin. Dieses trifft jedoch nur für wenige Frauen zu, wie noch zu zeigen sein wird. Darüber hinaus wurde eine Negativ-Abgrenzung genannt, indem die Bildungsbürgerinnen ihren Partnern versicherten, dass ihnen die Hausarbeit nicht besonders am Herzen lag; ansonsten stellten die Bildungsbürgerinnen ihr Selbstkonzept ausschließlich anhand von bestimmten Eigenschaften dar.

Vier Frauen betonten gegenüber ihren Partnern, wie wenig ihnen das "Äußere" - z. B. Materielles oder gesellschaftlicher Schein - bedeutete und wie viel Wert sie stattdessen auf ein reiches Innenleben legten. So berichtete Louise von Gall von einer Gesellschaft, wo darüber debattiert wurde, was zur eigenen Zufriedenheit nötig wäre. Dabei stellte von Gall fest, wie bescheiden sie eigentlich war: „[...] *es e r h o b m i c h , d a ß i c h s o w e n i g A e u ß e r e s z u m e i n e m G l ü c k e b e d a r f u n d s o v i e l I n n e r e s*“<sup>79</sup>. Allerdings steht diese Aussage auch noch im Zusammenhang mit dem Vorwurf eines Freundes, von Gall sei eine oberflächliche („äußerliche“<sup>80</sup>) Person. Anna Sethe betonte gegenüber ihrem Bräutigam ebenfalls, wie wenig sie an materiellen Dingen interessiert wäre: „*Ich habe nie gefunden, daß das Glück des Lebens in der Befriedigung aller Genüsse, in einem üppigen, verwöhnten Leben jeder Art bestünde und ich habe nie einen Wunsch für mich gehabt.*“<sup>81</sup>

Die Abwendung von Äußerlichkeiten korrespondiert mit der Bedeutung, welche die Religion für viele Frauen hatte. Sophie Mereau berichtete Brentano: „*Sonntags in der katholischen Kirche; da war ich selig, ich vergaß alles um mich her, und lebte nur noch in Tönen und Gebeten.*“<sup>82</sup> Anna Sethe war davon überzeugt, dass nur ihre „*tiefe Religion*“<sup>83</sup> sie dazu befähigte, die lange

<sup>79</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 224.

<sup>80</sup> Ebd., S. 182.

<sup>81</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 8.10.1858, Blatt 2, Seite 2f. Vgl. u. a. auch Freiligrath-Briefe, S. 76f. und Herweghs Briefwechsel, S. 71 und S. 91.

<sup>82</sup> Lebe der Liebe, S. 162. Vgl. auch ebd., S. 157.

<sup>83</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 8.2.1859, Blatt 1, Seite 1.

Zeit der Trennung von ihrem Verlobten zu ertragen.<sup>84</sup> Anna Krüger und Henriette Willich äußerten sich in fast jedem ihrer Briefe über Gott, Religion oder die Kirche - sie waren im Begriff Theologen zu heiraten. Anna Krüger schreibt z. B. über ein Psalmwort: „[...] wenn ich dieses Psalmenwort lese, dann fühle ich es immer recht deutlich, wie in der heiligen Schrift jedes einzelnen Menschen Seelenstimmung den rechten Ausdruck findet.“<sup>85</sup> Zwei der fünf Bildungsbürgerinnen, die sich über ihre Religion definierten, beschrieben sich ihren Männern gegenüber als gut: „Mein Herz ist gut“<sup>86</sup> meinte Anna Sethe und Louise von Gall schrieb, dass sie zwar nicht die Beste sei, aber „gut und ehrlich“<sup>87</sup>. In diesem Zitat ist auch schon ein weiteres Merkmal des Selbstkonzeptes der Frauen angesprochen, die Ehrlichkeit. Als Ida Melos von Freiligrath aufgefordert wurde, ihm aufrichtig zu antworten, schrieb sie empört: „Sie fordern mich auf, aufrichtig zu sein? Ich wollte, Sie kennten mich recht, dann brauchte ich Ihnen nicht zu versichern, daß jedes Wort, was ich im Ernste sage, ehrlich, tief und wahr gefühlt ist“<sup>88</sup>. Auch Anna Krüger, Louise von Gall und Anna Sethe betonten ihre Aufrichtigkeit.<sup>89</sup> Die folgenden vier Identitätsaspekte der Frauen stimmen interessanterweise ganz und gar nicht mit dem gängigen Frauenbild überein. Vielleicht stellten sich die Bildungsbürgerinnen ja deshalb so dar, damit sich ihre zukünftigen Männer nicht unnötigerweise bestimmten Illusionen hingaben, in denen ihre Bräute sanft, gefühlsbetont, bescheiden und mit hausfraulichen Ambitionen begabt waren. Stattdessen präsentierten sich eine ganze Reihe von Frauen als sehr temperamentvoll, gefühlskalt, unbescheiden und nicht sonderlich hausfraulich. Ida Melos behauptete von sich: „Ich bin nicht sanft [...], wie ich überhaupt nur durch große Gewalt über mich den Anschein von Sanftmut erlangt habe.“<sup>90</sup> Schon in ihrer Kindheit sei sie jähzornig gewesen

<sup>84</sup> Vgl. u. a. auch Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 17.2.1859, Blatt 3, Seite 1 und ebd. vom 28.9.1858, Blatt 3, Seite 1.

<sup>85</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 152. Vgl. aber auch Briefe Gall/Schücking, S. 42f.

<sup>86</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 1.2.1859, Blatt 2, Seite 1.

<sup>87</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 125. Vgl. auch ebd., S. 130 und S. 151.

<sup>88</sup> Freiligrath-Briefe, S. 12f.

<sup>89</sup> Vgl. u. a. Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 1.2.1859, Blatt 2, Seite 1; Stoecker Brautbriefe, S. 180 und Briefe Gall/Schücking, S. 17.

<sup>90</sup> Freiligrath-Briefe, S. 124.

und auch zum Zeitpunkt ihrer Freundschaft mit Freiligrath „kocht und schäumt“<sup>91</sup> es zeitweilig in ihr, worüber sie sich ganz unglücklich zeigte. Sophie Mereau verglich ihre damalige Identität mit vergangenen Jahren und stellte fest, dass sie „heftiger“<sup>92</sup> und weniger tolerant geworden war.

Andere Bildungsbürgerinnen präsentierten ihren Emotionshaushalt in eine andere Richtung hin polarisiert, indem sie ihren Mangel an Gefühl beklagten und ihre Zurückhaltung im emotionalen Bereich gestanden wie z. B. Henriette Willich<sup>93</sup>:

*„Lieber, lieber Schatz, mußt mich nun hinnehmen, so unweise, so wunderbar, so - zurückhaltend, wie ich es oft bin. Es liegt nämlich wirklich in meiner Natur, wie ich es jetzt oft merke, daß es mir recht schwer wird, mein ganzes Innerstes zu zeigen; ich habe es noch immer nicht ganz gelernt, mich völlig hinzugeben.“*<sup>94</sup>

So wie mangelnde Warmherzigkeit nicht zum Weiblichkeitsideal des 19. Jahrhunderts gehörte, passte auch mangelnde Bescheidenheit nicht dazu. Dennoch präsentieren sich Emma Siegmund und Anna Krüger derart. Letztere bezeichnete sich im Unterschied zu ihrem Verlobten als unbescheiden, da dieser sich als Gebender wohl fühlte und Krüger dagegen konstatierte: *„Ich bin so besonders glücklich im Nehmen.“*<sup>95</sup> Emma Siegmund stellte ebenso fest:

*„Ich bin nie bescheiden gewesen und halte diese Eigenschaft für ebenso einfältig als die entgegengesetzte. Das Beste in uns ist eine Gabe der Götter, und für Geschenktes kann man dankbar sein, aber sich nichts darauf einbilden, noch die Bescheidene spielen.“*<sup>96</sup>

Von der Hausarbeit hielten Anna Krüger, Anna Sethe und Henriette Willich nicht gar so viel bzw. sie stellten sich als Frauen dar, die wenig Spaß an diesen Tätigkeiten hatten und darüber hinaus andere Dinge bevorzugten.<sup>97</sup> So hoffte Anna Stoecker pflichtbewusst, dass ihr „häusliches Gewissen“ einmal stärker

---

<sup>91</sup> Ebd.

<sup>92</sup> Lebe der Liebe, S. 159. Vgl. u. a. auch Herweghs Briefwechsel, S. 160 und Emmas Tagebucheintrag Hs. Liestal 1713 vom 15.8.1842, Seite 387. Zu diesem Zeitpunkt kannte sie Herwegh noch nicht persönlich; d. h. sie stellte sich ihm später so dar, wie sie sich auch ohne ihn schon betrachtet hatte. Eine „heftige Natur“ schreibt sich auch Anna Sethe zu, vgl. u. a. Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 22.4.1859, Blatt 2, Seite 1.

<sup>93</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 279.

<sup>94</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 180. Vgl. auch ebd., S. 58. Vgl. ebenfalls Briefe der Liebe, S. 90, wo sich Clara Wieck als „kalt“ bezeichnet.

<sup>95</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 292.

<sup>96</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 188.

<sup>97</sup> Vgl. dazu auch Trepp 1996, S. 264f. Sie kommt für Hamburger Bürgerinnen zu dem gleichen Ergebnis.

sein würde als ihre „Reiseleidenschaft“.<sup>98</sup> Anna Sethe schrieb über den Washtag, von dem ihr zukünftiger Mann wohl wüsste, „*was dies schreckliche Wort für ein weibliches Wesen Alles in sich faßt und das der Tag vergeht in unangenehmen Beschäftigungen.*“<sup>99</sup> Zu dem Schrecken der Hausarbeit konnte aber auch die Langeweile hinzukommen. So stellte Sethe fest, wie gut es für die Frauen ist, wenn ihnen ein Mann - wie ihr Verlobter - zur Seite steht,

*„der nicht müde wird im Ringen und Arbeiten des Geistes und hiervon der Frau mittheilt, so viel ihr hausbackener Verstand fassen kann; das ist der schönste Lohn für das Weib für so manche langweilige häusliche Arbeit, für das Sorgen im Haus, das ihr vom Mann werden kann.“*<sup>100</sup>

In diesem Zitat wird besonders die Ausgleichsfunktion des männlichen Unterrichts zur langweiligen Hausarbeit deutlich. Diese sprach auch Henriette Willich an, indem sie es als ungenügend bezeichnete, nur zu handarbeiten und Kinder zu „warten“.<sup>101</sup> Sie sah für die Zukunft, für das Zusammenleben mit Ernst Schleiermacher, durchaus Konflikte zwischen ihrem Sollen und ihrem Wollen voraus:

*„Gar lebhaft kann ich mir vorstellen, wenn zum Beispiel interessante Männer bei Dir sind und ihr redet, so, daß ich auch folgen kann, wie es mir dann erschrecklich schwer wird fortzugehen, wenn die Stunde schlägt, daß die Kinder mich fordern, daß ich sie zu Bette bringen muß oder dgl., ich habe das schon bisweilen erfahren, und ich muß mich dann recht zusammen nehmen, um so gerne zu den Kinderchens zu gehen, als ich es doch immer thun sollte.“*<sup>102</sup>

Der einzige Definitionsraum, der ein positives Tätigkeitsfeld beschreibt, ist jener der Künstlerin. Er betrifft entsprechend nur die Schriftstellerinnen Mereau und von Gall, sowie die Pianistin Clara Wieck. Wie sieht ihr Selbstkonzept oder ihr Selbstwertgefühl in diesem Bereich aus?

Am eindeutigsten läßt sich dies für Sophie Mereau feststellen, die gegenüber ihrem Partner keinen Zweifel daran läßt, dass Schriftstellerin zu sein ein

---

<sup>98</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 259. Vgl. auch ebd., S. 162.

<sup>99</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 20.3.1859, Blatt 2, Seite 2. Vgl. zudem ebd., Brief an Ernst Haeckel vom 8.4.1859, Blatt 4, Seite 2, wo sie sich negativ über das Bügeln äußert.

<sup>100</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 8.10.1858, Blatt 1, Seite 2.

<sup>101</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 111.

wesentlicher Teil ihrer Identität ist. Als Brentano durch taktlose Erzählungen ihrem Ruf schadete, kritisierte sie ihn deswegen aufs Schärfste und machte deutlich, dass ihre Existenz an der Schriftstellerei hing und „*ach! alles, alles*“<sup>103</sup>. Außerdem heißt es lt. Gersdorff in ihrem Tagebuch häufig „*Gearbeitet. Zufrieden.*“<sup>104</sup>

Bei den beiden anderen Künstlerinnen schwankte die Selbstdarstellung der Bedeutung ihrer Kunst beträchtlich. Sowohl Louise von Gall als auch Clara Wieck behaupteten, sie könnten jeder Zeit aufhören zu schreiben oder Klavier zu spielen:

*"Denken Sie sich nur nicht, weil ich eben von meinem Schreiben gesprochen, einen Blaustrumpf in meiner Person. Ich lege unendlich wenig Wert darauf; ich schreibe nur, weil ich nichts anderes zu tun habe; denn meine Toilette nimmt mich nicht in Anspruch. Singen kann man nicht den ganzen Tag, und vom Zeichnen tun mir die Augen weh. Ich lese und schreibe-, aber wenn heute jemand zu mir sagte: "Tue mir den Gefallen und schreibe kein Wort mehr," und dieser Jemand wäre wirklich jemand, so würde ich es s a n s r e g r e t s tun."*<sup>105</sup>

Auch Clara Wieck konnte scheinbar problemlos ihrer Kunst entsagen: „*Den schönsten Kranz wirst Du mir aufsetzen - den Myrtenkranz, und dann will ich keine anderen Kränze, keine Lorbeeren, ich geb sie Dir alle für die Myrte.*“<sup>106</sup> Trotz dieser Aussagen haben beide niemals aufgehört zu schreiben oder zu spielen. In ihren Zitaten versuchten sie sich an den gängigen Geschlechterrollen zu orientieren. Clara Wieck wollte den Ruhm als Pianistin gegen ein Dasein als Ehefrau eintauschen und Louise von Gall betonte, dass sie auf keinen Fall ein Blaustrumpf sei. Aber auch von ihr existiert eine Erklärung, wie sie statt zur Feder zum „Besen“ greifen würde: „*Ich bin sogar fest überzeugt, daß ich, wenn ich verheiratet wäre, keine Feder mehr ansetzen würde, weder zu Novellen noch zu Briefen. Meine Häuslichkeit würde mich dann ganz in Anspruch nehmen.*“<sup>107</sup>

Bei ihren sonstigen Selbstdarstellungen als Künstlerinnen fällt auf, dass sie

---

<sup>102</sup> Schleiermachers Briefwechsel., S. 212.

<sup>103</sup> Lebe der Liebe, S. 206.

<sup>104</sup> Dich lieben, S. 17.

<sup>105</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 21. (Hervorhebung im Original)

<sup>106</sup> Briefe der Liebe, S. 73.

<sup>107</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 157.

einerseits ihre Leistungen für schwach halten, andererseits aber sehr stolz auf sie sind. Louise von Gall meinte, sie wäre keine Dichterin und würde ihre schlechten Verse nicht drucken lassen.<sup>108</sup> Zudem wäre ihr Partner der Kompetentere und könnte bei einer Korrektur ihrer Werke in ihnen streichen, was er wollte.<sup>109</sup> Dass Männern - den eigenen und dem gesamten männlichen Geschlecht - mehr künstlerische Fähigkeiten zugeschrieben werden, findet sich auch bei Clara Wieck. Nachdem sie Thalberg, einen berühmten zeitgenössischen Klaviervirtuosen, gehört hatte, meinte sie, wenn sie nicht eine Frau wäre, hätte sie der Virtuosität schon längst adieu gesagt, „*doch so beruhige ich mich noch ein wenig - mit den Damen nehm` ichs doch allen auf.*“<sup>110</sup> Sie sah es außerdem als ihre Aufgabe an, durch Klavierunterricht in der Ehe die Haushaltskasse aufzubessern; ihr Mann sollte sich mit nichts dergleichen mehr beschäftigen müssen und stattdessen Zeit für seine Kompositionen erhalten.<sup>111</sup> Sie komponierte zwar auch, aber hielt Frauen eigentlich für ungeeignet dazu.<sup>112</sup> Völlig abweichend äußerte sich Wieck an anderer Stelle über ihre Virtuosität. Sie würde unglücklich sein, wenn sie nicht immerfort ihrer Kunst leben könnte<sup>113</sup> und es gab für sie „*kein schöneres Gefühl, als ein ganzes Publikum befriedigt zu haben. [...] Und welch erhabenes Gefühl, die Kunst so zu treiben, daß man sein Leben dafür läßt!*“<sup>114</sup> Diese Aussagen verdeutlichen, im Gegensatz zu den anders lautenden Erklärungen, wie stark das Selbstwertgefühl und das Selbstkonzept an die Ausübung ihrer Kunst gekoppelt war. Dies wird durch einen Tagebucheintrag noch unterstrichen: „*Meine Kunst lasse ich nicht liegen, ich müßte mir ewige Vorwürfe machen.*“<sup>115</sup>

Wie angekündigt, finden sich auch von Louise von Gall Äußerungen, welche die Relevanz ihrer schriftstellerischen Tätigkeit und ihren Stolz darauf deutlich werden lassen: „*Du [Levin Schücking, K. B.] sprichst von Deinem Ruhm,*

---

<sup>108</sup> Ebd., S. 155.

<sup>109</sup> Ebd., S. 103.

<sup>110</sup> Briefe der Liebe, S. 158.

<sup>111</sup> Ebd., S. 188.

<sup>112</sup> Ebd., S. 90 und S. 268.

<sup>113</sup> Briefe der Liebe., S. 47.

<sup>114</sup> Ebd., S. 58.

<sup>115</sup> Tagebucheintrag vom 24.8.1839, zitiert nach Borchard 1985, S. 228.

*darauf kann i c h nie Ambition haben, aber etwas von meinem r e n o m m é muß ich Dir doch sagen, weil es mich gefreut hat.*<sup>116</sup> Nun schreibt sie über die Herzogin von Nassau, die ein Werk von ihr lobte. Zudem ging von Gall davon aus, durchaus Geld mit ihren Arbeiten verdienen zu können: *„Wenn ich fleißig bin, kann ich von meinen schriftstellerischen Arbeiten leben.“*<sup>117</sup>

Ein zusätzlicher Aspekt, der das künstlerische Selbstbewusstsein der beiden Frauen demonstriert, wird in der Fachkritik an ihren Partnern deutlich. Louise von Gall drückte sich zwar sehr zaghaft und vorsichtig aus, dennoch kritisierte sie fachfraisch ein Schückingsches Gedicht.<sup>118</sup> Eine Kritik unter Fachleuten äußerte auch Clara Wieck gegenüber Robert Schumann, indem sie ihm z. B. riet, einen Satz in einer seiner Kompositionen zu ändern.<sup>119</sup> Ebenfalls verweist diese Künstlerin auf ihre Verdienstmöglichkeiten, die bei den gemeinsamen Zukunftsplänen zur Sprache kommen: *„Jeden Winter kann ich ein Konzert geben, welches mir 1000 Taler trägt“.*<sup>120</sup>

Mit dieser ambivalenten Selbstdarstellung der Künstlerinnen soll nun der Überblick über die Definitionsräume, die den Partnern präsentiert wurden, verlassen werden. Abschließend seien jedoch noch vier weitere Definitionsräume aufzählend ergänzt, die nur von jeweils **einer** Frau genannt wurden. Dadurch erweitert sich das Spektrum von Interaktionsräumen und Identitätsbereichen noch mehr und wirft ein Licht auf den Facettenreichtum weiblicher, bildungsbürgerlicher Identität. Es werden bei diesen Einzelaussagen von Bildungsbürgerinnen nur solche aufgenommen, die mehrfach in den Briefen genannt wurden und die daher wohl eine wichtige Rolle für die Frauen spielten:

- Revolutionärin (Emma Siegmund)<sup>121</sup>

---

<sup>116</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 302. (Hervorhebung im Original) Vgl. auch ebd., S. 323.

<sup>117</sup> Ebd., S. 129.

<sup>118</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 37.

<sup>119</sup> Briefe der Liebe, S. 88.

<sup>120</sup> Ebd., S. 89.

<sup>121</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 53, S. 80 und S. 121. Vgl. auch ihre Tagebucheinträge, Hs. Liestal 1713, z. B. vom 16.7.1842, S. 370 und vom 20.7.1842, S. 374. Zum besonderen Selbstverständnis von Paaren, die aktiv an den deutschen Revolutionen 1848/49 teilgenommen haben, siehe Bublies-Godau, Birgit: Geliebte, Gatten und Gefährten. Selbstverständnis und politisches Handeln von Ehepaaren in der deutschen Revolution von 1848/49, in: GWU, 5/6 (1998), S. 282-296 und Lipp, Carola: Das Private im Öffentlichen. Geschlechterbeziehungen im symbolischen Diskurs der Revolution 1848/49, in: Hausen, Karin/Wunder, Heide (Hg.): Frauengeschichte - Geschlechtergeschichte (Geschichte und Geschlechter,

- Naturliebhaberin (Anna Sethe)<sup>122</sup>
- Mutwillige (Anna Krüger)<sup>123</sup>
- Nüchterne/Rationale (Anna Krüger)<sup>124</sup>

#### 4.1.3 Auswertung

Im Folgenden wird die Identitätsbildung der Bildungsbürgerinnen in den einzelnen Definitionsräumen anhand der anfangs genannten Kriterien analysiert.<sup>125</sup> Ein wichtiger Punkt ist dabei der Vergleich zwischen den zeitgenössischen Geschlechteridealen und den Selbstdarstellungen der Frauen. Der Übersichtlichkeit halber sind in einer Tabelle beide Bereiche gegenübergestellt worden. Dabei wurde versucht, vergleichbare oder gegensätzliche Aspekte einander zuzuordnen, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede deutlich zu machen. Die Geschlechterideologie wird anhand der bekannten Tabelle von Hausen präsentiert. Die Selbstdarstellungen beinhalten sowohl die einzelnen Definitionsräume als auch die Unterasspekte, wie z. B. Gehilfin oder selbstbewusste Partnerin.

Tabelle 7: Gegenüberstellung von Selbstdarstellungen der Bildungsbürgerinnen und dem »Geschlechtscharakter der Frau«

Geschlechterideologie	Selbstdarstellung der Bildungsbürgerinnen
Bestimmung der Frauen für	
Innen	
Nähe	Liebesbedürftige, Anhängsel
Häusliches Leben	Nicht-Nur-Hausfrau, Künstlerin
Passivität (i. Ggs. zur männlichen Aktivität)	Revolutionärin
Schwäche, Ergebung, Hingebung	mangelhafte Partnerin
Wankelmüt	selbstbewusste Partnerin
Bescheidenheit	Unbescheidene
abhängig	
betriebsam, emsig	

---

<sup>122</sup> Bd. 1), Frankfurt a. M./New York 1992, S. 99-116.  
<sup>123</sup> Es gibt kaum einen Brief, in dem sich Sethe nicht als solche darstellt. Es gilt dabei zu bedenken, dass sie schließlich einen ebenfalls naturliebenden Zoologen heiraten wollte. Vgl. z. B. Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 24.8.1858 oder vom 23.9.1858.  
<sup>124</sup> Siehe in diesem Kapitel S. 130, wo sie diesen Teil ihrer Identität gegen ihren Verlobten verteidigte. Vgl. u. a. auch Stoecker Brautbriefe, S. 18 und S. 261.  
<sup>125</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 78, 94 und S. 180f.  
 Siehe in diesem Kapitel, S. 116.

Geschlechterideologie	Selbstdarstellung der Bildungsbürgerinnen
bewahrend	
empfangend	
Selbstverleugnung	selbstlos Liebende, Gehilfin, Glücksfee des Partners
Anpassung	
Liebe, Güte	guter Mensch
Sympathie	
Emotionalität (i. Ggs. zur männlichen Rationalität)	
Gefühl, Gemüt	Liebende, Gefühlskalte, Nüchterne/Rationale
Empfindung	
Empfänglichkeit	
Rezeptivität	
Religiosität	Gläubige
Verstehen	
Schamhaftigkeit, Keuschheit	
Schicklichkeit	
Liebenswürdigkeit	Mutwillige
Taktgefühl	
Verschönerungsgabe	
Anmut, Schönheit	
	innerlich Reiche
	Ehrliche
	Temperamentvolle
	Naturliebhaberin

In Tabelle 7 werden die Merkmale des so genannten "weiblichen Wesens", wie sie Ende des 18. Jahrhunderts formuliert wurden, den Selbstdarstellungen bildungsbürgerlicher Frauen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenübergestellt.

Wie der Tabelle zu entnehmen ist, gibt es fast ebenso viele Übereinstimmungen wie Abweichungen zwischen den Selbstdarstellungen der Frauen und den Aspekten der Geschlechterideologie. Zudem zeigten die Bildungsbürgerinnen weitere Facetten ihrer Identität, die in der polarisierten Geschlechtertheorie kein Gegenüber fanden.

Aufschlussreich an dieser Gegenüberstellung ist besonders, dass von den acht Gemeinsamkeiten zwischen der Ideologie und den Selbstdarstellungen sieben dem Definitionsraum »Liebende« entstammen. Nur die »Gläubige«, als achte Übereinstimmung, bildet einen anderen Teil der Identität. Dagegen entspringt die

Mehrzahl der Unterschiede zwischen den beiden Listen anderen Definitionsräumen; die meisten dieser Eigenschaften, mit denen sich die Bildungsbürgerinnen ihren Partnern gegenüber präsentierten, tauchten im Idealbild der »Frau« nicht auf. Bei der Bewertung dieser beiden Feststellungen sollen zunächst die Frauen als Liebende im Mittelpunkt stehen.

#### 4.1.3.1 Die Verbindung zwischen dem Emotionskomplex »Liebe«, Identität und weiblichem Geschlecht

Da davon auszugehen ist, dass Definitionsräume nicht zufällig ausgewählt werden, sondern stets die Ich-Wir-Identität des Individuums dabei eine Rolle spielt, muss dem Interaktionsraum der Liebesbeziehung für den untersuchten Zeitraum eine besondere Bedeutung zugemessen werden. Über ihn definierten sich im Unterschied zu den anderen Identitätsbereichen **alle** Frauen. Sie zeigten dabei eine starke Orientierung an dem Emotionsstandard der romantischen Liebe<sup>126</sup>, der sich u. a. durch seine ambivalenten Vorgaben von der zeitgenössischen polarisierten Geschlechtertheorie unterscheidet. Es finden sich zwar Spiegelbilder der Geschlechtertheorie, in denen die Dominanz des Mannes durchscheint, aber ebenso gilt, dass sich die Emotionsnormen weitgehend an beide Geschlechter richten und das Geschlechterverhältnis generell weniger hierarchisch beschrieben wird.<sup>127</sup> Dass die Frauen sich dennoch in ihrer Darstellung als romantisch Liebende so stark an der polarisierten Geschlechtertheorie orientierten - bei sieben von acht Elementen - ist deshalb auf den ersten Blick sehr erstaunlich. Auf den zweiten Blick wird jedoch erkennbar, dass die Bildungsbürgerinnen sich in ihrer Liebesbeziehung zwar weitgehend entsprechend dem zeitgenössischen Frauenideal darstellten, diese Äußerungen jedoch zum Teil instrumentalisierten, um eigene Ziele zu verfolgen.<sup>128</sup> Die Selbstdarstellung der Bildungsbürgerinnen weist letztlich - wenn man unter die Oberfläche blickt - im Definitionsraum »Liebende« die gleiche Vielschichtigkeit auf, die schon in der Programmatik angelegt ist.

Deshalb muss eine frühere Hypothese nach Analyse der Quellen relativiert

---

<sup>126</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 146.

<sup>127</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 65.

<sup>128</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 120, S. 121f. und S. 123.

werden: Es wurde vermutet, dass die widersprüchlichen Aspekte der romantischen Liebe durch eine Einteilung in verschiedene Liebesphasen erklärt werden könnten.<sup>129</sup> Nach Analyse der Quellen erscheint eine solche Unterscheidung zwar nach wie vor sinnvoll<sup>130</sup>, aber schon in der Brautzeit zeigten sich die Frauen ihren Partnern weder nur selbstbewusst, noch nur selbstlos.

**Ihre Liebe bildete und formte sich** - wie alle Emotionen<sup>131</sup> - **durch vielfältige Einflüsse**. Eine besondere Rolle kommt bei diesem Prozess den Kognitionen zu, die so eng mit Emotionen verflochten sind, dass wohl weder Denken ohne emotionale, noch Fühlen ohne kognitive Beteiligung möglich ist.<sup>132</sup> Für die Emotionalität der Bildungsbürgerinnen sind speziell die Kognitionen von Interesse, in denen es um Vorstellungen darüber geht, wie »Frauen« zu sein haben, d. h. wie sie sich verhalten, denken und fühlen sollen. Dies wurde durch den tabellarischen Vergleich verdeutlicht. Die Konstruktion des sozialen Geschlechts »Frau« erfolgte in Ergänzung zum sozialen Geschlecht »Mann«. Insofern ist für die Zweier-Figuration der Liebesbeziehung auch der Umgang mit der Geschlechterhierarchie bedeutsam. Dies zeigt sich z. B. darin, dass die Erkenntnisse Hochschilds über bestimmte Aspekte des Gefühlsmanagements durch das Verhalten der bildungsbürgerlichen Frauen Bestätigung finden: Der Statushöhere - in diesem Fall also der Mann - hat lt. Hochschild nach einer beidseitig akzeptierten Norm einen Anspruch auf emotionale Gratifikationen, die sie zusätzliche »Surplus-Gefühlsarbeit« nennt.<sup>133</sup> Personen, die solche Arbeit leisten, unterstützen, verstärken und werten damit das Wohlbefinden und den Status anderer auf. Solche Verhaltensmuster zeigten auch die liebenden Bildungsbürgerinnen, insbesondere indem sie sich für das Glück ihrer Partner zuständig erklärten, ihm als Gehilfin zur Seite standen, seine geistige Überlegenheit anerkannten, sich von ihm unterrichten ließen und sich stolz auf ihn zeigten. Zudem sahen die Frauen ihre Männer vielfach als etwas Besonderes an und hoben sie vor anderen Menschen hervor.<sup>134</sup> Durch die Betonung der männlichen Dominanz - „das

---

<sup>129</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 67.

<sup>130</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 113.

<sup>131</sup> Vgl. Kapitel 2.4.1.

<sup>132</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 37, Anm. 94.

<sup>133</sup> Vgl. zu diesem Thema Kapitel 2, S. 42.

<sup>134</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 92.

*freudige Anerkennen für des Mannes Überlegenheit*<sup>135</sup> - zeigten die Bildungsbürgerinnen zudem die von Hochschild festgestellte „*aktive Signalisierung von Unterwerfungsgesten*“<sup>136</sup>.

Der soziale Status und die Machtressourcen der Männer beeinflussen demnach die Qualität der ihnen entgegengebrachten Emotionen.<sup>137</sup> Es ist möglich, Gefühle vorzutäuschen, zu verbergen, abzuschwächen oder zu übertreiben<sup>138</sup>, wenn dies aufgrund der Machtbalance in der Liebesbeziehung sinnvoll erscheint. Es ist anzunehmen, dass dieses Gefühlsmanagement von den Bildungsbürgerinnen in seiner ganzen Vielfältigkeit gehandhabt wurde, da sie in der Regel zu ihrem Liebespartner in einem Abhängigkeitsverhältnis standen. Die Ehemänner sicherten ihre ökonomische und soziale Existenz. Deshalb wäre es naiv, nicht davon auszugehen, dass auch Emotionen wie die Liebe instrumentalisiert wurden, indem sie beispielsweise der Existenzsicherung dienstbar gemacht wurden. Männer als Objekte der Liebe konnten somit unter Umständen zu Interessen-Werkzeugen ihrer Frauen werden.<sup>139</sup> Dies entspricht keinesfalls den Vorstellungen von einer romantischen Liebesbeziehung, in denen zwei Menschen sich nicht nach Nutzenkriterien **wählen**, sondern sich als füreinander Bestimmte **finden**. Zudem widerspricht eine Instrumentalisierung und damit Manipulation des Partners dem Gebot der Offenheit und Ehrlichkeit der Liebe. Interessanterweise wiesen über die Hälfte der bildungsbürgerlichen Frauen deutlich auf ihre Aufrichtigkeit hin.<sup>140</sup>

An dieser Stelle möchte ich jedoch betonen, dass mit diesen Feststellungen **nicht** gemeint ist, dass die bildungsbürgerlichen Frauen grundsätzlich ihre Emotionen kontrolliert einsetzten bzw. sie sogar vollständig vortäuschten. Dass die Bildungsbürgerinnen ihre Männer tatsächlich geliebt haben, soll ihnen nicht abgesprochen werden. Es werden hier und im Folgenden keine Aussagen über die Authentizität der Liebe getroffen.<sup>141</sup>

---

<sup>135</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 168. Vgl. E. Mängelwesen.

<sup>136</sup> Hochschild 1990, S. 135.

<sup>137</sup> Vgl. Pandel 1992, S. 52.

<sup>138</sup> Vgl. Laux 1993, S. 42.

<sup>139</sup> Vgl. Beck-Gernsheim 1990, S. 13 und S. 15.

<sup>140</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. Aufrichtigkeit.

<sup>141</sup> Dieser Einschub soll nur in Erinnerung rufen, was sich eigentlich von selbst versteht: Selbst wenn nicht 200 Jahre vergangen sind, sondern wir heute über die Wahrhaftigkeit von Emotionen eines Gegenübers entscheiden sollen, ist dies eine überaus schwierige Angelegenheit. Letztlich sind Gefühle nur der Introspektion zugänglich - und dennoch kann sich sogar die oder der einzelne auch selbst darüber

Wird die Liebe instrumentalisiert, so dürfte bei der Darstellung des Definitionsraumes »Liebende« deutlich geworden sein, dass es hierbei durchaus große Unterschiede gab. Am weitesten entfernt voneinander bewegten sich in ihrer Selbstdarstellung Sophie Mereau und Henriette Willich. An diesen beiden Frauen wird zudem der Einfluss unterschiedlicher ökonomischer und sozialer Voraussetzungen auf die Emotionalität deutlich. Während Mereau eine geachtete Schriftstellerin war, die sich selbst und ihre Tochter von ihrer Arbeit ernähren konnte, verfügte Willich kaum über finanzielle Mittel, so dass sie als verwitwete Frau mit zwei Kleinkindern auf die Unterstützung ihrer Familie angewiesen war. Beide Bildungsbürgerinnen haben innerhalb der Untersuchungsgruppe zudem einen Ausnahmestatus inne: Willich, weil sie die einzige ist, die sich an keiner Stelle selbstbewusst präsentierte und Mereau, weil sie die einzige ist, die sich ihrem Mann nicht ernsthaft als mangelhafte Partnerin darstellte. Umgekehrt finden sich in Willichs Briefen bei weitem die meisten Unterlegenheitsbekundungen und Anzeichen für Sur-plus-Arbeit, während Mereau sowohl als Liebende als auch als Künstlerin das größte Selbstbewusstsein verglichen mit den anderen Frauen demonstrierte. Im Vergleich zwischen diesen beiden Frauen ist allerdings auch deren Alter zu berücksichtigen: Mereau war 33 Jahre zum Zeitpunkt ihrer zweiten Eheschließung, Willich 21 Jahre. Zudem war letztere 20 Jahre jünger als ihr Ehemann, während Mereau acht Jahre älter als Brentano war. Sämtliche Faktoren zusammengenommen wirkten sich entsprechend auf die Emotionalität der Frauen aus.

Die konkrete Lebenssituation mit persönlichen, sozialen und ökonomischen Faktoren beeinflusste also die Liebesbeziehung, wodurch auch die Machtbalance zwischen Männern und Frauen berührt wurde. Unter dem Aspekt der Machtressourcen (Elias) oder Kapitalformen (Bourdieu) verfügte Mereau anders als die meisten Zeitgenossinnen sowohl über ökonomisches Kapital, als auch durch ihren Bekanntheitsgrad über soziales Kapital in Form von Beziehungen und als gebildete Frau zudem über kulturelles Kapital.<sup>142</sup> Dadurch konnte sie sich in ihrer Liebesbeziehung wesentlich kompromissloser und direkter darstellen und verhalten. Doch gilt es zu bedenken, dass persönlichen Machtressourcen in einer

---

<sup>142</sup> täuschen.  
Vgl. zu diesem Thema Kapitel 2, S. 34f.

patriarchalen Gesellschaft stets die weitaus überwältigenderen Machtmittel der gesellschaftlichen Strukturen und Symbolsysteme gegenüberstehen.<sup>143</sup> Allein durch die Angehörigkeit zum männlichen Geschlecht war Brentano seiner Verlobten letztlich "überlegen" und konnte sie fachlich kritisieren, obwohl er im Unterschied zu Mereau damals noch ein relativ unbekannter Schriftsteller war.<sup>144</sup>

Dass Menschen über ihr emotionales Handeln und ihren Gefühlsausdruck ihre Interaktionspartner beeinflussen können, ist kein Spezifikum der Liebesbeziehung, sondern gilt für menschliche Beziehungen generell.<sup>145</sup> In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es jedoch besonders für diejenigen Menschen eine Möglichkeit ihrer Interessenvertretung, die aus ihrem sozialen Geschlecht ausbrechen wollten. Da die Klassifizierung, eine Frau zu sein, den Handlungsspielraum verringerte, bedienten sich »Frauen« eben ihrer »Männer«. Diese Frauen offenbarten in ihren Vorstellungen vom Mann-Sein oft einen Neid auf deren Handlungsmöglichkeiten, wie z. B. Anna Sethe und Emma Siegmund.<sup>146</sup> Während erstere ein Interesse für die Wissenschaft artikulierte, wollte letztere eine aktive Rolle in der Politik spielen. Beide Frauen boten sich daher, den eigenen Neigungen folgend, ihren Partnern als Gehilfinnen an.

An diesem Beispiel ist erkennbar, dass zwischen den Geschlechter**vorstellungen** (z. B. über geschlechtsspezifische Handlungsräume) und dem Geschlechter**verhalten** - hier im emotionalen Bereich - ein Zusammenhang besteht. Dies soll an zwei Beispielen näher ausgeführt werden, um die Komplexität von Denken und Fühlen noch näher zu beschreiben:

1. Louise von Gall äußerte über die Rolle der Frauen in der Ehe, dass sie die meisten Opfer zu bringen haben und ohne Selbstverleugnung nicht das Glück des Partners erringen können.<sup>147</sup> Dieser generellen Vorstellung folgend stellte sie sich ihrem Verlobten immer wieder auch als selbstlos Liebende dar. Auch Emma Siegmund präsentierte sich ihrem Verlobten entsprechend und korrespondiert

---

<sup>143</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 35, Anm. 76.

<sup>144</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 89.

<sup>145</sup> Laux 1993, S. 52.

<sup>146</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 86.

<sup>147</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 92.

damit in ihrer Selbstdarstellung mit ihrem eigenen Liebesbegriff.<sup>148</sup>

2. In den Ehebegriffen der Bildungsbürgerinnen tauchten die Vorstellungen auf, dass es ein Ziel der Ehe sei, den Partner glücklich zu machen, Anteil an der Arbeit des Gatten zu nehmen und letztlich seine Dominanz anzuerkennen.<sup>149</sup> Diese Elemente lassen sich im Definitionsraum »Liebende« in den Aspekten der Glücksfee, der Gehilfin und der mangelhaften Partnerin wiederfinden.<sup>150</sup>

Es besteht aber nicht nur ein Zusammenhang zwischen den eigenen Vorstellungen über das weibliche oder männliche Geschlecht, über Ehe und Liebe und der Selbstdarstellung im Definitionsraum »Liebende«, sondern auch zwischen der Selbstdarstellung und der Fremdwahrnehmung des Partners bestehen Verknüpfungen. Beispielsweise kennzeichneten ausnahmslos alle Männer ihre Bräute als *gütig* und *lieb*.<sup>151</sup> Die Kenntnis über diese Charakterisierung konnte die Frauen nun auf zweierlei Arten beeinflussen, nämlich 1. indem sie deren Präsentationen als selbstlose, liebesbedürftige und nützliche Partnerinnen herausgefordert haben oder 2. indem sie gegenteilige Äußerungen provozierten. Da die Bildungsbürgerinnen gesehen werden wollten wie sie waren<sup>152</sup> und nicht als Typ »Frau«, korrigierten sie die Einschätzung ihrer Männer von den gütigen, lieben Bräuten durch ihr Selbstbild, indem sie über eine *heftige Natur*, *Unbescheidenheit* oder *Gefühlskälte* verfügten. Ihnen war dabei durchaus bewusst, dass sie sich jenseits der Geschlechternormen bewegten<sup>153</sup>, aber die Wahrnehmung ihrer Individualität durch ihren zukünftigen Mann war ihnen wichtiger.

Die Bedeutung, welcher der Individualität von den Bildungsbürgerinnen zugemessen wird, deutet darauf hin, dass sie sich am **Emotionsstandard der**

---

<sup>148</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 108.

<sup>149</sup> Vgl. ebd., S. 103f.

<sup>150</sup> Der Ehebegriff war bekanntlich im Großen und Ganzen kein geschlechtsspezifischer. Ob sich Männer entsprechend ihren Äußerungen über Ehe und Liebe im Allgemeinen in ihren Selbstdarstellungen im Definitionsraum »Liebender« ähnlich präsentierten, siehe Kapitel 5.

<sup>151</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 91.

<sup>152</sup> Vgl. u. a. E. und A. Haeckel, S. 24; Stoecker Brautbriefe, S. 220; Lebe der Liebe, S. 253; Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 12.3.1859, Blatt 1, Seite 1. Anna Sethe schrieb an ihren Bräutigam, dass sie sich sicher ist, dass er sie so haben will, wie sie ist. Vgl. auch den Aspekt der selbstbewussten Partnerin, wo die Frauen ihre eigene Identität verteidigen.

<sup>153</sup> Vgl. z. B. Freiligrath-Briefe, S. 124. Ida Melos zeigte sich hier über ihre mangelnde Sanftmut sehr unglücklich.

**romantischen Liebe** orientierten<sup>154</sup>, da in ihm die Präsentation einer individuellen Persönlichkeit eine wesentliche Rolle spielt.<sup>155</sup> Diese Bejahung, Anwendung und Produktion bildungsbürgerlicher Gefühlskultur zeigten die Frauen in **sämtlichen** Aspekten ihrer Selbstdarstellung als »Liebende«, wie auch bei ihrer generellen Präsentation als Liebende.<sup>156</sup> Zunächst soll ein Blick auf die Verbindung von Liebe und Identität geworfen werden:

Als »Liebesbedürftige« wiesen die Bildungsbürgerinnen auf die enorme Bedeutung der Liebe für ihr Leben hin und drückten damit den Höchstrelevanzanspruch der romantischen Liebe aus. Indem die Bildungsbürgerinnen die Liebe als säkulare Religion ansahen, versprachen sie sich von ihr die Erreichung des größtmöglichen Glücks.<sup>157</sup> Mit der »selbstbewussten Partnerin« unterstrichen die Frauen ihr Bewusstsein um ihren eigenen Wert und ihre Individualität, die sie auch entsprechend zu verteidigen wussten.<sup>158</sup> Die emotionale Normierung zeigt sich an diesem Identitätsaspekt zudem daran, dass nicht nur der Individualitätsaspekt des Liebesideals, sondern ebenfalls dessen auf Gleichwertigkeit der Geschlechter beruhender Grundtenor enthalten ist.

Diese Absage an eine Geschlechterhierarchie war jedoch nur die eine Seite der Medaille, da dem Liebesideal gleichzeitig auch eine Ungleichheit der Geschlechter innewohnte, welche die Dominanz des Mannes in der Beziehung beinhaltete. Die Ambivalenz im Emotionsstandard drückte sich ebenfalls in den Identitätsaspekten der Frauen aus; darin zeigten sie sich nicht nur als selbstbewusste, sondern auch als »mangelhafte Partnerinnen«, als »Gehilfinnen« und als »Anhängsel« ihrer Männer. Dass dem geistigen Element der romantischen Liebe der Vorrang vor dem körperlichen gegeben wurde, unterstützte gleichfalls die Dominanz der Männer, da diese ja als die rationalere Menschengruppe angesehen wurde.

Indem die Bildungsbürgerinnen sich als »Glücksfee« für das Glück und die

---

<sup>154</sup> Dies wurde auch schon in ihren Vorstellungen von Liebe und Ehe deutlich.

<sup>155</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 62.

<sup>156</sup> Es wurde hier also unterschieden zwischen dem Definitionsraum »Liebende« als Basis der Identitätsbildung und den Präsentationen als Liebende, in denen keine direkte Verknüpfung mit der eigenen Identität vorlag. Dass im Folgenden der zweite Bereich stets in den Phasenauswertungen ausführlich dargestellt wird, dient der genauen Kennzeichnung dessen, was den Emotionskomplex »Liebe« für die bildungsbürgerliche Untersuchungsgruppe ausmachte und welchen emotionalen Standards sie dabei folgten.

<sup>157</sup> Vgl. insgesamt zur Charakteristika der romantischen Liebe, Kapitel 2.7.1 bzw. dessen Zusammenfassung auf S. 67f.

Zufriedenheit ihres Partners zuständig fühlten und sogar mit der eigenen Identität koppelten - z. B. in Form eines gesteigerten Selbstwertgefühls - bildeten sie den Sonderweltcharakter aus, der die romantische Liebe charakterisiert: Die Liebenden sehen alles das, was für den anderen relevant ist, auch für sich selbst als bedeutungsvoll an. Dies gilt grundsätzlich allerdings auch für die Männer, weshalb ein Vergleich zwischen der Selbstdarstellung beider Geschlechter darüber Aufschluss geben muss, ob sich bei den Bildungsbürgern diese Norm ebenso in ihrer Ich-Wir-Identität feststellen lässt. Ob die Partner ihre Orientierung an den Bedürfnissen des geliebten Menschen ebenso zur »Selbstlosigkeit« steigerten wie ihre Frauen wird im nächsten Kapitel zu untersuchen sein.

An dieser Stelle soll jedoch der Frage nachgegangen werden, wo und auf welche Weise die Bildungsbürgerinnen den "Liebescode" über ihre Identitätsdarstellung hinaus anwandten:

Eins der wichtigsten Kennzeichen einer Liebesbeziehung, die sich am Standard der romantischen Liebe orientiert, war die ständige Beobachtung des Gegenübers auf Zeichen der Liebe, so dass die Liebenden sich immer wieder Signale der Liebe übermitteln mussten. Dies konnten z. B. Liebeserklärungen der Frauen an ihre Männer sein<sup>159</sup>, aber ebenso bestimmte Handlungen, wie das Küssen von Briefen ihres Geliebten<sup>160</sup> oder das Küssen seines Bildes.<sup>161</sup>

Der Kommunikationscode der Liebe erforderte Einordnungen des Partners als einzigartig und seelenverwandt, sowie der Emotion als ewig während und schicksalhaft. Sämtliche Aspekte weisen auch die Liebesbriefe der Bildungsbürgerinnen auf:

Sie betonten die Ausschließlichkeit ihrer Liebe, d. h. sie kennzeichneten den Partner als den einzig möglichen<sup>162</sup> und die Liebe als ewig. So antwortete Clara Wieck auf den Heiratsantrag von Robert Schumann:

*„Nur ein einfaches `Ja" verlangen Sie? So ein kleines Wörtchen - so wichtig! doch - sollte nicht ein Herz so voll unaussprechlicher*

---

<sup>158</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 130.

<sup>159</sup> Vgl. u. a. Stoeckers Brautbriefe, S. 59, Briefe der Liebe, S. 30, E. und A. Haeckel, S. 18 und Schleiermachers Briefwechsel, S. 313.

<sup>160</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 83.

<sup>161</sup> E. und A. Haeckel, S. 19.

<sup>162</sup> Vgl. u. a. Briefe einer Liebe, S. 35, Herweghs Briefwechsel, S. 116 und Schleiermachers Briefwechsel, S. 183.

*Liebe, wie das meine, dies kleine Wörtchen von ganzer Seele aussprechen können? Ich tue es und mein Innerstes flüstert es Ihnen ewig zu.*"<sup>163</sup>

Auch Emma Siegmund erklärte deutlich, dass ihre Liebe unwandelbar sei: *„Meine L i e b e bleibt Dir, die kannst Du nicht mehr entfernen, Du müßtest mich denn zuvor erst töten und selbst dann, denke ich mir, müßte sie wie ein Phönix aus der Asche erstehen.“*<sup>164</sup>

Zur Erklärung, dass nur dieser eine Partner für sie in Frage kam, zogen die Bildungsbürgerinnen den Topos des »Schicksals« heran: *„Fürchte doch nicht, daß ich Dich des Poeten wegen liebe, oder irgend einer Ursache halber, **ich liebe Dich, weil es mein innerster Beruf ist**, Dich zu lieben, weil - ach weil es eben nicht anders geht, ich muß, **es ist eben mein Leben**“.*<sup>165</sup> An diesem Zitat wird außerdem wieder die sinnstiftende Funktion der Liebe deutlich.

Außer der "Macht des Schicksals" wurde noch eine weitere unsichtbare Verbindung genannt, die aus zwei Individuen eine einzigartige Einheit herstellte. Es war den Frauen nämlich ebenfalls wichtig, dass sie ihre Seelenverwandtschaft mit ihren Partnern zum Ausdruck brachten. So stellte Ida Melos als Grund ihrer gegenseitigen Offenheit und ihres Verstehens fest: *„Ich glaube, das ist das Sicherkennen der Geister.“*<sup>166</sup> Der Verlobte wurde so zum „Seelenbräutigam“<sup>167</sup>, der auch ohne Worte verstanden werden konnte: *„Ich glaube aber, ich hätte das alles gewußt und gefühlt, auch ohne daß Du es mir ausgesprochen hättest.“*<sup>168</sup>

Ein weiteres wesentliches Kennzeichen des Liebesideals war die Bedeutung des geistigen Austauschs des Liebespaares. So diskutierten alle Paare über Literatur, Philosophie, Kunst und öffentliche Kulturveranstaltungen (Konzerte, Theater). Emma Siegmund berichtete beispielsweise ihrem Verlobten: *„Ich habe heute Abschied von den belgischen Bildern genommen, morgen wird die Ausstellung geschlossen. Es sind doch großartige Schöpfungen, man*

---

<sup>163</sup> Briefe der Liebe, S. 29. (Hervorhebung im Original)

<sup>164</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 85. (Hervorhebung im Original)

<sup>165</sup> Ebd., S. 72. (Hervorhebung K. B.)

<sup>166</sup> Freiligrath-Briefe, S. 16.

<sup>167</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 46.

<sup>168</sup> Ebd., S. 211.

muß sich nur erst hineinsehen, um sie richtig zu erfassen.“<sup>169</sup> Anna Krüger hatte sich ihrem Verlobten wohl philosophisch interessiert gezeigt, da er ihr schrieb: „Plato würde Dich gewiß entzücken. Vielleicht wird es in unserer Pfarrwohnung einmal hergehen, wie in dem Hause der Mediceer in Florenz, wo auch die Frauen neben all dem Hohen und Schönen eine anmutige Philosophie trieben.“<sup>170</sup>

Außer dem geistig-seelischen Bereich spielte jedoch auch - entsprechend der Norm - Leiblichkeit in Form von Erotik eine wichtige Rolle in der Liebesbeziehung, obwohl darüber in der Regel nur wenige Andeutungen gemacht wurden. So wollte Henriette Willich mit den „lieblichsten Phantasien“<sup>171</sup> an ihren Bräutigam einschlafen und äußerte sich ganz begeistert von seinen Küssen:

„Süßer Ernst, Du kannst doch ganz einzig hold küssen, so zart und doch so innig innig - Du hast einen gar zu lieben Mund. Himmel! Wenn je ein Mensch meine Briefe läse, wo sollte ich bleiben vor Schamröthe, daß ich Dir das alles so schreibe, aber es ist mir ganz einzig mit Dir, ich könnte mit Dir über alles, alles reden.“<sup>172</sup>

Sophie Mereau notierte in ihr Tagebuch: „Zuhause mit Brentano. Süße wonnevolle Momente. Liebestrunkenheit. [...] Süße Trunkenheit. Liebesträume. Vergessenheit und schmerzliche Lust.“<sup>173</sup>

Die Bildungsbürgerinnen äußerten sich über Erotik in Relation zu ihren Partner wesentlich seltener.<sup>174</sup> Generell spielte dennoch für beide Geschlechter die physische Seite der Emotionen in der Liebesbeziehung eine Rolle, wie an den verschiedensten Formen physiologischer Erregung zu erkennen ist: Waren die Liebenden zusammen, versagte vor Aufregung schon einmal die Sprache.<sup>175</sup> Sehr oft bekamen sie auch Herzklopfen wegen ihrer Liebe, was sie so ausdrückten, dass ihr Herz vor Wonne zerspringen könnte<sup>176</sup> oder sie vor Liebe Herzweh bekamen.<sup>177</sup> Der ganze Körper war betroffen, so dass sie sich fühlten, als bräche

---

<sup>169</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 55.

<sup>170</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 114f. Vgl. u. a. auch E. und A. Haeckel, S. 17.

<sup>171</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 169.

<sup>172</sup> Ebd., S. 188.

<sup>173</sup> Dich lieben, S. 187.

<sup>174</sup> Vgl. Kapitel 5, S. 205f., S. 210 und S. 215 zu den Äußerungen der Männer.

<sup>175</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 17.

<sup>176</sup> E. und A. Haeckel, S. 15.

<sup>177</sup> Briefe einer Liebe, S. 250.

der Körper vor der Macht der Liebe zusammen.<sup>178</sup> Ebenso erging es Agnes Huschke: „Das Alleinsein ist doch abscheulich, kein Bissen schmeckt wie er sollte.“<sup>179</sup> Wie am letzten Beispiel zu erkennen ist, traten psychosomatische Beschwerden auch im Gefolge von sekundären Emotionen, - besonders von Trennungsschmerzen und Sehnsucht - auf.

Dass die Ich-Identität der Frauen auch über ihre Leiblichkeit gebildet wurde, ist im Bereich der Emotionen besonders klar erkennbar. Wer sie zu einem bestimmten Zeitpunkt waren, konnte an ihrem Körper scheinbar direkt abgelesen oder von ihnen selbst direkt wahrgenommen werden. Aus diesem Grund stehen körperliche Anzeichen der Liebe gleichzeitig stets für die Authentizität derselben.<sup>180</sup>

Abschließend kann festgehalten werden, dass der Umgang der Frauen mit bildungsbürgerlichen Geschlechter- und Emotionsstandards sich janusköpfig zeigte. Es wurden zum einen viele Elemente der Gefühlkultur und der Geschlechterideale in ihre Selbstdarstellungen der eigenen Identität integriert. Die Bildungsbürgerinnen konstruierten also ihr Selbstkonzept in Form eines kognitiven Selbstbildes zu einem wesentlichen Teil aus dem Bereich der liebenden Frau und schöpften ihr Selbstwertgefühl daraus. Zum anderen benutzten die Bildungsbürgerinnen diese emotionalen und geschlechtsspezifischen Programmatiken dazu, ihre eigenen Ziele zu verfolgen, indem sie z. B. im Namen selbstloser Liebe oder Hilfsbereitschaft persönliche Interessen verfolgten.

Eine Instrumentalisierung von Emotionen oder Verhaltensweisen im Definitionsraum »Liebende« bedeutet, dass die Verflechtung zwischen der eigenen Identität und der Liebe zum Partner nicht ganz so zwingend gewesen ist, wie dies den Selbstdarstellungen oberflächlich zu entnehmen war.

Indem die Bildungsbürgerinnen Strategien entwickelten, wie sie ihre emotionale Selbstpräsentation für sich nutzen konnten, bestätigten sie einerseits das Bild der subversiv agierenden Frauen, wie es u. a. Dumont du Voitel gezeichnet hat.<sup>181</sup> Es zeigt sich aber andererseits, dass Bildungsbürgerinnen durchaus auch offensiv vorgingen, wenn es z. B. nötig wurde ihre Identität darzustellen und zu schützen

---

<sup>178</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 68.

<sup>179</sup> E. und A. Haeckel, S. 45.

<sup>180</sup> Vgl. zu diesem Thema Kapitel 2, S. 25.

oder ihre Partner zu kritisieren.<sup>182</sup> Zudem demonstrierten die Frauen auch Ausbrüche aus vorgefertigten emotionalen Geschlechterrollen, indem sie sich temperamentvoll statt sanft, nüchtern und gefühllos statt emotional zeigten. Der Umgang mit Geschlechter- und Emotionsstandards deutet insgesamt darauf hin, dass die Bildungsbürgerinnen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts über ein gewisses Maß an Distanz zu gesellschaftlichen Normen und Idealen verfügten, da sie ansonsten nicht in der Lage gewesen wären, sie für ihre eigene Identität zu modifizieren oder zu verwerfen.<sup>183</sup>

Der Aspekt der Vielschichtigkeit und teilweisen inneren Widersprüchlichkeit der bildungsbürgerlichen Frauen soll nun näher betrachtet werden, wobei gleichzeitig die Frage nach einer einheitlichen Geschlechtsidentität im Bildungsbürgertum gestellt werden soll.

#### 4.1.3.2 Geschlechtsidentität

Mit Geschlechtsidentität ist die Identitätsbildung über den Definitionsraum Geschlecht gemeint. Dieses identitätsstiftende Gebiet steht jedoch nicht gleichwertig mit den anderen Bereichen in einer Reihe, wie z. B. den Definitionsräumen »Liebende«, »Künstlerin« oder »Gläubige«. Geschlechtsidentität kann bereichsübergreifend bei allen anderen Bereichen ebenfalls eine Rolle spielen, wie an der Orientierung an Geschlechteridealen bei der Liebesbeziehung zu erkennen ist.

Das soziale Geschlecht **kann** eine Rolle spielen, **muss** es aber nicht; seine Dominanz in den Selbstdarstellungen ist nicht zwangsläufig, weshalb sich die Bildungsbürgerinnen in Teilbereichen auch gegensätzlich zu den herrschenden Geschlechteridealen präsentierten.<sup>184</sup>

Es wird davon ausgegangen, dass es bei der Darstellung von Geschlecht für jedes Teilelement (z. B. Körperhaltung, Kleidung, verbale Ausdrucksweisen) nur ein Entweder-Oder gibt: Entweder, ich orientiere mich bei diesem Aspekt an kulturellen Vorgaben - in der Regel an denen des eigenen sozialen Milieus - oder

---

<sup>181</sup> Vgl. zu diesem Thema Kapitel 2, S. 35.

<sup>182</sup> Siehe in diesem Kapitel S. 130f.

<sup>183</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 30.

<sup>184</sup> Vgl. dazu Tabelle 7 am Beginn dieses Abschnitts, S.139.

ich tue es nicht. Ursprünglich individuelle Weiblichkeit gibt es nicht. Will sich eine Frau als besonders weiblich präsentieren, muss sie sich an Stereotypen orientieren, ansonsten wird ihr »doing gender« nicht als solches erkannt.

Als Motiv für die Abweichung vom Typ »Frau« wurde schon die Orientierung am Liebesstandard der romantischen Liebe genannt, bei dem die Individualität der Liebenden wesentlich ist. Diese kann nicht in Weiblichkeit (oder Männlichkeit) ausgedrückt werden, sondern – falls Geschlechterkomponenten bei der Präsentation von Individualität einbezogen werden sollen – nur in Abgrenzung davon. In der romantischen Liebe wurde zu einem solchen Überschreiten von Geschlechtergrenzen aufgefordert.<sup>185</sup>

In der Betonung der Individualität des Menschen im Liebesideal, einem Bestandteil einer umfassenderen Gefühlskultur, drückt sich jedoch nur aus, was generell für das Bildungsbürgertum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts galt: Dass das Individuum und seine einzigartigen Eigenschaften und Leistungen in den Vordergrund gestellt wurde und nicht mehr der Stand, in den ein Mensch hineingeboren wurde. Es galt zunehmend als wichtiger, was jemand aus sich machte und nicht, über welche ständischen Privilegien er verfügte oder nicht verfügte.<sup>186</sup> Die Bildungsbürgerinnen stellten sich also entsprechend dieser bildungsbürgerlichen Anthropologie dar - und gerieten eben dadurch in Widerspruch zu einem anderen Standard ihres sozialen Milieus, nämlich den Geschlechternormen. Eine mögliche Erklärung für diesen Gegensatz liefert ein Blick auf das Konzept von Bürgerlichkeit. Bezogen auf die Erarbeitung eines eigenen Platzes in der Gesellschaft durch individuelle Leistungen, war Bürgerlichkeit nämlich ein *männliches Konzept*<sup>187</sup>. Hundertprozentig bürgerlich konnten Frauen demnach niemals werden, denn sie errangen ihre soziale Verortung nur vermittelt durch ihren Ehegatten und nicht durch eigene Leistungen. Von bildungsbürgerlicher Anthropologie zu reden ist also verfehlt, es sei denn,

---

<sup>185</sup> Vgl. Kapitel 2.7.1.

<sup>186</sup> Vgl. Kapitel 3.1.

<sup>187</sup> Reitmayer, Morten: „Bürgerlichkeit als Habitus. Zur Lebensweise deutscher Großbankiers im Kaiserreich, Geschichte und Gesellschaft, 25. Jg. (1999), H. 1, S. 66-93; hier: S. 68; Vgl. dazu auch Frevert 1988a. Auch in dem vielleicht etwas exotischen Bereich der Mode stellt sich Bürgerlichkeit als männlich dar. Bürgerliche Schlichtheit galt nur für Männer. Siehe Brändli, Sabina: »... die Männer sollten schöner geputzt sein als die Weiber« Zur Konstruktion bürgerlicher Männlichkeit im 19. Jahrhundert, in: Kühne, Thomas (Hg.): Männergeschichte-Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 101-118; hier: S. 105.

man folgt patriarchalem Denken und setzt Mensch und Mann gleich. Betonten Frauen dennoch ihre Individualität kam es zu den genannten Widersprüchen zum Frauenideal. In Form von Ambivalenzen drückten sich die unterschiedlichen Ansätze ebenfalls in der Identität der Bildungsbürgerinnen aus, besonders wenn sie sich einmal selbstlos und ein anderes Mal sehr selbstbewusst und zielorientiert gaben.<sup>188</sup> Würde die Selbstdarstellung einzelner Frauen einmal in allen Facetten analysiert, träten die unterschiedlichen Identitätsaspekte sicher noch deutlicher hervor. Dies wird schon bei einem kleinen Ausschnitt aus dem Selbstkonzept von Louise von Gall deutlich:

Sie zeigte, wie dargestellt wurde, eine ambivalente Haltung in Bezug auf ihre schriftstellerische Tätigkeit und im Bereich Selbstlosigkeit/Selbstbewusstsein. Außerdem äußerte sich ihre zwiespältige Haltung darin, dass sie einerseits die intellektuelle Überlegenheit Schückings betonte<sup>189</sup> und sich im Gegenzug als weniger gebildet darstellte<sup>190</sup>, andererseits jedoch deutlich machte, dass sie vier Sprachen beherrschte und ihm bei seinen Werken auch fachliche Ratschläge erteilen könnte - wenn auch nur über *Unwichtiges*.<sup>191</sup> Es kränkte sie zudem, dass er ihr etwas übersetzte - das hätte sie selbst gekonnt.<sup>192</sup> Auch in der Gewichtung von innerem Reichtum zu Äußerlichkeiten zeigten sich Dissonanzen: Parallel zur Hochschätzung innerer Werte<sup>193</sup> kennzeichnete sie sich selbst ebenfalls als eitel, was ihre Haare anbelangt<sup>194</sup>, äußerte sich über ihre „*wunderschönen kleinen*“<sup>195</sup> Hände und war empört, als man sie als dick bezeichnete.<sup>196</sup>

Diese verschiedenen Seiten zu integrieren bzw. wenn das nicht möglich war, durch Ambiguitätstoleranz zu verarbeiten, ist Bestandteil jedes Identitätsprozesses. Identität bedeutet auch, damit umzugehen, gespalten zu sein und nicht, alles unter einen Hut zu bekommen.<sup>197</sup> Gerade dadurch, dass sich die Bildungsbürgerinnen **nicht** widerspruchsfrei zeigten, gewinnt ihre Identitätsdarstellung an Authentizität.

---

<sup>188</sup> Vgl. die Identitätselemente „selbstlos Liebende“ und „selbstbewusste Partnerin“.

<sup>189</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 148.

<sup>190</sup> Ebd., S. 89, S. 297 und S. 338.

<sup>191</sup> Ebd., S. 225 und S. 227.

<sup>192</sup> Ebd., S. 159.

<sup>193</sup> Siehe in diesem Kapitel, S. 210.

<sup>194</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 166.

<sup>195</sup> Ebd., S. 239.

So wie es Widersprüchlichkeiten und Differenzen **in der Identität der einzelnen** Bildungsbürgerin gab, so existierten sie auch **zwischen den Frauen**. Konkrete Gegensätze finden sich eher selten, wie z. B. beim Ehebegriff von Sethe und Willich<sup>198</sup>, unterschiedliche Selbstdarstellungen dagegen häufiger. Am deutlichsten wurde dies bei einem Vergleich von Sophie Mereau und Henriette Willich.

Die Bildungsbürgerinnen präsentierten sich insgesamt so verschieden, dass es nicht - wie eigentlich geplant - möglich war, sie anhand ihrer Identitätsmerkmale zu typisieren. Entweder hatten sie mit fast allen Frauen etwas gemeinsam oder mit keiner oder mal mit der einen, mal mit der anderen. Was die Bildungsbürgerinnen zu einer Gruppe machte, waren Familienähnlichkeiten und nicht etwa bei allen anzutreffende Arten des Fühlens, Denkens oder Verhaltens. Typische Frauengruppierungen, die überwiegend Übereinstimmungen zeigten, gab es dementsprechend nicht. Beispielsweise teilten Emma Siegmund, Ida Melos und Sophie Mereau das Selbstkonzept einer temperamentvollen Frau. Darüber hinaus ging Emma Siegmund nur mit Anna Krüger konform, unbescheiden zu sein, während Ida Melos gemeinsam mit Anna Krüger, Anna Sethe und Louise von Gall ihre Aufrichtigkeit betonte.

Es kann zudem generell festgestellt werden, dass es wenig Äußerungen der Art „Wir Frauen...“ in den Quellen gibt, was sich auch darin ausdrückt, dass es unter den Bildungsbürgerinnen keinen Konsens im Bereich der Geschlechtervorstellungen gab.<sup>199</sup>

Diese Erkenntnisse besitzen Relevanz für die Frage, ob und wie stark sich die Frauen auch über den Definitionsraum »Geschlecht« definierten. Da die bildungsbürgerliche Formation im 19. Jahrhundert auf Geschlechterhierarchie und geschlechtsspezifischen Unterschieden aufgebaut war - hier ist insbesondere die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zu nennen - war es den Frauen gar nicht möglich, ihr soziales Geschlecht in ihrer Identitätsbildung zu ignorieren. Es finden sich allerdings nur selten explizite Selbstdarstellungen als Frau, z. B. wenn es darum geht, eigene Mängel zu rechtfertigen (Clara Wieck im Bereich des

---

<sup>196</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 185f.

<sup>197</sup> Vgl. zu diesem Thema Kapitel 2, S. 27.

<sup>198</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 105.

<sup>199</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 84.

Komponierenens)<sup>200</sup> oder die Bedeutung der Liebesehe für alle Frauen - und damit auch für sich selbst - zu kennzeichnen: Die Hand zur Eheschließung „*gilt uns Frauen höher als das Leben -, das heißt, wenn wir das sind, was wir sein sollen.*“<sup>201</sup> Stattdessen schwingt bei vielen Aussagen zur eigenen Identität das »doing gender« mit, wie besonders im Definitionsraum »Liebende« zu erkennen war.

Wie wichtig Geschlechtsidentität genommen wurde und wie groß auch die Angst vor einem „Aberkennen“ derselben war, zeigen besonders Äußerungen der Frauen, die sich neben den Männern auf künstlerisches Gebiet gewagt hatten. So zählte Louise von Gall beispielsweise ihre häuslichen Tugenden auf: „*Ich kann stricken, ich kann nähen, ich kann sogar eine „Weinsauce“ kochen*“<sup>202</sup> und wies darauf hin, dass sie trotz ihrer schriftstellerischen Tätigkeit kein „*Blaustrumpf*“ sei.<sup>203</sup>

Zugleich mit ihrer Geschlechtsidentität präsentierten sich die Frauen ebenfalls als Angehörige ihres sozialen Milieus, des Bildungsbürgertums. Sie praktizierten also nicht nur ein »doing gender«, sondern auch ein »doing citizen«. Dass diese beiden Bereiche ganz eng miteinander verwoben waren, ergab sich schon aus der spezifischen Konstruktion der sozialen Geschlechter. Aber es gibt auch innere Widersprüche zwischen den Anforderungen an eine Bildungsbürgerin und an eine bildungsbürgerliche **Frau**, so dass es in der Identitätsbildung zu Konflikten zwischen den einzelnen Identitätsbereichen kommen konnte. Entgegen der geschlechtsspezifischen Norm einer Beschränkung auf den häuslichen Tätigkeitsbereich, grenzten sich die meisten Frauen von einem reinen Hausfrauen- und Mutterdasein ab und es verlangte sie stattdessen nach einem „Mehr“: Als Künstlerinnen, als gelehrige Schülerinnen ihrer Männer, als wissenschaftlich und politisch Interessierte oder einfach als Reiselustige.<sup>204</sup> Dieses „Mehr“ gehörte zum bildungsbürgerlichen Verhaltenskanon, der die Forderung nach geistig regem Austausch zwischen Frau und Mann beinhaltete sowie die dazu nötige selbsttätige

---

<sup>200</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 86.

<sup>201</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 9.

<sup>202</sup> Ebd., S. 43.

<sup>203</sup> Ebd., S. 21. Karin Tebben hatte vermutet, dass Schriftstellerinnen noch im 19. Jahrhundert im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen durch ihre Arbeit ihre Geschlechtsidentität riskierten. Vgl. Tebben 1998, S. 7.

<sup>204</sup> E. und A. Haeckel, S. 65 und S. 78 und Stoecker Brautbriefe, S. 259.

Aneignung von Bildungswissen.<sup>205</sup> Allerdings gedachten die Männer ihren Frauen bzw. die Väter ihren Töchtern die Bildungsinhalte und auch deren Grenzen vorzugeben - dass dies wohl nicht immer gelang, wird an der selbstständigen Tätigkeit von Louise von Gall, Sophie Mereau und Clara Wieck deutlich.

Zu dieser relativierenden Einschätzung zum Wert der Hausarbeit und der Kindererziehung für die Frauen gehört ebenfalls, dass die teilweise so unbeliebten Tätigkeiten in diesem Bereich keinesfalls als irrelevant angesehen wurden, wie in der Forschung zum Teil behauptet.<sup>206</sup> Stattdessen muss lt. Selbstaussagen der Bildungsbürgerinnen davon ausgegangen werden, dass die Frauen um den Wert ihrer Arbeit wussten und diese auch schon mal deutlich mürrisch und äußerst ungern verrichteten.

Auf Grund dieser spezifisch bildungsbürgerlichen Selbstdarstellung muss Ute Freverts Einschätzung, dass die Frauen des Bürgertums ihre Identität im Gegensatz zu den Männern in erster Linie an Geschlechtszugehörigkeit und weniger an die Klassenidentität geknüpft hätten, entschieden widersprochen werden.<sup>207</sup> Obgleich Bürgerlichkeit ein Konzept ist, das von Männern, orientiert an männlichen Bedürfnissen und Vorstellungen, entwickelt wurde, richtet es sich vielfach auch an Frauen. Dies geschah nicht nur, indem ihnen, wie in der polarisierten Geschlechtertheorie, ein letztlich untergeordneter Platz in der bürgerlichen Gesellschaft zugewiesen wurde. Es gab Anforderungen an eine Bürgerin, die sie mit dem männlichen Teil dieser gesellschaftlichen Formation teilte, wie z. B. die meisten Elemente des Emotionsstandards der romantischen Liebe oder die selbstständige Erarbeitung von Bildungswissen. Die Frauen hatten also mitnichten einen Außenseiterstatus im Bildungsbürgertum inne, sondern trugen durch ihre kulturelle Identität zur Stabilisierung dieser gesellschaftlichen Formation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei.

Diese Feststellung gilt für sämtliche Frauen des Untersuchungssamples. Sie alle orientierten sich an den genannten Emotions-, Beziehungs- und Geschlechternormen, auch unabhängig davon, ob sie, wie Mereau und Willich, schon eine Beziehung hinter sich hatten und Mütter waren oder ob es ihre erste Liebes-

---

<sup>205</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 47.

<sup>206</sup> Vgl. z. B. Hausen 1976, S. 385. Siehe auch Trepp 1996, S. 243f. Dort findet sich eine Zusammenfassung der Forschungsansätze, die von einer „Schattenarbeit“ der Frau ausgehen.

beziehung war. Zudem galt die Orientierung im Großen und Ganzen ebenso für Hausfrauen, wie für künstlerisch tätige Frauen. Einzig die individuelle Lebenssituation beeinflusste die Befolgung oder Missachtung der kulturellen Vorgaben, wie anhand der geschiedenen Schriftstellerin Mereau und der Witwe Willich gezeigt wurde.

Die Betrachtung bildungsbürgerlicher Geschlechtsidentität wäre unvollständig ohne einen Hinweis auf ein interessantes Phänomen. Es wurde schon erklärt, dass die Bildungsbürgerinnen selten ein Gruppengefühl („Wir Frauen...“) ausdrückten. Ganz im Gegensatz dazu finden sich bei einigen aber elitäre Einschätzungen, in denen sich die Betreffenden von anderen Frauen als etwas Besonderes abgrenzten. So schrieb Louise von Gall: *„Die Fräuleins sind hier schrecklich! langweilig, zimperlich, zerstreut und ungebildet. Das sage ich nicht nur, sondern alle Herren sind in Verzweiflung darüber.“*<sup>208</sup> Emma Siegmund verteidigte sich gegen den Vorwurf, eine Heirat mit ihr würde Georg Herwegh in seiner politischen Schriftstellerei hemmen, mit den Worten: *„Verdenken kann ich es den Leuten nicht, wenn sie an mich den gewöhnlichen Maßstab anlegen, wodurch hätte ich denn ein günstigeres Urteil mir schon verdient, und sind nicht die meisten Frauen eher Blei als Flügel für die Männer?“*<sup>209</sup>

Eine weitere ihrer Aussagen kann kaum anders als frauenfeindlich bezeichnet werden: Sie schrieb z. B. über George Sand, sie wäre eine Frau, die *„ihre Existenz rechtfertigt, die meisten verdienen doch kaum, von der lieben Sonne beschienen zu werden.“*<sup>210</sup>

Außer der Erklärung, dass beide Frauen sich von ihren Geschlechtsgenossinnen abheben wollten, könnte ein weiteres Motiv in der Machtbalance von Liebesbeziehungen generell liegen. Einer der Kontrollmythen, welche die hierarchischen Geschlechterbeziehungen aufrecht erhalten, besagt, dass die schwächere Gruppe bei Wohlverhalten an der Macht der dominanten Gruppe teilhaben kann. Eine Solidarisierung mit anderen Frauen scheint demnach weniger

---

<sup>207</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 52.

<sup>208</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 66.

<sup>209</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 84. Zwei Monate später äußerte sie sich noch einmal ähnlich, vgl. ebd., S. 182.

<sup>210</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 151.

effektiv zu sein, als die Solidarisierung mit Männern oder eben dem eigenen Partner.

## 4.2 Phase 2: Junge Ehe

Für die zweite identitätskritische Lebensphase der Bildungsbürgerinnen liegt wesentlich weniger Material vor, wobei von vier Paaren keine aussagekräftigen Quellen mehr zur Verfügung stehen (Schleiermacher, Stoecker, von Gall/Schücking und Sethe/Haeckel). Deshalb werden nun neben den Gemeinsamkeiten der Frauen auch ergänzend einzelne Aussagen herangezogen, um ein etwas breiteres Spektrum ehelicher Identitätsbildung präsentieren zu können. Bei der anschließenden Auswertung bleiben diese Einzelaussagen jedoch weitgehend unberücksichtigt, um weiterhin die Repräsentativität der Untersuchung zu gewährleisten.

Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die Teilaspekte der Identität im Definitionsraum »Liebende«.

Tabelle 8: Aspekte des Definitionsraums »Liebende« in Phase 2

Konsens: Die Bildungsbürgerinnen als...	Gemeinsamkeiten: Die Bildungsbürgerinnen als...	Einzelaussagen: Die Bildungsbürgerinnen als...
Liebesbedürftige	Glücksfee	mangelhafte Partnerin
	selbstbewusste Partnerin	

### 4.2.1. Definitionsraum »Liebende«

#### A. Liebesbedürftige

Auch während der frühen Ehe stellten die meisten Bildungsbürgerinnen die Bedeutsamkeit der Liebe für ihr Leben heraus. Es finden sich Hinweise darauf, dass vergleichbar mit der Brautzeit der Liebe Funktionen als sinnbildend und glücksstiftend zugeschrieben wurden.

Ida Freiligrath drückte die Verbindung zwischen der Liebe ihres Mannes und ihrer eigenen Identität in einem Brief an ihre Freundin Louise von Gall so aus: Ihre Ruhe bestände nur in *„eines Menschen Leben, in eines Menschen Liebe, und darum fühle ich, daß das Schicksal mich niemals zerbrechen*

kann.“<sup>211</sup> Clara Schumann notierte während einer der ersten Wochen ihrer Ehe in das Ehe Tagebuch<sup>212</sup>, dass sie noch nie so glücklich wie in den letzten Tagen gewesen und sicherlich die glücklichste Frau der Welt wäre. „Mir ist’s, als lieb ich Dich mit jeder Minute mehr, und ich kann wohl sagen, ich lebe n u r in Dir.“<sup>213</sup>

## B. Glücksfee

Das Glück des Partners als Lebensaufgabe bzw. die Verflechtung zwischen dem zu erschaffenden Glück des anderen mit dem eigenen, wurde von den Bildungsbürgerinnen auf verschiedene Weisen ausgedrückt. So nahm Ida Freiligrath die überraschende Verlobung ihrer immerhin schon 44-jährigen Freundin Adelheid von Stolterfoth zum Anlass, über den Sinn ihrer Liebesehe zu resümieren:

*“Die Ehe ist auch so sehr prosaisch nicht, wie Sie sich vorstellen, meine beste Adelheid. Glauben Sie einer bald 3 Jahre verheiratheten Frau? Und wenn man durch sie nichts als die Berechtigung erwürbe, stets um das Wesen zu sein, was uns theuer ist - ihm jeden frohen Augenblick versüßen, jeden traurigen erleichtern zu dürfen - so würde das schon ein großer Gewinn sein, denn es ist unsere Natur so.”*<sup>214</sup>

Ida Freiligrath argumentierte hier also biologistisch, entsprechend den zeitgenössischen Geschlechtercharakteren mit der Natur der Frau, durch die diese gar nicht anders könnte, als fürsorglich und selbstlos zu sein. An anderer Stelle stellte sie diese Tätigkeiten aber als Pflichten und demnach auf sozialen Normen beruhend dar: *„Solche Augenblicke [der Verstimmtheit und Melancholie, K. B.] mit ihm zu tragen, ist meine Pflicht, und sie ihm zu erleichtern Glück.”*<sup>215</sup>

Sophie Mereau meinte, sie wäre allein darum auf der Welt, um ihrem Mann wenigstens einige Beschwerden zu lindern<sup>216</sup> und drückte diesen Vorsatz während

---

<sup>211</sup> Freiligrath-Hs. Sassenberg, Brief an Louise von Gall vom 17.5.1843.

<sup>212</sup> Ein Tagebuch, das von den Ehegatten gemeinsam geführt wurde.

<sup>213</sup> Tagebücher, Wocheneintrag vom 20-27.9.1840, S. 102. (Hervorhebung im Original) Vgl. auch E. und A. Haeckel, S. 54 und Lebe der Liebe, S. 365.

<sup>214</sup> Freiligrath-Hs. Weimar, Brief an Adelheid von Stolterfoth vom 12.1.1844, Seite 2f.

<sup>215</sup> Freiligrath-Hs. Sassenberg, in der ersten Jahreshälfte 1842. Vgl. zu diesem Thema auch Tagebücher, Eintrag vom 17.11.1840, S. 124, wo Clara Schumann verdeutlichte, dass sie nur für ihren Mann leben würde.

<sup>216</sup> Lebe der Liebe, S. 359.

einer Trinkkur Brentanos - poetisch formuliert - auch noch folgendermaßen aus:  
*„Ich wünschte, ich könnte mich in der Quelle auflösen, und Dir mit neuer Gesundheit, neuer Kraft, neuer Freude durch alle Adern rinnen.“*<sup>217</sup> Diese Äußerungen Mereaus können vor dem Hintergrund einer Beziehungskrise gelesen werden, da ihr Gatte zu dieser Zeit sehr verstimmt und eifersüchtig war, weil er von einer früheren Liebesbeziehung seiner Frau erfahren hatte.<sup>218</sup> Sie wollte ihn also mit ihren fürsorglichen und selbstlosen Angeboten sicherlich auch beschwichtigen.

### C. Mangelhafte Partnerin

Vor der Eheschließung hatten sich manche Bildungsbürgerinnen als zukünftige Gehilfinnen ihren Männern präsentiert. Davon war in der jungen Ehe nun nicht mehr die Rede<sup>219</sup>, ebenso wenig wie von der intellektuellen Mangelhaftigkeit, die mit der unselbstständigen Helferinnentätigkeit korrespondierte. Die einzige Ausnahme bildet Clara Schumann, die im Ehetagebuch ihren Mann schon wenige Wochen nach der Heirat um Nachsicht dafür bat, wenn sie ab und zu etwas Dummes sagen sollte, *„woran es keineswegs fehlen wird.“*<sup>220</sup> Noch deutlicher formulierte sie ihr Unterlegenheitsgefühl ein paar Tage später:

*„Meine Unwissenheit in den Wissenschaften, meine Unbelesenheit fühle ich doch manchmal recht drückend! wann soll ich aber lesen? ich finde die Zeit nicht wie Andere, und dann glaube ich, mir fehlt der eigentliche Trieb zum Lesen, den ich mir durchaus nicht geben kann. [...] Ich fühle mich manchmal recht unglücklich in mir selbst - wenn ich so in meinem leeren Kopf mich umsehe.“*<sup>221</sup>

Aber auch auf musikalischem Gebiet fühlte sie sich ihrem Gatten unterlegen. Auf dessen Wunsch hin, begann sie zu komponieren. Nachdem sie drei Lieder beendet hatte, übergab sie diese ihrem Mann mit folgendem Kommentar im Ehetagebuch:

*„Sind sie freilich von gar keinem Werth, nur ein g a n z s c h w a c h e r V e r s u c h, so rechne ich auf Roberts Nachsicht,*

---

<sup>217</sup> Ebd., S. 357.

<sup>218</sup> Vgl. Dich zu lieben, S. 354.

<sup>219</sup> Es wird nicht mehr darüber geredet oder geschrieben, sondern es wird einfach getan: Frauen sind die Gehilfinnen ihrer Männer. Vgl. in diesem Kapitel, S. 167.

<sup>220</sup> Tagebücher, Wocheneintrag vom 20.-27.9.1840, S. 106.

<sup>221</sup> Tagebücher, Eintrag vom 9.10.1840, S. 111.

*und daß er denken wird es ist ja der beste Wille dabei gewesen, auch diesen Wunsch, <ihm zu erfüllen> wie alle seine Wünsche, ihm zu erfüllen. Sey gnädig, mein Freund, und schone diese<n> schwache<n>, aber mit voller Liebe gespendete<n> Gabe.“<sup>222</sup>*

#### D. Selbstbewusste Partnerin

Den überlieferten Selbstdarstellungen ist zunächst nicht direkt zu entnehmen, ob die einzelne Aussage zur Mangelhaftigkeit auf ein gewachsenes Selbstbewusstsein der Ehefrauen hindeutet. Nur zwei Bildungsbürgerinnen äußerten sich ausgesprochen selbstbewusst. Bei Sophie Mereau drückte sich ihr Bewusstsein des eigenen Wertes darin aus, dass sie sich von ihrem Ehegatten nicht viel gefallen ließ. Dies betraf insbesondere seine Launenhaftigkeit und die Probleme, die für ihre Beziehung daraus erwachsen; Mereau riet ihm eindringlich, endlich zu sich selbst und zur Ruhe zu finden.<sup>223</sup> Außerdem unterwarf sie sich nicht seinen Wünschen. So stellte sie sich ihm z. B. entgegen, als er ihr dringend davon abriet, eine bestimmte Freundin - die seiner Meinung nach einen schlechten Einfluss auf sie ausübte - zur Betreuung ihres Säuglings zu sich zu holen.<sup>224</sup> Ganz klar wird ihr Selbstbewusstsein auch in folgendem Zitat:

*“Es ist wahr, ein Gefühl ist in mir, ein einziges, welches nicht Dein gehört. Es ist das Gefühl der Freiheit. Was es ist, weiß ich nicht; es ist mir angeboren, und Du verletzest es zuweilen. Verteidigen kann ich es nicht, denn wer sich verteidigen muß, ist nicht frei; betrügen kann ich nicht, denn Betrug ist Zwang, kannst Du es also mehr schonen, wie bisher, so bin ich zufriedner.“<sup>225</sup>*

Gestiegenes Selbstbewusstsein bewies auch Agnes Haecel, die während einer Trennung von ihrem Mann beschrieb, wie gut ihr die Unabhängigkeit tut und wie sehr sie die Bevormundung durch ihre Schwiegermutter kränkt: „[...] ich bin kein dummes Kind mehr, tue jetzt freilich noch viel mehr, da mir die Ruhe gut tut und ich nicht immer getadelt und kritisiert werde; das tut mir unbeschreiblich wohl“<sup>226</sup>.

---

<sup>222</sup> Tagebücher, Wocheneintrag vom 14.-20.12.1840, S. 134. (Hervorhebung im Original)

<sup>223</sup> Lebe der Liebe, u. a. S. 324 und S. 330f.

<sup>224</sup> Vgl. ebd., S. 315 (Clemens) und S. 325 (Sophie).

<sup>225</sup> Ebd., S. 324.

<sup>226</sup> E. und A. Haecel, S. 51.

#### 4.2.2 Weitere Definitionsräume

Es soll nun im Folgenden darum gehen, über welche Definitionsräume sich die Bildungsbürgerinnen über den Bereich »Liebende« hinaus definierten. Folgende zwei Definitionsräume<sup>227</sup> des Selbstkonzeptes lassen sich unterscheiden:

Die Bildungsbürgerinnen stellten sich, wie bereits in Phase 1, dar als

- Künstlerin
- Revolutionärin

Sophie Mereau drückte Stolz und Freude über ihre **schriftstellerische Tätigkeit** aus und zeigte damit erneut, wie stark ihr Selbstwertgefühl an ihre Arbeit gekoppelt war: „*Meine Arbeiten rücken fort und ich arbeite fast immer mit voller Lust. Die Erzählung ist zu Ende, ich habe sie Kreuzer vorgelesen, und sie schien ihm sehr zu gefallen.*“<sup>228</sup>

Clara Schumann bedeutete ihre Pianistinentätigkeit überaus viel, da sie die Einschränkungen des täglichen Übens durch ihre Schwangerschaft, besonders aber durch den Vorrang, den die Kompositionen ihres Mannes genossen, sehr **verstimmten**: „*Zum Spielen komme ich jetzt gar nicht; theils hält mich mein Unwohlseyn, theils Robert´s Componieren ab. Wäre es doch nur möglich, dem Übel mit den leichten Wänden abzuhelfen, ich verlerne Alles, und werde noch ganz melancholisch darüber.*“<sup>229</sup> Als sie wieder regelmäßige Übungszeiten einhalten konnte, beruhigte das sofort ihr Gemüt: „*[...] ich lege mich ruhiger zu Bett, wenn ich diese Pflicht an mir selbst erfüllt habe.*“<sup>230</sup>

Während Mereau und Schumann ihre Identität auch aus ihrer künstlerischen Arbeit schöpften, schätzten andere Frauen ihr eigenes künstlerisches Schaffen als sehr gering ein. Sie betrachteten sich selbst nicht als Künstlerinnen und scheuten das Licht der Öffentlichkeit. So lag es Ida Freiligrath am Herzen, dass sie von einer neu gewonnenen Freundin, der Dichterin Adelheid von Stolterfoth, nicht für eine Schriftstellerin gehalten wurde:

---

<sup>227</sup> Ein dritter Bereich wäre das Mutter-Sein, über das sich Henriette Schleiermacher definierte, die schon zwei Kinder aus erster Ehe besaß. Dieser Aspekt soll jedoch mit der Mutterschaft der anderen Bildungsbürgerinnen zusammen behandelt werden.

<sup>228</sup> *Lebe der Liebe*, S. 322. Mit „Kreuzer“ ist der Altertumswissenschaftler Georg Friedrich Creuzer (1771-1858) gemeint.

<sup>229</sup> *Tagebücher*, Eintrag vom Januar 1841, S. 144.

<sup>230</sup> *Tagebücher*, Wocheneintrag vom 11.-18.7.1841, S. 178. Vgl. auch ebd., Eintrag vom 7.10.1840, S. 110.

"Ich bin nicht Dichterin wie Sie irriger Weise glauben. Ich habe in einer Zeit x X, als x fürchterliches Heimweh mir an Leib und Seele nagte, wohl auch schlechte Verse gemacht, wie es fast jeder einmal im Leben thut, aber die Zeit ist vorüber. Ich dichte nicht mehr, weil ich klar fühle daß ich keinen Beruf dazu habe, daß ich immer nur Schlechtes und Mittelmäßiges leisten würde. Das ist mir aber kein Schmerz [?], ich erfreue mich dafür von Herzen an all dem Schönen was geschaffen ist und noch täglich geschaffen wird. Erst seit ich Ferdinands Braut, hat er mich x, einiges aus dem Englischen zu übersetzen. Das habe ich gethan, und Ferd. hat die kleinen Sachen im Morgenblatt abdrucken lassen, weil es ihm Freude macht. Da haben Sie vielleicht meinen Namen gesehen; und wie gleich Alles was irgendwie mit einem bekannten Dichter in Rapport [?] steht x und besprochen wird, so hieß es bald in verschiedenen Blättern, ich würde die X X in`s deutsche übertragen. [...] und so schmeichelhaft es mir auch ist, hielt ich es für Gewissenssache, bei Jemand, der mich kennen zu lernen wünscht ihn [den Irrtum, K. B.] zu bekämpfen."<sup>231</sup>

Auch von Emma Herwegh gibt es entsprechende Äußerungen, die sie allerdings in der dritten Beziehungsphase, nach der Geburt ihres Sohnes, gemacht hat. Da in diesem Fall jedoch die inhaltliche Komponente gegenüber der Einhaltung des Phasenmodells bevorzugt wird, sollen diese Aussagen hier dennoch angeführt werden. Es handelt sich dabei zwar um einen Tagebucheintrag, aber nach der Art und Weise zu urteilen, wie er geschrieben ist, wird ihr Mann wohl des Öfteren Einsicht in ihr Tagebuch genommen haben. Zu der Zeit hatte Georg Herwegh eine sehr enge Beziehung (ein Verhältnis?) zu der Gräfin d`Agoult<sup>232</sup> (Schriftstellerin, Geliebte Franz Liszts) - deshalb ist es umso erstaunlicher, dass seine Frau seinem Drängen, ihre Gedichte zu veröffentlichen, nicht nachgab, um ihm zu gefallen:

"Ich weiß Georg: ich dürfte nur etwas schreiben, und du würdest plötzlich einen andern Begriff von meinem innern Leben bekommen - und dennoch, wäre ich deshalb in Wirklichkeit mehr? gewiß nicht. Schreiben soll nur der, der unwiderstehlichen Drang dazu fühlt. Literatur machen und mir dadurch vielleicht eine Art öffentliche Stellung verschaffen? Dazu werde ich mich nie verleiten lassen. [...] Schreiben um zu schreiben, halte ich für abgeschmackt, für

<sup>231</sup> Freiligrath-Hs. Weimar, Brief an Adelheid von Stolterfoth vom 17.2.1842, Seite 1ff.

<sup>232</sup> Vgl. Hs. Liestal, Sign. 1714, Tagebucheintrag vom 4.3.1844, S. 3f. und zudem Krausnick, Michail: Die eiserne Lerche. Georg Herwegh - Dichter und Rebell, 1. Aufl., Stuttgart u. a. 1992, S. 88.

ein jämmerliches Produkt der persönlichen Eitelkeit, für nichtig und ganz erfolglos. Wessen Worte nicht solch wahres tiefes Leben bekunden daß sie in der verwandten Brust Thaten hervorrufen, der schweige! [...] Du sollst nie in mir das wahre Interesse an jeder wahren Bewegung vermissen, nur verlange nicht daß ich damit zu Markte ziehe. Ein Weib ist gewöhnlich viel mehr wenn es ihren kleinen Reichthum nur unbewußt in intimen Stunden durchblicken läßt, als wenn sie ihre Freuden oder Schmerzenstränen faßt und der Menge vor die Füße wirft.“<sup>233</sup>

Auch etwa ein Jahr später betonte sie, dass ihre Gedichte nur für ihn und nicht für die Öffentlichkeit wären:

„Als ich Deine ersten Verse erhielt, packte mich die Sehnsucht mit solcher Riesengewalt, daß ich nicht wußte wo bleiben, und mich anfang vor mir selber zu fürchten. In der ersten Angst schrieb ich diese Verse an dich , [n]imm sie hin und denk weiter nicht drüber nach - sie kommen grad aus dem Herzen, und suchen den Weg zum Deinen.“<sup>234</sup>

In dem wenigen Material, das Emma Herwegh in der zweiten Phase zeigt (fünf Seiten), finden sich keine expliziten Selbstdarstellungen als **Revolutionärin**. Da sich jedoch vor der Ehe und nach der Geburt ihres Sohnes solche Aussagen finden lassen, kann von einer Kontinuität ausgegangen werden, die durch folgendes selbst verfasstes Gedicht von Emma Herwegh, wohl kurz nach der Eheschließung, unterstrichen wird. Es zeigt sich darin auch, dass Geschlechtsliebe und Vaterlandsliebe miteinander verbunden werden.<sup>235</sup>

“[...]  
Deutsche, wüßtet ihr zu leben,  
Wäret längst ihr frei -  
Doch es bleiben bei euch leider,  
Herz und Kopf stets zwei.  
Und die Freiheit ist nun eben  
Just wie jedes Weib,

---

<sup>233</sup> Hs. Liestal, Sign. 1714, Tagebucheintrag vom 12.3.1844, S. 9ff.

<sup>234</sup> Hs. Liestal, Sign. 1756, Brief an Georg Herwegh vom Juli (nach dem 21.) 1845, Blatt 2, S. 1. Vgl. zu diesem Thema auch Trepp 1996, S. 297f. Sie berichtet darin von der Hamburger Pastorengattin Maria Jänisch, die Gedichte verfasste, welche ihr Mann gerne veröffentlicht hätte. Sie wollte dies aber ausdrücklich nicht.

<sup>235</sup> Dazu Lipp 1992, S. 107: „Die erotische Beziehung zwischen den Geschlechtern erfuhr ihre Sublimation und Überhöhung in der Vaterlandsliebe. Indem Mann und Frau in geradezu religiöser Weise entflammt waren für die gemeinsame Sache, für die Idee der Nation, flossen Geschlechterliebe und Patriotismus zusammen.“

*Will daß man ihr ganz gehöre  
Ganz mit Seel und Leib.*

*Einen aber kenn ich, Einen  
Der in echter Lieb  
Sich zu ihrem Ritter weihte  
Und ihr treu verblieb  
Während ihr mit hohlen Worten  
Streitet um die Braut  
Hat mit Herzblut seine Schöne  
Er sich angetraut<sup>236</sup>*

#### 4.2.3 Auswertung

Grundlegende Überlegungen, wie sie in der ersten Auswertung z. B. über den Zusammenhang zwischen Emotionen, Geschlechterstandards und Machtbalance in der Liebesbeziehung dargelegt wurden, behalten weiterhin ihre Gültigkeit. In dieser zweiten Auswertung, die sich mit der jungen Ehezeit beschäftigt, soll nur das hervorgehoben werden, was über dieses Grundsätzliche hinaus geht und diese neue Beziehungsphase besonders charakterisiert. Eine umfassendere Analyse, welche die Identitätsentwicklung der Bildungsbürgerinnen während der gesamten drei Phasen miteinander vergleicht und interpretiert, erfolgt am Ende des Kapitels.

Auch in der jungen Ehe orientierten sich die Bildungsbürgerinnen weiterhin am Standard der romantischen Liebe, so dass die Ehe tatsächlich als dauerhafte Liebesbeziehung angesehen werden muss.<sup>237</sup> Dennoch gab es Veränderungen, welche die Hypothese bestätigen, dass die romantische Liebe mindestens zwei Phasen durchläuft, weil zwischen der Liebe vor und in der Ehe unterschieden werden kann. Es muss also danach gefragt werden, wie sich die Bildungsbürgerinnen während der ersten, noch kinderlosen Ehejahre als romantisch Liebende darstellten und welche Verknüpfungen sie zwischen ihrer Identität und der Liebe zu ihrem Mann vornahmen.

Zunächst einmal geschah dies wiederum durch die Selbstdarstellung im

---

<sup>236</sup> Hs. Liestal, Sign. 1683. (Hervorhebung im Original)

<sup>237</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 67.

Definitionsraum »Liebende«, in dem vier der sieben Aspekte aus der ersten Beziehungsphase auch weiterhin präsentiert wurden: Die selbstbewusste und mangelhafte Partnerin (nur eine Frau), die Liebesbedürftige und die Glücksfee. Es war dagegen weder die Rede davon, Gehilfin und Anhängsel des Mannes zu sein, noch seine selbstlose Partnerin. Auf Grund dieser Veränderung in der Ehe kann vermutet werden, dass nach einiger Zeit des ehelichen Zusammenlebens einige Identitätsbereiche so selbstverständlich waren, dass darüber nicht mehr gesprochen oder geschrieben werden musste. Dies trifft auf jeden Fall auf den Bereich der Gehilfin zu. Von den Bildungsbürgerinnen erfahren wir nichts über ihre Gehilfintätigkeit, jedoch von ihren Männern; die Ehefrauen stellten sich nicht mehr als Gehilfinnen dar, sie waren es einfach. So beschrieb Robert Schumann ein knappes Jahr nach seiner Eheschließung z. B., dass Clara ihm beim Ordnen seiner Symphonie geholfen habe, die bald gedruckt werden sollte.<sup>238</sup> Ernst Haeckel betraute seine Frau ganz selbstverständlich mit einer Aufgabe, wobei er ganz ihrer Kompetenz vertraute:

*„Statt Deines sehnlich erwarteten Briefes fand ich heute hier die Affentafel vom Lithographen Müller vor. Sie ist im ganzen mäßig, leider Figur 1 schlecht! Bitte sieh mit ihm zusammen die Tafel unter Vergleichung des Originals und der beifolgenden Korrektur genau durch und mache ihn auf die Fehler aufmerksam.“*<sup>239</sup>

Interessanterweise hatten Agnes Haeckel und Clara Wieck sich in der Brautzeit gar nicht als Gehilfinnen angeboten, sondern Emma Siegmund, Anna Sethe, Anna Krüger und Louise von Gall. Von den letzten Dreien existiert kein verwertbares Material über die zweite Beziehungsphase und von Emma Siegmund nur fünf Seiten, in denen sie keine Aussagen zu ihrem Gehilfinnenstatus machte.<sup>240</sup> Dies deutet darauf hin, dass bei Haeckel und Schumann Veränderungen in ihrem Selbstkonzept stattgefunden haben. Eine solche Wandlung könnte auch erklären, warum die Bildungsbürgerinnen nicht mehr von Selbstlosigkeit und ihrem Anhängsel-Sein sprachen. Es war wohl im Unterschied zur Brautzeit nicht mehr

---

<sup>238</sup> Tagebücher, Wocheneintrag vom 18. Juli bis 8. August 1841, S. 179. Vgl. auch ebd., S. 112. Im Oktober 1840 berichtet Schumann darüber, wie ihm Clara bei einer Analyse Shakespearescher Texte half.

<sup>239</sup> E. und A. Haeckel, S. 49.

<sup>240</sup> Es gilt zu bedenken, dass sie kurz nach der Hochzeit schon schwanger war und zudem mit dem engen Verhältnis ihres Mannes zur Gräfin d'Agoult fertig werden musste. Dies beschäftigte sie vielfach in ihrem Tagebuch aus dieser Zeit.

nötig, Selbstwertgefühl über den Mann zu definieren, da die Bildungsbürgerinnen einem eigenen Haushalt vorstanden und aus dieser Aufgabe Selbstbestätigung gewannen. Außerdem wäre es überflüssig gewesen, sich als selbstlose Partnerin zu präsentieren, wenn dies im Alltagsleben keine Bestätigung finden würde.

Doch zurück von diesen Überlegungen zu dem Zusammenhang zwischen der Selbstdarstellung der Frauen und dem Ideal der romantischen Liebe. Denn nicht nur die benannten vier Identitätselemente zeugen von einer Bejahung des Emotionsstandards, sondern ebenfalls - wie schon vor der Ehe - die gesamte Präsentation als Liebende. Es können z. B. immer noch Liebeserklärungen verzeichnet werden. So schrieb Mereau an ihren Mann:

*„Ach! schreib mir nur, und habe mich auch lieb! als ich gestern spazieren ging, hörte ich ein kleines Vögelchen singen, recht als sänge es für mich. Ich konnte es verstehen und das war mir der größte Beweis, daß ich liebte, Dich liebte. Leb wohl.“*<sup>241</sup>

Clara Schumann, in Sorge wegen ihrer bevorstehenden Entbindung, erklärte im Ehetagebuch: *„Ich brauche noch viele, viele Zeit, um meinem Robert all die Liebe zu erweisen, die ich für ihn hege - sie ist ja ganz unendlich!“*<sup>242</sup>

Ein wesentlicher Unterschied zur vorehelichen Zeit im Bereich romantische Liebe besteht darin, dass auf die Kennzeichnungen der Liebe als schicksalsbestimmt, ewig, einzig wahre u.ä. verzichtet wird. Dies erschien nicht mehr nötig zu sein, da die Bestimmung füreinander sich ja in der Eheschließung manifestiert hatte. Stattdessen wiesen die Bildungsbürgerinnen auf den leiblichen Aspekt der Liebe in Form von Erotik hin und schilderten sekundäre Emotionen, insbesondere Trennungsschmerz, Sehnsucht und Wiedersehensfreude, die ebenfalls als körperbetonte Elemente des Emotionskomplexes »Liebe« angesehen werden können: Agnes Haeckel litt auf Grund der Trennung von ihrem Mann an Appetitlosigkeit als Zeichen der Sehnsucht: *„Das Alleinsein ist doch abscheulich, kein Bissen schmeckt wie er sollte.“*<sup>243</sup> Ida Freiligrath musste sich während einer Reise von ihrem Mann trennen und erkrankte fast vor

---

<sup>241</sup> Lebe der Liebe, S. 364. Vgl. auch ebd., S. 313 und S. 375.

<sup>242</sup> Tagebücher, Eintrag vom 18.8.1841, S. 182. Vgl. auch ebd., Eintrag vom 6.11.1840, S. 121 und vom 5.12.1840, S. 130.

Unruhe und Ungeduld, ihn wieder zu sehen.<sup>244</sup> Die Vereinigung nach vier Wochen beschrieb sie ihrer Freundin mit den Worten: *„Wir hatten Eins um`s Andere viel Sehnsucht und Angst ausgestanden, aber das war schnell vergessen, sobald wir uns wieder Hand in Hand halten und Auge ins Auge blicken konnten.“*<sup>245</sup> Henriette Schleiermacher bekannte, dass die Trennung von ihrem Mann sie so schwermütig gemacht hatte, wie sie es sich nicht hatte vorstellen können.<sup>246</sup>

Der erotische Aspekt der Liebe zeigt sich u. a. in der Erklärung Agnes Haeckels, dass sie, während der Trennung von ihrem Gatten, am liebsten zu ihm geeilt wäre, um ihn *„so zärtlich zu pflegen, ach wie lieb und zärtlich hätte ich Dich behandelt, Du mein ganzes Glück!“*<sup>247</sup> Clara Schumann wurde diesbezüglich noch deutlicher, da sie im Ehetagebuch über ihre wachsende Leidenschaftlichkeit vermerkte, dass sie statt ruhiger - wie sie es über die Ehe gehört hatte - immer feuriger würde.<sup>248</sup>

Leiblichkeit - als Garant für die Authentizität der Gefühle - und sekundäre Emotionen fungierten als Stabilisatoren der Liebesbeziehung über die Eheschließung hinaus.<sup>249</sup> Beiden Bereichen kommt während der jungen Ehe eine große Bedeutung zu, da die Signalisierung von Liebe in dieser Beziehungsphase überwiegend über sie vorgenommen wurde.

Insgesamt scheint dem Definitionsraum »Liebende« im Unterschied zur Brautzeit ein größerer Stellenwert für die eigene Identität zuzukommen, da nur noch wenig „alternative“ Identitätsbereiche benannt wurden. Von den neun Teilgebieten in der ersten Beziehungsphase blieben nur noch zwei übrig, die »Künstlerin« und die »Revolutionärin«. Beide Bereiche können zudem nicht als repräsentativ für

---

<sup>243</sup> E. und A. Haeckel, S. 45. Vgl. auch ebd., S. 48.

<sup>244</sup> Freiligrath-Hs. Weimar, Brief an Adelheid von Stolterfoth vom 21.4.1845, Seite 3.

<sup>245</sup> Ebd., Seite 5.

<sup>246</sup> Hs. Berlin, Brief an Ernst Schleiermacher, wahrscheinlich aus dem Jahr 1809, Sign. 425/1, Blatt 1f. Vgl. zur Sehnsucht nach dem Ehegatten auch Lebe der Liebe, u. a. S. 343, S. 301 und S. 340. Allerdings stellt diese Beziehung in puncto Sehnsucht noch eine Besonderheit dar, da sich Mereau zwar einerseits nach ihrem Mann sehnte, aber andererseits erklärte, dass es ihr auch gut täte, allein zu sein. (301) Sie brachte ihre Gefühle auf den Punkt, als sie ihm erläuterte: *„Wenn Du da bist, kann ich oft vor Dir selbst nicht dazu kommen, Dich recht zu lieben.“* (343)

<sup>247</sup> E. und A. Haeckel, S. 54.

<sup>248</sup> Tagebücher, Eintrag vom 20.12.1840, S. 134.

<sup>249</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 64. Für die sekundären Emotionen war deren stabilisierende Funktion schon von Simmel festgestellt worden.

Bildungsbürgerinnen gelten, da die wenigsten von ihnen Künstlerinnen waren und nur eine von ihnen sich als Revolutionärin ansah. Neue Identitätsbereiche kamen gar nicht hinzu.

Die geringere Zahl an alternativen Definitionsräumen während der zweiten Beziehungsphase verdeutlicht wohl auch, dass die identitätskritischere Zeitspanne diejenige vor der Ehe ist. Die Bildungsbürgerinnen stellten sich ihrem zukünftigen Mann sehr ausführlich, besonders mit ihren individuellen Eigenschaften dar. Dies war in einer Zeit, als Scheidungen eher selten waren und mit der Eheschließung also die privaten Weichen für den Rest des Lebens gestellt wurden, von besonderer Bedeutung. Der Bräutigam sollte wissen, wer seine Verlobte war bzw. wie sie gesehen werden wollte; eine Verlobung konnte unproblematischer als eine Ehe gelöst werden. Nach der Heirat und dem genaueren Kennenlernen des Paares wurden viele Selbstdarstellungen unnötig.

Möglicherweise schöpften die Frauen sehr viel Selbstwertgefühl aus ihrem Dasein als Gattin und Hausfrau, da sie insgesamt den Eindruck eines gestiegenen Selbstbewusstseins vermittelten. Nicht, weil sie dies häufig direkt zum Ausdruck brachten - das taten nur zwei Frauen im Unterschied zur Mehrheit in der Brautzeit - sondern weil in ihrer Selbstdarstellung als Liebende genau die Aspekte, welche die Unterordnung unter ihre Männer besonders demonstriert haben, fehlen: Selbstlose und mangelhafte Partnerin, Anhängsel. Nur die Mangelhaftigkeit taucht bei einer einzelnen Frau (Clara Schumann) auf.<sup>250</sup> Ob diese Identitätsentwicklung auch für die jungen Mütter gilt, wird im nächsten Abschnitt zu untersuchen sein. Festgestellt werden kann, dass trotz des Fehlens einiger Aspekte des Definitionsraums »Liebende« aus der Brautzeit, nach wie vor eine ambivalent geprägte Orientierung an den Geschlechternormen zu verzeichnen ist: Die Frauen strebten einerseits danach, die Bedürfnisse ihrer Partner als Glücksfee zu erfüllen, wobei sie jedoch des öfteren diese Äußerungen subversiv einsetzten, um eigene Interessen zu verfolgen (z. B. Mereau zur Beschwichtigung ihres Mannes). Andererseits wehrten sie sich ganz selbstbewusst gegen unangemessene Wünsche oder Bevormundungen ihrer Gatten, denn sie waren keine *dummen*

---

<sup>250</sup> Selbstbewusste Ehefrauen fand auch Trepp bei ihrer Untersuchung des Hamburger Bürgertums, allerdings generell, ohne verschiedene Beziehungsphasen zu unterscheiden. Vgl. Trepp 1996, S. 292f.,

Kinder.

### 4.3 Phase 3: Junge Elternschaft

Für die dritte identitätskritische Lebensphase der Bildungsbürgerinnen entspricht die Quellenmenge ungefähr derjenigen zu Phase 2. Einbezogen wurde Material der Ehepaare Freiligrath, Schleiermacher, Herwegh, Schumann und Haeckel.

In der folgenden Tabelle werden wiederum die Teilaspekte der Identität im Definitionsraum »Liebende« vorangestellt.

Tabelle 9: Aspekte des Definitionsraums »Liebende« in Phase 3

Konsens: Die Bildungsbürgerinnen als...	Gemeinsamkeiten: Die Bildungsbürgerinnen als...	Einzelaussagen: Die Bildungsbürgerinnen als...
Liebesbedürftige	selbstlos Liebende	selbstbewusste Partnerin
mangelhafte Partnerin		
Glücksfee		

Die Phase der jungen Elternschaft begann für fast alle Paare etwa ein Jahr nach der Eheschließung; einzige Ausnahme waren Freiligraths, deren Ehe ungefähr viereinhalb Jahre kinderlos blieb. Ob sich der Familienzuwachs auf die Selbstdarstellung der jungen Mütter auswirkte, wird im Folgenden zu beachten sein.

#### 4.3.1 Definitionsraum »Liebende«

##### A. Liebesbedürftige

Auch als junge Mütter betonten fast alle Bildungsbürgerinnen wieder die Relevanz der Liebe für ihr Leben. Die Bedeutung der Liebe wird in Äußerungen wie z. B. den folgenden deutlich, in denen der Liebe wiederum sinnstiftende und glücksbringende Funktionen zugeschrieben werden: Ohne den Partner ist alles nichts,<sup>251</sup> die Liebe des Mannes ist ihr Leben (Clara Schumann)<sup>252</sup> oder - für Agnes Haeckel - das Schönste auf der Erde.<sup>253</sup> Emma Herwegh drückte die Verbindung zwischen ihrer eigenen Identität und der Liebe ihres Mannes am deutlichsten

aus:

---

S. 300 und S. 308.

<sup>251</sup> Hs. Berlin, Sign. 425/1, wahrscheinlich 1811, Seite 3.

<sup>252</sup> Tagebücher, Eintrag vom Nov. 1842, S. 251.

<sup>253</sup> E. und A. Haeckel, S. 60.

*“[...] ich fühls du mußt mich lieben, denn ich bin dein mit jedem Athemzuge, aber eben weil ich das Alles weiß, weil ich ganz in dir aufgehe, Nichts will als dich, selbst das Beste nur durch dich, weil ich die Größe deines Berufs in tiefster Seele fühle darum schmerzt es mich, daß während ich geize deine Zeit für mich in Anspruch zu nehmen, Andere sie sorglos sich widmen lassen.“<sup>254</sup>*

Diese fast verzweifelte Aufforderung zur Gegenliebe erklärt sich dadurch, dass Herwegh zu dieser Zeit eine sehr enge Beziehung zur Gräfin d’Agoult hatte, so dass Emma Herwegh wohl auch unter Verlustangst litt. Ihr Bekenntnis zur Selbstlosigkeit wurde gekoppelt mit der Kritik an der Freundin ihres Mannes, die ihrer Meinung nach allzu sorglos mit seiner Zeit umging. Sie verplauderte, so der Vorwurf, mit Georg Herwegh *„Stunden und halbe Nächte“*<sup>255</sup>.

## B. Glücksfee

Nach wie vor betonten die Bildungsbürgerinnen, dass sie ihren Partner glücklich machen wollen und darin ihre Befriedigung finden. Allerdings wurden mit diesen Erklärungen auch darüber hinausgehende Ziele verfolgt. Henriette Schleiermacher hatte beispielsweise ihrem Mann einen Brief geschrieben, in dem sie sich über vieles beklagt und sich ziemlich deprimiert gezeigt hatte. In ihrem nächsten Brief bedauerte sie dies sehr und fügte deshalb reuevoll an, dass sie ihm statt Kummer eigentlich ja nur Glück bringen wollte:

*„Ich habe mich recht gequält nachher, als ich das letzte Mal an Dich abgeschickt hatte, daß ich Dir so trübe geschrieben, es ward mir so lebendig, wie ich Dir da unmuthige Augenblicke gemacht, Du Theurer, da **ich doch jeden Augenblick Dir süß und angenehm machen möchte, lieber als alles andere auf der Welt.** Es wird Dir gewiß unwohl gethan haben, ich kann es nicht genug bereuen.“<sup>256</sup>*

Emma Herwegh, die ja der Auffassung war, dass die meisten Frauen eher Blei als Flügel für ihre Männer wären<sup>257</sup>, wollte stets das letztere für ihren Mann sein und daraus selbst neue Kraft schöpfen:

---

<sup>254</sup> Hs. Liestal, Sign. 1714, Tagebucheintrag vom 5.3.1844, Seite 4. (Hervorhebung im Original) Vgl. u. a. ebd., Sign. 1753, Brief an Georg Herwegh von Juli 1845, Blatt 2, Seite 1: Sie wäre nichts ohne seine Liebe. Ebenso ebd., Sign. 1755, Brief an Georg Herwegh vom 17.7.1845, Blatt 1, Seite 1: Ihr Leben spielt sich nur in den Minuten des Brieflesens ab.

<sup>255</sup> Hs. Liestal, Sign. 1714, Tagebucheintrag vom 5.3.1844, Seite 5.

<sup>256</sup> Hs. Berlin, Sign. 425/1, Brief an Ernst Schleiermacher vom 26.9.1811, Blatt 7. (Hervorhebung K. B.)

<sup>257</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 84.

*„Es ist nicht genug daß man seinen Geliebten treu bleibt, man muß auch Alles thun daß er sich selbst treu bleibt, und es gibt gewiß ebenso sehr neue Kraft dem Andern es zu erleichtern sein hohes Ziel zu erreichen, wie es Mittel gibt es ihm zu erschweren.- Könnte ich doch in jedem Moment dein Flügel sein.“<sup>258</sup>*

Warum sie diese Aussage zu diesem Zeitpunkt trifft wird deutlich, wenn der weitere Verlauf des Zitats verfolgt wird: *„Kann sie [Marie d`Agoult, K. B.] dich fördern, wohlan, so mag's d`rum sein - ich aber glaubs nicht“<sup>259</sup>*. Sie verband also ihre Selbstdarstellung als Glücksfee ihres Mannes mit einer Kritik an ihrer Nebenbuhlerin.

Clara Schumann litt schon in der ersten Zeit ihrer Ehe darunter, dass sie ihr Klavierspiel zugunsten der Kompositionstätigkeit ihres Mannes vernachlässigen musste. Ihr lag sehr viel daran, endlich wieder regelmäßig üben und auftreten zu können. In ihrem Ehetagebuch verpackte sie diesen Wunsch in der Erklärung, nur aus finanziellen Gründen, als Unterstützung für Robert Schumann wieder Konzerte geben zu wollen:

*„Ach Robert! wüßtest Du doch, wie es immer so liebevoll in meinem Innren aussieht, wie ich Dich auf Händen tragen, Dir das Leben immer nur rosafarben zeigen möchte, wie ich Dich so unendlich liebe! **all meine Sorge ist ja nur für Dich**; der Gedanke, Du sollst für Geld arbeiten, ist mir der Schrecklichste, denn dies kann Dich einmal nicht glücklich machen, und doch sehe ich keinen Ausweg, wenn Du nicht mich auch arbeiten läßt, wenn Du mir alle Wege, etwas zu verdienen abschneidest. Ich möchte aber gerne verdienen, um Dir ein nur Deiner Kunst geweihtes Leben zu schaffen; es schmerzt mich aufs tiefste, wenn ich Dich um Geld bitten muß, und Du mir Dein Erworbenes giebst, es ist mir oft, als müßte dies alle Poesie von Deinem Leben rauben.“<sup>260</sup>*

Im letzten Satz vermittelte Clara Schumann einen Eindruck, der typisch für den Glücksfee-Aspekt ist: Die Frauen finden nur ihr Glück, wenn sie ihrem Partner nutzen können. Diese Darstellung unterscheidet sich von jener der selbstlos Liebenden, da hier vom eigenen Glück nicht mehr die Rede ist.

---

<sup>258</sup> Hs. Liestal, Sign. 1714, Tagebucheintrag vom 16.3.1844, Seite 11f.

<sup>259</sup> Ebd., Seite 12.

<sup>260</sup> Tagebücher, Eintrag vom Nov. 1842, S. 251. Vgl. auch ebd., April 1843, S. 261 und S. 269, sowie Hs. Zwickau, Brief Clara Schumanns an ihre Mutter vom 24.9.1841, Sign. 6181, Blatt 2, S. 1. Darin führte sie aus, wie sehr sie um ihrer Liebe zu Robert willen leiden würde, da sie ihm eine sorglose Zukunft schaffen möchte und er sie nicht lässt.

### C. Selbstlos Liebende

Agnes Haeckel stellte ihre eigenen Emotionen in den Hintergrund, da sie ihrem Mann kein Hemmschuh sein wollte: „*Ich sehne mich unendlich nach Dir, aber mir würde es nie einfallen, Dich von Deiner wissenschaftlichen Arbeit abhalten zu wollen, ich weiß, Daß Dir die das erste ist und wohl auch sein muß.*“<sup>261</sup>

Ebenso verhielt es sich mit Emma Herwegh, deren Mann zur dichterischen Inspiration eine längere Reise unternahm und sie darüber unterrichtete, dass er noch zwei Monate fort bleiben würde. Ihre Antwort bestand darin, dass sie die Trennung so lange aushalten würde, wie es nötig wäre und wenn es auch noch ein Jahr dauerte.<sup>262</sup> Sie fragte ihn dann noch recht unterwürfig, wohin sie seinen Wechsel schicken dürfe.<sup>263</sup>

### D. Selbstbewusste Partnerin

Agnes Haeckel zeigte ein schon aus der Brautzeit von anderen Frauen bekanntes Bild einer durchaus ambivalenten Identität, da sie die vielen Reisen ihres wissenschaftlich tätigen Mannes einerseits selbstlos akzeptierte, andererseits sein Verhalten in dieser Hinsicht kritisierte:

„*Du machst mal wieder eine schöne Reise, Du Schlingel, während Deine liebe kleine Frau zu Hause sitzt und Strümpfe stopft für den Laufstrumpf von Gatten; es ist zu schade, daß ich nicht mit bin, die Reise wäre so ganz passend für meine Kräfte gewesen.*“<sup>264</sup>

Aber auch über die Kritik an ihrem Partner hinaus, stellte sie sich selbstbewusst dar: „*Meine Wirtschaft führe ich musterhaft (da mich sonst niemand lobt, muß ich dies selber tun)*“.<sup>265</sup> Diese Äußerung belegt zudem einmal mehr, dass die Bildungsbürgerinnen sich über den Wert ihrer Arbeit im Klaren waren und dies ihren Männern gegenüber auch äußerten.<sup>266</sup>

---

<sup>261</sup> E. und A. Haeckel, S. 76.

<sup>262</sup> Hs. Liestal, Sign. 1766, Brief an Georg Herwegh vom 21.12.1846, Blatt 1, Seite 1.

<sup>263</sup> Ebd. Blatt 3, Seite 1.

<sup>264</sup> E. und A. Haeckel, S. 65. Agnes Haeckel hatte keine kräftige Gesundheit und war häufig krank, aber für diese Reise hätte ihre Konstitution wohl gereicht, weshalb sie ihr Zuhausebleiben sicher besonders bedauerte.

<sup>265</sup> Ebd., S. 55. (Hervorhebung im Original)

<sup>266</sup> Dies zeigt auch ein Briefzitat, das vier Jahre nach der dritten Beziehungsphase entstand: „*Lieber Ernst! Heute nur wenige Zeilen, ich habe sehr viel mit Wäsche und Reinigen der Logis zu tun.*“ Ebd., S. 110.

Agnes Haeckel zeigte sich also als selbstbewusste Hausfrau und zusätzlich noch als ebensolche Beraterin ihres Mannes. Sie hatte sein Vortragsmanuskript im Gegensatz zu anderen für gut befunden, was sich durch den Beifall im Anschluss an seine Rede bestätigt hatte: „*Siehst Du, liebes Herz, Du mußt nur immer auf Dein kleines kluges Frauchen hören, die Dir immer wieder versicherte, daß der Vortrag ausgezeichnet gelungen sei. Gerade das Mannigfaltige ist so anziehend darin*“<sup>267</sup>.

#### E. Mangelhafte Partnerin

Nach diesen Äußerungen einer starken Frau, die über ein positives Selbstwertgefühl verfügte, verwundert ihre Selbstdarstellung als *kleine, ganz unnütze Frau*.<sup>268</sup> Die Selbstbilder der Bildungsbürgerinnen entstanden jedoch, wie gezeigt wurde, stets in Verbindung mit vielen eigenen und fremden Vorstellungen oder bestimmten Lebenssituationen. So wirkte sich auf Agnes Haeckel ihre häufig angegriffene Gesundheit auf Dauer zermürend aus, zumal ihr Gatte über eine sehr robuste Natur verfügte. Zur Zeit dieser negativen Selbsteinschätzung absolvierte sie zum wiederholten Mal eine Kur.

Den Aspekt der mangelhaften Partnerin, die ihrem Ehegatten in verschiedenen Beziehungen unterlegen war, teilte Haeckel mit fast allen anderen Frauen. Henriette Schleiermacher sah ihren Mann als derartig souverän und dominant in ihrer Beziehung an, dass sie sich ängstigte, ohne ihn auf eine Gesellschaft zu gehen<sup>269</sup> und bei einer Trennung hoffte, dass er nicht merkte, wie gut er ohne sie auskäme.<sup>270</sup> Sie meinte in diesem Zusammenhang sogar: „[...] *ich weiß ja, daß ich ein Wurm bin*“<sup>271</sup>.

Emma Herwegh bemühte sich nach eigenen Angaben, geistig mit ihrem Gatten wenigstens einigermaßen Schritt zu halten<sup>272</sup>; sie bewunderte seine Intelligenz und seine Energie, gegen welche ihre beachtlichen Kräfte wie die eines Kindes wirkten.<sup>273</sup> Allerdings verband Emma Herwegh diese Komplimente mit dem

---

<sup>267</sup> E. und A. Haeckel, S. 57.

<sup>268</sup> Ebd., S. 81.

<sup>269</sup> Hs. Berlin, Sign. 425/1, Brief an Ernst Schleiermacher vom 16.?.1811, Blatt 3.

<sup>270</sup> Ebd.

<sup>271</sup> Ebd. Hinweise darauf, unter welchen starken Minderwertigkeitsgefühlen sie wohl zeitlebens litt, finden sich zuhauf in ihrer kurzen Autobiographie, die sie mit 48 Jahren schrieb. Siehe Hs. Berlin, Sign. 625/1.

<sup>272</sup> Hs. Liestal, Sign. 1750, Brief an Georg Herwegh vom 30.6.45, Blatt 1, Seite 2.

<sup>273</sup> Hs. Liestal, Sign. 1753, Brief wahrscheinlich vom 7./8. Juli 1845, Blatt 2, Seite 2.

Ausdruck der Erwartung, dass ihr Mann seine Energie als Schriftsteller in eine politische Vorreiterrolle investieren würde.

Clara Schumann notierte in ihr Ehetagebuch: „[...] hätte mir doch der Himmel einen kleinen Theil so viel Verstand und Geist gegeben, als ich Gefühl für Alles Schöne und Edle besitze, so wäre es gut.“<sup>274</sup>

#### 4.3.2 Weitere Definitionsräume

Welche Bereiche des Selbstkonzeptes vermittelten die Frauen ihren Partnern während der dritten Beziehungsphase? Es lassen sich folgende vier Definitionsräume während dieser Zeit unterscheiden:

Die Bildungsbürgerinnen stellten sich dar als

- Mutter
- Künstlerin
- Gläubige
- Revolutionärin

Von diesen vier Identitätsbereichen werden die letzten drei nur von jeweils einer einzelnen Frau für sich beansprucht; die **Mutterschaft** ist das einzige Gebiet, über das sich fast alle Frauen definierten. Am klarsten zu erkennen ist dieser Sachverhalt bei Henriette Schleiermacher. Diese besaß schon vor der Heirat mit Schleiermacher zwei Kinder aus ihrer ersten Ehe, weshalb sie bereits in der zweiten Beziehungsphase die Relevanz der Mutterschaft hervorhob.<sup>275</sup>

Als Henriette Schleiermacher von ihren beiden Kindern getrennt war, schrieb sie ihrem Mann von der großen Sehnsucht zu diesen, dass sie die Trennung von ihnen letztlich nicht länger ausgehalten hätte und deshalb früher als verabredet zu ihnen gereist war:

*"Schon den Freitag als Du weg warst bin ich nicht wenig traurig geworden, ich sagte Dir schon vorher ich könne es kaum aushalten vor Sehnsucht nach den Kindern und das war mehr Ernst als Du wohl glaubtest, ich habe den Freitag immer heimlich geweint und hatte keinen Gedanken als die Kinder und Dich".*<sup>276</sup>

Schleiermacher begründete ihre vorzeitige Reise nicht nur mit ihrer Sehnsucht,

---

<sup>274</sup> Tagebücher, Eintrag vom 24.11.1842, S. 253.

<sup>275</sup> Um die Auffassung der Bildungsbürgerinnen zur Mutterschaft besser vergleichen zu können, werden ihre Äußerungen jedoch an dieser Stelle mit abgehandelt.

<sup>276</sup> Hs. Berlin, Sign. 425/1, Brief an Ernst Schleiermacher wahrscheinlich 1809, Blatt 1, Seite 2.

sondern zusätzlich mit der Angst um ihre Kinder. Sie erinnerte ihren Mann an eine schwere Erkrankung ihrer Tochter und dass ihr der Gedanke allein daran schon das Herz brechen könnte.<sup>277</sup>

Interessanterweise stellte sich im Bereich der Mutterschaft auch Ida Freiligrath dar, die sich - in den allerdings wenigen Quellen aus dieser Beziehungsphase (11 Seiten) - nicht mehr als Liebende präsentiert hatte. Allerdings beschrieb sie sich ihrer Freundin nicht als glückliche Mutter, sondern als glücklicher Elternteil: „*unser ganzes Glück*“<sup>278</sup>. Darin drückte sie demnach indirekt ihre Identität als Liebende aus, da das **gemeinsame** Kind das eheliche Liebespaar nun noch näher miteinander verband. In ihrer Tochter Käthe entdeckte Ida Freiligrath das Ebenbild ihres Mannes.<sup>279</sup>

Ähnliche Zusammenhänge lassen sich auch bei Clara Schumann finden, die ihrer Mutter über ihren Eindruck schrieb, dass sie und ihr Mann sich in ihrer Tochter wieder von Neuem liebten.<sup>280</sup> Agnes Haeckel verband ebenfalls die Liebe zu ihrem Ehegatten mit der zu ihrem Kind: „*Wenn ich nur meinen Mann und mein Puttchen [Kosenamen für ihren Sohn, K. B.] habe, dann habe ich genug!*“<sup>281</sup> War sie einmal getrennt von Mann und Kind, schrieb sie in ihren Briefen von der Liebe zu ihnen und ihrer Sehnsucht; es wurde aber stets zuerst der Gatte und dann der Sohn bzw. ab Januar 1871 auch die Tochter genannt.<sup>282</sup> Diese Reihenfolge deutet darauf hin, dass Haeckel ihrem Mann gegenüber die Liebe zu ihm in den Vordergrund stellen wollte.

Dass die Mutterliebe wohl durchaus **keine** Priorität vor der Gattenliebe besaß und die Kindererziehung teilweise als Last empfunden wurde, zeigt folgendes Briefzitat aus einer Zeit, als Ernst Haeckel wie so oft auf Reisen war, während seine Frau mit dem zweieinhalbjährigen Sohn und der ungefähr zwei Monate alten Tochter in Jena verblieb: „*[...] aber am liebsten wäre ich selbst mit Dir gereist. Wie schön hätte das sein können! Ob Du mich wohl gern mitgenommen hättest? - So muß ich aber daheim bleiben und meine*

---

277 Ebd.

278 Freiligrath-Hs. Weimar, Brief an Adelheid von Stolterfoth vom 29. Juli 1846, S. 6.

279 Ebd.

280 Hs. Zwickau, Sign. 6181, Brief an ihre Mutter vom 24.9.1841, Blatt 2, Seite 1. Auf derselben Seite formulierte sie diesen Sachverhalt noch einmal anders: Sie liebte ihren Mann in ihrer Tochter doppelt.

281 E. und A. Haeckel, S. 69.

282 Vgl. ebd., S. 59 und S. 84.

*lieben kleinen Bälger hüten.*"<sup>283</sup>

Die einzige Bildungsbürgerin, deren Selbstdarstellung ihrem Partner gegenüber nicht von der Mutterschaft verändert wurde, war Emma Herwegh. Sie zeichnete im Gegenteil ein regelrecht negatives Bild vom Mutter-Sein, indem sie ihrem Mann einen Ausflug mit ihrem Sohn in einen Park in Paris beschrieb. Sie hätte dort so *anständig* und *langweilig* gesessen, dass man sie verachtet hätte, falls sie dort gesehen worden wäre. Ihre Darstellung der anderen Mütter fiel ebenso abwertend aus: *"Es war entsetzlich! Wer das Geschäft der Mütter studieren und satt bekommen will muß dahin."*<sup>284</sup> Diese Aussagen zum Mutter-Sein stehen in krassem Gegensatz zu einem Tagebucheintrag, der ungefähr drei Jahre früher gemacht wurde, bevor sie ihren zukünftigen Mann kennen gelernt hatte: *"Hätte ich ein Kind ich wollte es lieben x mit aller Inbrunst mit aller Glut, unser einzig Glück liegt ja in diesem Gefühl alles Andre ist elend"*.<sup>285</sup> Die Vorstellung von zukünftigem Mutterglück unterschied sich demnach bei Herwegh sehr von der tatsächlichen Situation als Mutter. Sie hob dagegen wie schon in den beiden anderen Beziehungsphasen den Definitionsraum der **Revolutionärin** hervor, in dem sich nun, in der dritten Beziehungsphase, das politische Engagement und die Liebe zum Partner mit den Erwartungen an ihren Sohn verflochten: „Ich hoffe auf Dich [ihren Sohn Horace, K. B.], Du mußt ein Held werden, denn Du bist sein Kind und wirst ihm gleichen, ihm der seinem Jahrhundert als Leuchte vorangeht - meinem Stolz, meiner Welt, meinem Georg!"<sup>286</sup> Sie betonte hier, wie an vielen anderen Stellen in ihrem Tagebuch oder in ihren Briefen, dass sie ihren Mann für jemand außerordentlichen hielt. So ereiferte sie sich in einem Brief darüber, dass niemand endlich zu revolutionären Taten schreiten wollte und nur ihr Mann alle aus dem Schlaf wecken könnte: *„Wir sind Alle zäh, schlaff, ein feiges, verweichlichtes Geschlecht!"*<sup>287</sup>

Henriette Schleiermacher bedeutete die **Religion** sehr viel, was in ihren

---

<sup>283</sup> E. und A. Haeckel., S. 76.

<sup>284</sup> Hs. Liestal, Sign. 1750, Brief an Georg Herwegh vom 30.6.1845, Blatt 3, Seite 2.

<sup>285</sup> Hs. Liestal, Sign. 1713, Tagebucheintrag vom 14.6.1842, S. 342.

<sup>286</sup> Hs. Liestal, Sign. 1714, Tagebucheintrag vom 4.3.1844, Seite 2.

<sup>287</sup> Hs. Liestal, Brief an Georg Herwegh vom Juli 1845, Blatt 2, Seite 1.

autobiographischen Aufzeichnungen<sup>288</sup> am deutlichsten wird. Es findet sich jedoch auch aus der dritten Beziehungsphase eine Äußerung, welche die Relevanz für Schleiermachers Leben verdeutlicht und wo sie sich als fromme Christin darstellte: „Heute war ich in der Kirche, beim *Gesang* und bei den Tönen der schönen Orgel ging mein ganzes Herz auf und ich hätte nur mögen in einem Winkel niederknien -“<sup>289</sup>.

Wie die Definitionsräume der Revolutionärin und der Gläubigen wird auch der Bereich der **Künstlerin** nur von einer einzelnen Frau präsentiert. Dies geschah relativ verdeckt, beispielsweise indem Clara Schumann in ihrem Ehetagebuch von Auseinandersetzungen mit ihrem Mann schrieb, in denen es darum ging, inwieweit sie ihrem Beruf als Pianistin auch in der Ehe nachgehen durfte:

*“Unser eheliches Zusammenleben war wie immer liebevoll und glücklich, bis auf einige kleine Stürme, die aber vorübergingen, deren Schuld ich übrigens trug. Ich kümmere mich um unsere Zukunft, möchte jetzt, wo wir jung sind verdienen, ein kleines Capital sammeln, während Robert anderer Ansicht ist und sich dazu nicht entschließen kann. Doch hat er mich beruhigt durch das Versprechen, daß wir nächsten Winter gewiß etwas Großes unternehmen.”*<sup>290</sup>

Dass Clara Schumann sich nur noch indirekt traute, sich über ihre Kunst zu definieren, lag sicher nicht zuletzt daran, dass ihr Ehemann ganz deutlich gemacht hatte, worin er ihre Hauptaufgabe sah: „*Klara kennt aber selbst ihren Hauptberuf als Mutter, daß ich glaube, sie ist glücklich in den Verhältnissen, wie sie sich nun einmal nicht ändern lassen.*“<sup>291</sup>

### 4.3.3 Auswertung

Um die drei Phasen der Beziehung besser vergleichen zu können, sind alle

---

<sup>288</sup> Diese schrieb sie allerdings erst mit 48 Jahren im Jahre 1836, weshalb sie in dieser Untersuchung im Einzelnen nicht einfließen sollen. Vgl. Hs. Berlin, Sign. 625/1.

<sup>289</sup> Hs. Berlin, Sign. 425/1, Brief an Ernst Schleiermacher vom 20. Juni 1813, Blatt 8, Seite 1. (Hervorhebung im Original)

<sup>290</sup> Tagebücher, Eintrag von Juli/August 1843, S. 269. Vgl. dazu auch ihre Aussagen als »Glücksfee«, S. 173.

<sup>291</sup> Tagebücher, Eintrag vom 17.2.1843, S. 255. Zudem dürfte sie auch ihre gesamte Situation ziemlich zermürbt haben: wenig Zeit zum Üben wegen dem Vorrang der Kompositionen ihres Mannes (S. 144), Kritik ihres Gatten an ihrem Klavierspiel (S. 195f.) und an ihren Kompositionen (255), sowie der beständige Kampf, auftreten zu dürfen (S. 110, S. 251, S. 269.) Sämtliche Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf die Tagebücher.

Identitätsaspekte des Definitionsraums »Liebende« in ihrer quantitativen Verteilung unter den Bildungsbürgerinnen (von "Konsens" bis "nicht vorhanden") in einer Tabelle zusammengefasst worden.

Tabelle 10: Quantitative Verteilung der Identitätsaspekte in den drei Beziehungsphasen

	Phase 1: Zeit des Werbens	Phase 2: Junge Ehe	Phase 3: Junge Elternschaft
Liebesbedürftige	K	K	K
Glücksfee	K	G (2)	K
mangelhafte Partnerin	K	E	K
selbstbewusste Partnerin	K	G (2)	E
selbstlos Liebende	G (6)	-	G (2)
Gehilfin	G (4)	-	-
Anhängsel	G (3)	-	-

Tabelle 10 stellt die Identitätsentwicklung der Bildungsbürgerinnen anhand der sieben Identitätselemente des Definitionsraums »Liebende« dar. Welchen Stellenwert den einzelnen Elementen innerhalb des Definitionsraums zukommt, ist der Unterscheidung zwischen Konsens (K), Gemeinsamkeiten (G) und Einzelaussagen (E) zu entnehmen. Es gilt dabei, je mehr Frauen bei einem Identitätsaspekt konform gehen, desto mehr Relevanz wird ihm zugeschrieben. Die Zahlen in Klammern geben die Anzahl der Bildungsbürgerinnen an, die diesen Identitätsaspekt für sich in Anspruch nahmen.

Wie der Tabelle zu entnehmen ist, war die Ausdifferenzierung des Definitionsraums »Liebende« vor der Ehe am größten; zu diesen Elementen kamen während der folgenden Beziehungsphasen keine neuen hinzu.

Diese beiden Feststellungen gelten übrigens auch für die anderen Definitionsräume<sup>292</sup>, die von den Bildungsbürgerinnen benannt wurden; eine Ausnahme bildet nur die Mutterschaft, die in Phase 3 neu hinzu kam.

Mit den Identitätsaspekten der »Liebenden« demonstrierten die Bildungsbürgerinnen auch nach der Geburt ihres ersten Kindes die Bejahung des

<sup>292</sup> Zur Erinnerung: Weitere Definitionsräume in Phase 1 - Künstlerin, Revolutionärin, Gläubige, Nüchterne/Rationale, innerlich Reiche, Temperamentvolle, Gefühlskalte, Nicht-Nur-Hausfrau, Ehrliche, Unbescheidene, guter Mensch, Naturliebhaberin, Mutwillige; Phase 2 - Künstlerin, Revolutionärin; Phase 3 - Künstlerin, Mutter, Revolutionärin, Gläubige.

Emotionsstandards »romantische Liebe«. Das muss etwas erstaunen, da diese Form der Liebe eindeutig als Zweier-Figuration angelegt wurde: Nur die Dyade schien größtmögliche Intimität zu ermöglichen.<sup>293</sup> In der Darstellung einiger Frauen wurde das gemeinsame Kind jedoch sogar zu einem liebeverstärkenden Element erklärt: der Ehemann wurde z. B. doppelt oder neu geliebt. Die Mutterliebe tritt in den Quellen nicht an die Stelle der Gattenliebe, sondern ergänzt diese. Priorität hat in den Selbstdarstellungen der meisten Bildungsbürgerinnen nach wie vor die Liebe zum Mann. Auf Grund der Veränderung der Liebesbeziehung durch die Ausweitung auf die Kinder, muss die romantische Liebesbeziehung also nun mindestens in drei Phasen unterteilt werden.<sup>294</sup>

Es lassen sich folgende Belege dafür anführen, dass die Präsentation der Liebe in der Zeit der »Jungen Elternschaft« am Emotionsstandard der romantischen Liebe orientiert erfolgte:

Als Signale der Liebe wurden auch in der dritten Beziehungsphase noch Liebesgaben und Komplimente ausgetauscht<sup>295</sup>, sowie Briefe des Gatten geküsst.<sup>296</sup> Emma Herwegh beschrieb ihrem abwesenden Ehemann als Zeichen ihrer Zuneigung, dass sie mit seinem Buch unter ihrem Kopfkissen einschläft und nach dem Aufwachen als erstes einen Blick in seine Gedichte wirft. Sie fühlte sich seit seiner Abreise wieder wie ein junges, verliebtes Mädchen.<sup>297</sup>

Liebeserklärungen wurden weiterhin ausgesprochen und - anders als in der jungen Ehe - wieder mit dem Zusatz der Einzigartigkeit der Liebe versehen:

*„Kann sie [Marie d`Agoult, K. B.] dich fördern, wohlan, so magst d`rum sein - ich aber glaubs nicht, denn es gibt nur ein Herz dich ganz mit aller Jugendglut mit tiefster Inbrunst zu lieben, und dieses eine Herz ist auch das einzige Georg daß in jedem Moment dich verstehen wird mehr als jedes andre.“*<sup>298</sup>

Die einmalige Einheit, die ein Liebespaar darstellte, wurde in diesem Fall durch das besondere Verständnis, das die Frau dem Mann entgegenbrachte, noch

---

<sup>293</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 62.

<sup>294</sup> Es könnten noch mehr sein; dazu müsste der weitere Verlauf der Ehe untersucht werden.

<sup>295</sup> E. und A. Haecckel, S. 63.

<sup>296</sup> Ebd. S. 60.

<sup>297</sup> Hs. Liestal, Sign. 1751, Brief an Georg Herwegh vom 3.7.45, Blatt 3, Seite 2.

<sup>298</sup> Hs. Liestal, Sign. 1714, Tagebucheintrag vom 16.3.1844, S. 12.

unterstrichen. Das Auseinanderbrechen dieser Einheit hätte auf jeden Fall - lt. Emma Herwegh - die Identität der Beteiligten verändert: *„Schatz liebster Schatz, ich laß nicht von dir und sollte ich drüber zu Grund gehn, denn ich allein bin für dich und du wirst mir nicht untreu ohne von dir selbst zu lassen.“*<sup>299</sup>

Bei Emma Herwegh spielte bei diesen Äußerungen sicher auch die Angst, ersetzbar zu sein, eine Rolle, da ihr Ehemann sich zu diesem Zeitpunkt sehr für die Gräfin d`Agoult interessierte. Deswegen versuchte sie ihn mit den Argumenten der romantischen Liebe daran zu erinnern, dass ihre Liebe die einzig wahre ist. Ohne diese Liebe könnte sie nicht mehr leben: *„[ . . . ] ohne dich ist meine Existenz zu Ende.“*<sup>300</sup> Damit vollzog sie die Orientierung am Emotionsstandard bis zu dem extremsten Punkt.<sup>301</sup>

Wie schon in der jungen Ehe kam den sekundären Emotionen und dem erotischen Bereich der Liebe eine besonders wichtige Rolle bei der Signalisierung der Liebe zu. Eifersucht - als sekundäre Emotion - konnte eine Liebesbeziehung einerseits destabilisieren; andererseits konnte das Spiel mit der Eifersucht dem Partner jedoch auch signalisieren: *‘Sieh her, ich bin auch für andere interessant. Lass mich lieber nicht so oft allein.’* Damit konnte Eifersucht u. U. auch eine positive Wirkung in der Beziehung entfalten. In diese Richtung dachte ganz augenscheinlich Agnes Haeckel, die ihrem fast ständig auf Reisen weilenden Gatten schrieb:

*„Die Herren waren äußerst galant gegen deine kleine Frau und brachten mich zusammen nach Hause, Arm in Arm bei stockfinsterner Nacht mit Deinem Strasburger, was sagst du dazu? Ja, die Frau will auch ihr Vergnügen in der Abwesenheit ihres Gatten haben!“*<sup>302</sup>

Als weitere sekundäre Emotion wurde die Sehnsucht nach dem Ehemann benannt<sup>303</sup>, was mit dem Hinweis darauf gekoppelt werden konnte, dass Männer und Frauen unterschiedlich lieben<sup>304</sup>: *„Ein Mann liebt doch ganz anders als*

---

<sup>299</sup> Hs. Liestal, Sign. 1714, Tagebucheintrag vom 19.3.1844, S. 15. (Hervorhebung im Original)

<sup>300</sup> Hs. Liestal, Sign. 1714, Tagebucheintrag vom 5.3.1844, S. 7.

<sup>301</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 65.

<sup>302</sup> E. und A. Haeckel, S. 64.

<sup>303</sup> E. und A. Haeckel, S. 61. Vgl. auch ebd., S. 76 und S. 86. Vgl. auch Tagebücher, Eintrag von Ende Mai 1842, S. 212f. Clara Schumann schrieb über die Trennung während ihrer Konzertreise, dass diese sie unglücklich machte und wie sehr sie sich nach ihrem Mann sehnte.

<sup>304</sup> Vgl. zur Asymmetrie der Geschlechter, Kapitel 2, S. 66.

*eine Frau, ich könnte von Dir nicht so lange fortgehen, die Zeit kommt ja nicht wieder, das bißchen Leben rollt so rasch dahin“.*<sup>305</sup>

Agnes Haeckel versucht mit dieser Äußerung zudem ihren oft abwesenden Mann davon zu überzeugen, dass sie die kostbare Lebenszeit häufiger gemeinsam verbringen sollten.

Auch in der dritten Beziehungsphase wird der erotische Bereich nur von den wenigsten Frauen deutlich angesprochen. Dass Henriette Schleiermacher erotische Gedanken bewegten, als sie ihrem Mann ihr abendliches Zubettgehen beschrieb, kann nur vermutet werden. „[...] *das zugedeckte Bett neben mir ist mir gar unfreundlich, ich wollte herzlich gern Du wärst wieder da.*“<sup>306</sup>

Eindeutiger drückte sich Emma Herwegh aus, die ihrem Gatten erklärte, dass sie das Verlangen nach ihm so oft packte, dass sie kaum wusste, was sie tun sollte.<sup>307</sup>

Allerdings wäre ein Vorteil seiner Abwesenheit, dass sie morgens früher aufstehen könnte, da ja niemand da ist, der ihr „*den Abschied vom Bett schwer macht.*“<sup>308</sup>

Neben der körperlichen Seite der Liebe wurde auch die geistige hervorgehoben, da in einer romantischen Liebesbeziehung das Paar ebenfalls eine geistige Gemeinschaft bilden sollte. Die jungen Mütter ließen sich darin mehr (Agnes Haeckel) oder weniger (Emma Herwegh) von ihren Ehemännern anregen:

Während Agnes Haeckel eine Kur absolvierte, wurde sie von ihrem Mann mit ausgewähltem Lesestoff versorgt.

*„Liebster, bester Mann! Du hast mich so hübsch mit Lektüre versehen, gestern durch die drei Bücher, die unsern Wissensdurst stillen sollen, und heute durch das berühmte Jenenser Tageblatt, damit wir Schritt mit der orientalischen Frage halten! Nicht? [...] Mit den griechischen Küstenfahrten habe ich angefangen, ich lese sie Marie vor“*<sup>309</sup>

Emma Herwegh wurden von ihrem auf Reisen weilenden Gatten ebenfalls Bücher

---

<sup>305</sup> E. und A. Haeckel, S. 65.

<sup>306</sup> Hs. Berlin, Sign. 425/1, Blatt 7.

<sup>307</sup> Hs. Liestal, Sign. 1751, Brief an Georg Herwegh vom 3.7.1845, Blatt 2, Seite 1.

<sup>308</sup> Hs. Liestal, Sign. 1765, Brief an Georg Herwegh vom 10.12.1846, Blatt 3, Seite 2. Vgl. auch ebd., Sign. 1756, Brief an Georg Herwegh von Juli 1845, Blatt 1, Seite 1. An dieser Stelle zitiert sie im Zusammenhang mit einer geplanten Reise aus einem Gedicht: „*Um uns unbegrenzte Fernen, In uns-eine Welt von Glut.*“

empfohlen, mit der sie ihre Bildung verbessern sollte. Allerdings schrieb sie ihrem Mann, dass sie bei einigen schon der Titel abschreckte, so dass sie wohl nur wenig mehr als einige Dichtungen lesen würde.<sup>310</sup>

Es wurde für alle drei Beziehungsphasen eine Orientierung am Emotionsstandard »romantische Liebe« festgestellt, die jedoch in jeder Phase etwas anders akzentuiert wurde. Am ausführlichsten erfolgte die Signalisierung der romantischen Liebe in der Zeit des Werbens, in der eine Vielzahl an Topoi - wie die Schicksalhafterkeit, die Einzigartigkeit und die Ewigkeit der Liebe - benutzt wurde. In der jungen Ehe war davon nicht mehr die Rede und während der dritten Beziehungsphase nur bei einer Bildungsbürgerin, deren Ehe durch eine andere Frau in Gefahr geriet. Hier diente der genannte Liebescode als argumentative Stütze für das Verbleiben in der Liebesbeziehung. In beiden Ehephasen traten der erotische Bereich der Liebe und sekundäre Emotionen als beziehungsstabilisierende Elemente gegenüber anderen Aspekten in den Vordergrund.

Dass die Liebes- und Beziehungsphasen sich voneinander unterscheiden, wird besonders bei der Betrachtung der Identitätselemente im Definitionsraum »Liebende« deutlich:

In Relation zur jungen Ehe fand in der dritten Beziehungsphase eine Akzentverschiebung mehrerer Elemente dieses Definitionsraumes statt. Während in Phase 2 nur ein einziger Konsens unter den Frauen festgestellt werden konnte (»Liebesbedürftige«), gibt es nun konsensuelle Äußerungen gleich in drei Bereichen: der »Liebesbedürftigen«, der »Glücksfee« und der »mangelhaften Partnerin«. In der Phase der »Jungen Elternschaft« herrschte demnach wieder, wie vor der Ehe, eine größere Übereinstimmung unter den Bildungsbürgerinnen, was die Vermutung nahelegt, dass in diesen Beziehungsphasen die Orientierung an kulturellen Standards in den Bereichen der Emotionalität, des sozialen Geschlechts und der Geschlechterbeziehungen stärker war als in der »Jungen Ehe«.

Die erste und die dritte Beziehungsphase weisen zudem noch weitere Gemeinsamkeiten auf: 1. Die Instrumentalisierung der Liebe nimmt einen

---

<sup>309</sup> E. und A. Haeckel, S. 79f.

<sup>310</sup> Hs. Liestal, Sign. 1750, Brief an Georg Herwegh vom 30.6.1845, Blatt 1, Seite 2f. Interessanterweise meinte Emma Herwegh in diesem Zusammenhang, dass wohl auch Männer nicht „*all das Zeug*“ lesen

größeren Raum als in der zweiten Beziehungsphase ein. Während in dieser Phase nur Mereau ihre Selbstdarstellung als Liebende zu einem bestimmten Zweck nutzte<sup>311</sup>, gilt dasselbe in den beiden anderen Phasen stets für eine Reihe von Frauen: in der ersten Phase für fünf<sup>312</sup> und in der dritten Phase für drei Frauen.<sup>313</sup> In der jungen Ehe, die im Regelfall ungefähr ein Jahr währte, agierten die Bildungsbürgerinnen demnach am wenigsten subversiv. Dazu trug sicherlich auch ihr neuer Status als Gattin und Hausfrau bei. Sie hatten ja damit das „Lebensziel“ bildungsbürgerlicher Frauen erreicht und brauchten nicht mehr zu befürchten, als „alte Jungfer“ zu enden.<sup>314</sup>

2. In Phase 1 und 3 macht - im Unterschied zur jungen Ehe - die »selbstlos Liebende« ein Element der Selbstdarstellung der Bildungsbürgerinnen aus. Das weist darauf hin, dass das Selbstbewusstsein der Frauen, das in Phase 2 gewachsen schien, sich wieder verringert haben könnte. Diese Vermutung wird durch eine weitere Akzentverschiebung innerhalb des Definitionsraums »Liebende« unterstrichen. Es fand eine Umkehrung bei den Aspekten der mangelhaften und der selbstbewussten Partnerin statt. Während am Anfang der Ehe sich nur eine einzige Frau als mangelhaft darstellte und sich zwei Bildungsbürgerinnen als selbstbewusst präsentierten, gilt für die Zeit der jungen Elternschaft, dass die meisten Frauen sich als mangelhaft ansahen und nur eine einzige Frau ihr Selbstbewusstsein ausdrückte.

Eine Erklärung für diese Entwicklung könnte in der Mutterschaft gesehen werden. Dies erscheint auf den ersten Blick widersprüchlich, da gerade das Mutter-Sein eigentlich eine Statuserhöhung mit sich brachte.<sup>315</sup> Vom veränderten Lebensalltag her betrachtet, bedeutete die Geburt eines Kindes jedoch konkret, dass die Frauen Zeit und Energie für ihr Kind aufwandten, die sie vorher anderweitig investiert hatten.<sup>316</sup> Sie waren nun häufig gezwungen, sich nach den Bedürfnissen des

---

würden, zumal es ja Frühling wäre.

<sup>311</sup> Vgl. in diesem Kapitel, S. 161.

<sup>312</sup> Vgl. in Abschnitt 4.1.1 die Aspekte der Liebesbedürftigen, der Glücksfee, der selbstlosen Partnerin und der Gehilfin.

<sup>313</sup> Vgl. in Abschnitt 4.3.1 die Aspekte der Liebesbedürftigen, der Glücksfee und der mangelhaften Partnerin.

<sup>314</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 57. Vgl. auch Weber-Kellermann 1991, S. 56f. Darin beschreibt sie, dass nur die Heirat die Frau in den Status einer Erwachsenen erhob und aus dem »Fräulein«-Stand befreite. (S. 56)

<sup>315</sup> Vgl. u. a. Westhoff-Krummacher 1995, S. 206 und S. 212; Badinter 1981, S. 194ff.

<sup>316</sup> Dies gilt ebenso für die Bildungsbürgerinnen, die eine Amme und eine Kinderfrau o.ä. beschäftigten.

Kleinkindes zu richten und nicht nach ihren eigenen. Diese Situation erschwerte die Ausbildung und Präsentation eigener Individualität und damit eine Lebensführung nach romantischem Idealbild. Es ist wohl davon auszugehen, dass dies ambivalente Emotionen in den Müttern ausgelöst hat, denn es bestand eine Art Konkurrenzsituation zwischen dem Definitionsraum »Mutterschaft« und dem der »Liebenden«, obwohl dieser nach Angaben der Frauen die Oberhand behielt. Dennoch gilt, dass Mutterschaft eine enorme Bedeutung für die Bildungsbürgerinnen hatte, da auch dieser Bereich stark emotional besetzt (Liebe, Ängste, Sehnsucht) und mit der eigenen Identität verbunden war.

Einen kleinen Eindruck vom Alltag mit einem Säugling in der Mitte des 19. Jahrhunderts vermittelt Clara Schumanns Beschreibung:

*„Im Ganzen bin ich recht kräftig für meinen Zustand und die Zeit und könnte es wohl mehr noch sein, wenn ich die Nächte ordentlich Ruhe hätte, doch da kommen gewöhnlich der Kleinen ihre Schwärmstunden, und ich kann nicht ein Auge zu thun, so lange sie nicht schläft. Man wird die Sorge mit einem Kind nicht los, aber die Freuden überwiegen doch Alles.“<sup>317</sup>*

Die körperliche und nervliche Beanspruchung ist diesen Worten deutlich zu entnehmen. Folgendes Zitat gibt noch weiteren Aufschluss darüber:

*"Ach Gott! Du kannst Dir nicht denken, welche unendliche Sorge mir die Kleine gemacht - keine ruhige Minute hatte ich bis gestern, wo wir mit vielen Mühen und Herumfahren in den Dörfern und die dritte Amme holten. Die Zweite hatte im Anfang Milch, doch verwöhnte sie durch zu oft Anlegen das Kind so, daß es zuletzt nicht mehr genug haben konnte, und eben so sehr wieder abnahm als sie zuvor zugenommen; vier Tage fütterten wir sie mit 3 Zwiebacken täglich, bis ich den schnellen Entschluß faßte, es mit der dritten Amme zu versuchen. Die letzten 8 Tage ruhete [?] das Kind keine 6 Stunden am Tag, doch seit gestern hat sie viel nachgeholt, und befindet sich ganz behaglich; die Amme hat viel Milch - zweimal mußte ich das Kind schon umziehen heute, so viel hatte sie getrunken. Gott gebe, daß es gut gehe! - Eine Nacht hatte ich das Kind in meinem Bett, daß ich dachte der Himmel würde es mir nehmen! Das Kind*

---

Dass sie Unterstützung hatten, ist bekannt von Sophie Mereau und Clara Schumann. Erstere hatte bei ihrem Sohn Ariel eine „gekauft Pflege“ und bei ihrem nächsten Kind die Hilfe einer Freundin. Siehe Lebe der Liebe, S. 325. Clara Schumann nahm sich eine Amme, worüber sie ihrer Mutter in einem Brief berichtete. Vgl. Hs. Zwickau, Sign. 6181, Brief an ihre Mutter vom 24.9.1841, Blatt 1, Seite 1. Zur Hilfe der Mutter durch Ammen und Kindermädchen vgl. auch Trepp 1996, S. 335.

*hatte 3 Tage keinen Stuhl trotz aller Mühe des Doctors, so daß sie (wahrscheinlich unter Krämpfen) 4 Stunden auf das entsetzlichste schrie, Zuckungen x hatte, doch es ging vorüber und auch diese Sache ist jetzt in Ordnung. [...] Mit meiner Gesundheit geht es so ziemlich - die unruhigen Nächte haben sehr nachtheilig auf mich gewirkt, ich kann noch keine Kraft wieder gewinnen, was ich besonders bei`m Spielen fühle, wo mir die Ausdauer fehlt. Ich bin sehr mager geworden, und die Sorgen, die mich mehr drücken, als ich sagen kann, sich eben auch nicht geeignet mir rosenfarben dieses x zu machen. Robert befindet sich wohl, und wird nur alle Tage werther und lieber“<sup>318</sup>.*

Erkennbar wird besonders an dem letzten Satz, dass der Ehegatte keinen Einschränkungen durch das Neugeborene unterlag, denn er befand sich - im Unterschied zu seiner Frau - „wohl“. Clara Schumann spürte ihre geschwundenen Kräfte insbesondere bei ihren Klavierübungen; andere Frauen nahmen sie in anderen Bereichen wahr. Allen wird aber wohl während der Fürsorge um den Säugling der Unterschied zu ihren weiterhin ohne Unterbrechung wissenschaftlich, schriftstellerisch oder musikalisch tätigen Männern besonders groß vorgekommen sein, was sich dann in dem mangelnden Selbstbewusstsein ausgedrückt hat. Dies wurde nicht zuletzt durch die kulturellen Standards eines sozialen Milieus begünstigt, in dem Bildung und die regelmäßige Pflege und Erweiterung des Wissens eine so große Rolle spielten. Die mangelnde Zeit dafür und die gleichzeitig recht eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten zwischen Mutter und Kind konnten so wahrscheinlich sehr rasch am Selbstwertgefühl der Bildungsbürgerinnen nagen.

Die Ehemänner nahmen die schwierige Situation ihrer Frauen wohl wahr, allerdings höchstens um ihre Mangelhaftigkeit zu entschuldigen und nicht, um ihnen zu helfen. So kommentierte Robert Schumann die in seinen Augen nicht sehr gelungenen Kompositionen seiner Frau mit den Worten: *„Aber Kinder haben und einen immer phantasirenden Mann, und componieren geht nicht zusammen.“<sup>319</sup>* Und ihre Probleme, sich um ihr musikalisches Fortkommen zu kümmern, beschreibt er so: *„Aber freilich, die Künstlerin muß der*

---

<sup>317</sup> Hs. Zwickau, Brief an ihre Mutter vom 24.9.1841, Blatt 1, Seite 2.

<sup>318</sup> Hs. Zwickau, Sign. 6182, Brief an ihre Mutter vom 18.10.1841, Blatt 1, Seite 1f.

<sup>319</sup> Tagebücher, Eintrag vom 17.2.1843, S. 255.

*Mutter schon manche Stunde opfern.*<sup>320</sup>

Es erscheint deshalb nicht verwunderlich, dass Bildungsbürgerinnen sich manchmal weg von ihren Kindern wünschten und lieber am Gedankenaustausch der Männer teilnehmen wollten:

*„Gar lebhaft kann ich mir vorstellen, wenn zum Beispiel interessante Männer bei Dir sind und ihr redet, so, daß ich auch folgen kann, wie es mir dann erschrecklich schwer wird fortzugehen, wenn die Stunde schlägt, daß die Kinder mich fordern, daß ich sie zu Bette bringen muß oder dgl., ich habe das schon bisweilen erfahren, und ich muß mich dann recht zusammen nehmen, um so gerne zu den Kinderchens zu gehen, als ich es doch immer thun sollte.“*<sup>321</sup>

Betrachtet man nun die Identitätsentwicklung der Bildungsbürgerinnen über den gesamten Untersuchungszeitraum, ist festzustellen, dass es zwar Akzentverschiebungen im Definitionsraum »Liebende« gegeben hat, aber keine grundsätzlichen Unterschiede in den verschiedenen Beziehungsphasen. Die Bildungsbürgerinnen präsentierten sich nicht in einer Phase konstant selbstbewusst und in einer anderen konstant selbstlos. Stattdessen können stets nur graduelle Unterschiede verzeichnet werden, so dass sich in der Identität der Bildungsbürgerinnen von der Brautzeit bis zur Mutterschaft Ambivalenzen auffinden lassen. Die Janusköpfigkeit der Orientierung an Emotions- und Geschlechterstandards bleibt den gesamten Untersuchungszeitraum ein wesentliches Kennzeichen der Selbstdarstellung der Frauen.

Ein deutliches Beispiel für die ambivalente Identität der Bildungsbürgerinnen aus der Zeit der »Jungen Elternschaft« liefert Agnes Haeckel. Sie präsentierte sich einmal als selbstbewusste Gefährtin, Hausfrau und Beraterin ihres Mannes, ein anderes Mal als wenig hilfreiche Gattin, die ihre eigenen Wünsche gewohntermaßen zugunsten ihres Partners zurückstellte.

Widersprüchlichkeiten lassen sich wie schon in der ersten Beziehungsphase nicht nur in der Identität der Bildungsbürgerinnen finden, sondern ebenso zwischen den

---

<sup>320</sup> Tagebücher, Eintrag in der Zeit vom 27.9.-24.10. 1841, S. 187. Vgl. auch ebd., Eintrag vom 21.6.1843, S. 267: *„Sie will immer vorwärts; aber rechts hängt ihr Marie am Kleid, Elise macht auch zu schaffen“*. Vgl. dazu ebenfalls Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 26.6.1813, Blatt 43. Darin führt Schleiermacher aus, dass die Mutterschaft ein mühsamer Beruf ist, der kaum Zeit für anderes lässt.

<sup>321</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 212.

einzelnen Frauen: Agnes Haeckel verdeutlichte ihrem Mann, wie unterschiedlich ihrer beider Leben verlief und stellte im Anschluss daran ein Resümee auf, dass von der individuellen zur allgemeinen Ebene der Geschlechterbeziehungen wechselte:

*„Mein Leben verfließt so eintönig und traurig, so daß ich Dir nichts Neues schreiben kann ... Du hast eine schönen Reise gemacht, Ernst, und wirst Dich sehr erfrischt haben, Euch Männern gehört die Welt, wir Frauen sind arme Sklavinnen“<sup>322</sup>.*

Dieses Wir-Gefühl als Frau, in der Teilhabe an einer gemeinsamen Lebenslage, teilte Emma Herwegh überhaupt nicht. Von ihr stammten sogar aus der vorehelichen Zeit recht frauenfeindliche Aussagen. Auch in der dritten Beziehungsphase äußerte sie sich ähnlich, indem sie ihrem Mann gegenüber das uninteressante „Frauengeschwätz“<sup>323</sup> monierte. Dabei ging Emma Herwegh in ihrer Identitätsdarstellung als liebende Frau bei vielen Aspekten mit Agnes Haeckel konform.

Herweghs innere Widersprüchlichkeit drückte sich zudem in ihrer Auffassung vom Frau-Sein aus, die sich auf ihre Selbstdarstellung im Definitionsraum »Liebende« auswirkte.

Es soll abschließend noch einmal darum gehen, inwieweit die von kulturellen Standards gekennzeichneten Geschlechterbilder der Bildungsbürgerinnen ihre Geschlechtsidentität und Emotionalität als Frau prägten. Bei Emma Herwegh ist die Diskrepanz in ihrer Vorstellung vom sozialen Geschlecht »Frau« besonders groß. Sie empfand einerseits Neid auf die Handlungsmöglichkeiten der Männer und nutzte daher ihre Frauenrolle als Liebende und nützliche Gehilfin ihres Partners dazu, ihre eigenen Ziele als politisch aktiver Mensch zu verfolgen. Sie traute sich sogar selbstbewusst zu, eine deutsche Marsaillaise zu schreiben. Andererseits gibt es aus der Zeit nach der Geburt ihres ersten Kindes ein Zitat von ihr, das all dem widerspricht und in dem sich ganz deutlich das zeitgenössische Frauenbild spiegelt, dass Emma Herwegh ja gerade in ihrem Aktionsradius beschränkte:

Sie schrieb ihrem Gatten von dem Besuch eines Mannes, der mit ihr über die

---

<sup>322</sup> E. und A. Haeckel, S. 78.

<sup>323</sup> Hs. Liestal, Sign. 1765, Brief an Georg Herwegh vom 10.12.1846, Blatt 2, Seite 1.

Emanzipation der Frauen reden wollte. Er fragte sie,

*„Ob den Frauen in der neuen Weltordnung nicht ein Platz in den öffentlichen Verhandlungen eben so gut wie den Männern zugestanden werden müsse.- Ich konnte ihm kaum ernst antworten so verrückt find` ich die ganze Geschichte und sagte ihm einfach daß ich an keiner Befreiung weder der Frauen noch Neger glaube ohne eine Gesamtbefreiung daß ich die Männer just so abhängig finde als uns, und daß ich in dem Zugeständnis an den öffentlichen Geschäften Anteilnehmen zu dürfen eine Begrenzung statt eine Erweiterung der Freiheit des Weibes sähe. Ich glaube nimmer mehr, daß wir unsrer Natur nach Freude und mithin Beruf zu diesen Dingen haben sag ich ihm, und betrachte es als ein Glück und als einen Vorzug damit verschont zu bleiben. Ich glaube, daß das Weib das Element des Schönen im Leben vor Allem und in Allem repräsentieren soll wenn es sich treu bleibt, und in außergewöhnlichen Lagen und Momenten für außerordentlich begabte Naturen giebt es keine Gränzen, das haben sie in der Revolution gesehen.“<sup>324</sup>*

Nur besondere Menschen können sich ihrer Meinung nach in bestimmten Situationen auch über ihre Geschlechtergrenzen hinwegsetzen. Emma Herwegh hielt sich letztendlich - trotz vieler Für und Wider - für einen solchen Menschen und beteiligte sich aktiv an der 1848-er Revolution: Als eine »deutsche demokratische Legion« im April 1848 von Paris nach Baden zog, war sie als *„Organisatorin des Verpflegungswesens, Kundschafterin und Mitstreiterin bei dem entscheidenden Kampf der Truppe bei Dossenbach“<sup>325</sup> dabei.*

---

<sup>324</sup> Hs. Liestal, Sign. 1759, Brief an Georg Herwegh vom 3.8.1845, Blatt 3, Seite 1f. (Hervorhebung K. B.)

<sup>325</sup> Bublies-Godau 1998, S. 293.

## 5. BILDUNGSBÜRGER ALS »LIEBENDE«

Mehrfach wurde von den Bildungsbürgerinnen festgestellt, dass Männer generell anders liebten als Frauen.<sup>1</sup> Als Hauptgrund für diese Differenz gaben sie die Berufstätigkeit der Ehemänner an.<sup>2</sup> Die Bildungsbürger verfügten dadurch über einen wesentlichen Definitionsraum, der ihren Frauen verschlossen war. Es gilt zu überprüfen, ob diese Einschätzung der Frauen, dass Lieben geschlechtsspezifisch zu unterscheiden ist, mit der Selbsteinschätzung der Männer übereinstimmt. Grundsätzlich ist zunächst einmal festzuhalten, dass auch die bildungsbürgerlichen Männer einen Teil ihrer Identität aus dem Definitionsraum »Liebender« heraus bildeten.<sup>3</sup>

Methodisch gilt es noch anzumerken, dass, wie bei den Frauen, eine Unterscheidung zwischen Konsens und Gemeinsamkeiten getroffen wird. Konsens bedeutete, dass alle bis auf eine Person konform gehen. Nun gab es aber neun Frauen und nur acht Männer, da einer von ihnen (Ernst Haeckel) mit beiden Gattinnen in die Untersuchungsgruppe aufgenommen wurde. Damit die Phasenrelevanz eingehalten werden kann, ist nun aber nicht von Haeckel allgemein, sondern stets in Bezug auf die spezielle Beziehung die Rede, da er mit beiden Frauen die verschiedenen Phasen durchlief. Somit existieren theoretisch neun statt acht Partner, so dass für einen Konsens mindestens acht von ihnen dieselbe Auffassung vertreten müssen.<sup>4</sup>

### 5.1 Phase 1: Zeit des Werbens

Es können in der männlichen Untersuchungsgruppe im Definitionsraum »Liebender« zwei Aspekte unterschieden werden, die von fast allen Männern geteilt wurden, und fünf weitere, die eine Übereinstimmung aufweisen. Tabelle 11

---

<sup>1</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 85 und Kapitel 4, S. 119.

<sup>2</sup> Vgl. z. B. E. und A. Haeckel, S. 76. Agnes Haeckel verdeutlicht an dieser Stelle ihren Eindruck, dass die Wissenschaft für ihren Gatten wohl stets Vorrang vor der Familie genießen wird.

<sup>3</sup> Weitere Definitionsräume der Männer wurden nicht untersucht, da der Schwerpunkt auf die Identität der Bildungsbürgerinnen gelegt wurde.

<sup>4</sup> So könnte es z. B. dazu kommen, dass zwar nicht alle acht realen Männer einer Meinung waren, aber da Ernst Haeckel in beiden Partnerschaften dieselben Identitäts- oder Liebesmerkmale zeigte, bestünde dennoch ein Konsens.

gibt einen Überblick:

Tabelle 11: Aspekte des Definitionsraums »Liebender« in Phase 1

Konsens: Der Bildungsbürger als...	Gemeinsamkeiten: Der Bildungsbürger als...
Liebesbedürftiger	Glücksbringer
Erlösungsbedürftiger	selbstlos Liebender
	selbstvergessen Liebender
	Überlegener
	Beschützer

#### A. Liebesbedürftiger

Die Männer gaben der Liebe zu ihrer Partnerin einen so hohen Stellenwert in ihrem Leben, dass sie ihre Identität damit verknüpften. Die Relevanz der Liebe<sup>5</sup> drückt sich darin aus, dass der Liebe wichtige Funktionen für das Leben zugeschrieben wurden: Sinnbildung, Glücksstiftung, Unterstützung, Vervollständigung<sup>6</sup> und intrinsischer Lebensgrund. Wie sehr die Liebe als Basis und Sinn des Lebens angesehen wurde, zeigen folgende Ausführungen.

Als Clemens Brentano von seiner Geliebten längere Zeit keine Briefe erhielt, klagte er: *„Oft ergreift mich eine große Angst, Du liebtest mich nicht mehr, o teuer Weib, Du vernichtest mich, wenn Du mich verläßt, mein Leben hängt mit Dir zusammen, schreibe o schreibe.“*<sup>7</sup> Für Levin Schücking ist Louise von Gall, *„das süßeste, das nothwendigste“*<sup>8</sup> Stück seines Daseins geworden.

Robert Schumann präsentierte seine Identität als untrennbar mit der Liebe zur Partnerin verbunden, wie er poetisch formulierte: Er sei *„mit allen Seelenfäden in Dein [Clara Wiecks, K. B.] Sein verwebt.“*<sup>9</sup> Georg Herwegh befürchtete, wenn seine Verlobte nicht bald zu ihm kommen würde, käme er sich *„wahrhaftig selbst abhanden.“*<sup>10</sup> Ein Leben ohne sie und eine Weiterentwicklung ohne sie konnte er sich nicht mehr vorstellen:

*„Glaub` mir, ich bin, da ich Dich nun einmal gefunden, zu Ende, rein zu Ende o h n e Dich, und kann und will nur etwas werden m i*

<sup>5</sup> Wie schon im letzten Kapitel, wird auch hier nicht zwischen der Bedeutung der Liebe und der Bedeutung der Partnerin unterschieden. Vgl. Kapitel 4, S. 118, Anm. 4.

<sup>6</sup> Vgl. dazu in diesem Abschnitt unter dem Aspekt »Erlösungsbedürftiger«, S. 197.

<sup>7</sup> Lebe der Liebe, S. 213. Vgl. ähnlich Dich lieben, S. 160f. und S. 279.

<sup>8</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 117.

<sup>9</sup> Briefe der Liebe, S. 172. Vgl. auch ebd., S. 96.

*t Dir und durch Dich. Etwas werden? Etwas tun? Auch so weit reflektiere ich nicht. Ich liebe - und ich liebe D i c h , dadurch bin ich schon genug und werde genug werden.“<sup>11</sup>*

Die glücksbringende Wirkung der Liebe wurde zum Teil mehrfach von den Männern hervorgehoben. Adolf Stoecker erwartete in der Beantwortung seines schriftlichen Heiratsantrags entweder das „*höchste Glück*“ oder den „*tiefsten Schmerz*“<sup>12</sup>. Er sah in seiner Verlobten sein ganzes „*Erdenglück*“<sup>13</sup>. Ohne die Partnerin war dieses Glück also nicht zu erreichen, und so resümierte Robert Schumann in einer Art innerem Monolog: „*[...] das ist doch all das Glück nicht, das du suchst, das find ich nur bei meinem Mädchen.*“<sup>14</sup>

Die Bildungsbürger präsentierten sich als Liebende also ausgesprochen abhängig von ihren Partnerinnen. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, dass sie regelrecht um Unterstützung und Hilfe durch die Frauen baten: „*Ich bin stark, aber es wäre doch gut, wenn ich stärker wäre, und die einzige Stütze, die ich je brauchen werde, Dich, jetzt zur Hand und in den Armen hätte.*“<sup>15</sup> Ernst Haeckel, den lange Zeit Zweifel plagten, ob sich Liebe und Wissenschaft unter einen Hut bringen lassen, forderte seine erste Verlobte auf: „*[...] laß Dich´s nicht anfechten, mein treues, festes Liebe, halt Du fest und gut an Deinem Erni, und er wird, auf Deine Liebe und Hingebung gestützt, auch noch das Schwerste überwinden. Verlier nur den Mut nicht, so behalt ich ihn auch!*“<sup>16</sup> Auch Robert Schumann und Ernst Schleiermacher glaubten, neue Kraft und Energie in ihren zukünftigen Frauen finden zu können. So hatte Schleiermacher vor, sich sein ganzes Leben an Henriette Willich anzulehnen<sup>17</sup>, und Schumann wollte sich bei Clara Wieck wieder „*Mut und Stärke holen*“<sup>18</sup>.

Die Relevanz der Liebe wurde von den bildungsbürgerlichen Männern so hoch

---

<sup>10</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 143.

<sup>11</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 173. (Hervorhebung im Original) Vgl. zur Relevanz der Liebe auch Freiligrath-Briefe, S. 141 und 156; E. und A. Haeckel, S. 24 und Stoecker Brautbriefe, S. 7, S. 27 und S. 40.

<sup>12</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 7. Vgl. auch Freiligrath-Briefe, S. 141.

<sup>13</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 27. Vgl. auch ebd. S. 48.

<sup>14</sup> Briefe der Liebe, S. 272. Vgl. auch ebd., S. 56 und S. 165 und ähnlich Schleiermachers Briefwechsel, S. 309.

<sup>15</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 201.

<sup>16</sup> Erste Liebe, S. 79. Vgl. auch ebd., S. 87.

<sup>17</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 216.

<sup>18</sup> Briefe der Liebe, S. 180. Vgl. auch ebd., S. 39 und S. 169. Vgl. auch Freiligrath-Briefe, S. 153 und

bewertet, dass sie im Grunde nicht zu überbieten war. Dies haben sie mit ihren Partnerinnen gemeinsam. Bei der Präsentation als »Liebesbedürftige« stellte sich bei den Frauen jedoch heraus, dass eine Reihe von Selbstdarstellungen zur Beeinflussung des Bräutigams und zur Verfolgung eigener Ziele eingesetzt wurde. Auch die Männer ließen sich von verschiedenen Motivationen leiten, wenn sie sich ihren Partnerinnen als »Liebende« präsentierten. Es scheint dabei aber so, als ob sie keine weitergehenden Ziele als die verfolgten, die Liebesbeziehung zu festigen und der Braut den Eindruck zu vermitteln, dass ihre Liebe tragfähig und zukunftstauglich ist.

Levin Schücking bewertete seine Verlobte als den notwendigsten Teil seines Daseins. Damit reagierte er auf eine Einschätzung ihrerseits, dass sein Gefühl für sie noch flüchtig und wenig tiefgreifend sei.<sup>19</sup> Clemens Brentano konnte sich ein Leben nur **mit** Mereau vorstellen und äußerte seine Ängste, dass sie ihn verlassen könnte. Diese waren vielleicht sogar berechtigt, denn er hatte sie zu diesem Zeitpunkt durch sein taktloses und illoyales Verhalten schwer gekränkt.<sup>20</sup> Auch Georg Herwegh wollte seiner Verlobten Ärgernisse und Zweifel nehmen, die ihr allerdings durch Dritte und nicht durch ihn entstanden waren.<sup>21</sup> Er versuchte dies, indem er ihre Relevanz für seine Weiterentwicklung hervorhob.<sup>22</sup>

Es könnte vermutet werden, dass bildungsbürgerliche Männer nur die "alltäglichen" subtilen Beeinflussungen einsetzten, während die Frauen ihre Äußerungen instrumenteller benutzten, um z. B. wissenschaftlich oder politisch aktiv sein zu können. Diese Zweckorientierung lässt sich jedoch letztlich bei den Bildungsbürgern ebenfalls erkennen, wenn auch nicht um Handlungsspielräume zu erweitern; das hatten sie als Männer nicht nötig. Stattdessen wurden die Frauen als Chance gesehen, Zugang zu Aspekten des Lebens zu erlangen, der ihnen allein nicht möglich gewesen wäre. Es geht dabei um einen schwer zu fassenden Sachverhalt, den Saße mit dem Wunsch nach Erlösung durch die Frau

---

19 Stoecker Brautbriefe, S. 127.

Briefe Gall/Schücking, S. 117.

20 Lebe der Liebe, S. 205ff.

21 Herweghs Briefwechsel, S. 173.

22 Er ist der einzige Mann, der enorme finanzielle Vorteile durch seine Heirat erhielt. Vgl. Freiheit überall, S. 98. Wenn ihm auch damit nicht unterstellt werden soll, dass dies für seine Werbung ausschlaggebend gewesen ist, so gilt es doch, dieses Faktum bei der Interpretation zu berücksichtigen, zumal er kaum ein Jahr nach seinen Liebesschwüren eine sehr enge Beziehung zu einer anderen Frau einging.

beschreibt: „Die Geliebte ist dem Geliebten funktional zugeordnet, sie ist seine Erlöserin, die ihn aus allen Widrigkeiten der inneren und äußeren Zerrissenheit zur Einheit mit sich selbst läutert.“<sup>23</sup>

## B. Erlösungsbedürftiger<sup>24</sup>

Häufig stellten die Männer ihre Partnerinnen als Verbindungsglieder zum Leben dar: Während der Zeit, als Sophie Mereau den Kontakt zu Brentano auf Eis legte, schrieb dieser seinem Bruder: „[...] sie ist der einzige lebende Punkt meines Lebens, und so ist das Leben von mir getrennt.“<sup>25</sup> Georg Herwegh forderte seine Braut auf: „Komme bald und erwecke mich zu neuem Leben.“<sup>26</sup> Auch für Adolf Stoecker ist seine Braut eine Art Lebensquell:

„Ich fühle es wieder, daß Du mein Herz bist, aus dem alle meine Lebensströme hervorquellen, um sich durch alle Adern meines Geistes zu ergießen, zu dem auch alle meine Lebensfluten wieder zurückströmen, um in Dir den Pulsschlag zu empfangen, der sie lebenskräftig und liebesfrisch weiterrreibt.“<sup>27</sup>

Für Robert Schumann war Clara Wieck eine Heilerin, die ihn als psychisch labilen Menschen ermutigen, aufrichten und beglücken konnte.<sup>28</sup> Sie hat ihn „dem Leben wiedergegeben [...] Ein armer geschlagener Mann war ich, der nicht mehr beten konnte und weinen achtzehn Monate lang; kalt und starr wie Eisen war das Auge und das Herz. Und jetzt? Wie verändert alles, wie **neugeboren durch Deine Liebe**“<sup>29</sup>.

Belebt fühlte sich auch Ernst Haeckel durch seine zweite Braut: „Drum tausend Dank Dir, Du Zauberin, Die neu belebt hat Mir Herz und Sinn!“<sup>30</sup> Seine erste Verlobte, Anna Sehte, sah er besonders als seinen Lebensquell an, der aus einem „alten isolierten Egoisten [...] einen neuen besseren,

---

<sup>23</sup> Saße 1996, S. 53. Ähnlich argumentiert auch Luhmann 1984, S. 172.

<sup>24</sup> Um diesen Teil des Definitionsraums »Liebender«, den es bei den Frauen nicht gibt, zu verdeutlichen, werden an dieser Stelle relativ viele Zitate dargestellt.

<sup>25</sup> Dich lieben, S. 281f.

<sup>26</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 127.

<sup>27</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 189.

<sup>28</sup> Briefe einer Liebe, S. 70.

<sup>29</sup> Ebd., S. 78. (Hervorhebung K. B.)

<sup>30</sup> E. und A. Haeckel, S. 22.

vollkommeneren Menschen“<sup>31</sup> gemacht hatte. Ihre Liebe bewertete er als eine „Quelle neuen, frischen, liebevollen Lebens und Strebens“<sup>32</sup> und ein „vermittelndes Band zum Verkehr mit anderen Menschen, die ihm ohne Dich so leer, tot und trostlos erschienen.“<sup>33</sup>

Außer der Aufgabe, den Mann zu vitalisieren, hatte die Frau hier also zusätzlich zwischen ihrem Partner und anderen Menschen zu vermitteln. Weitere Aufgaben konnten hinzukommen, wie z. B. ihren Verlobten ruhiger und friedlicher zu machen. Für Clemens Brentano lagen diese Aufgaben auf der Hand:

„Du hast die Bestimmung, mich ruhig und glücklich zu machen, ich fühle, daß Du es kannst [...] O Sei Du der Engel, der mich mit dem Leben, und der Ewigkeit aussöhnt, liebe mich so innig, so überschwenglich, daß ich um Deinetwillen dem Dasein und Gott vertrauen kann“<sup>34</sup>.

Ferdinand Freiligrath war der gleichen Auffassung, wenn er dies auch nicht als Aufgabe, sondern als Tatsache formulierte: „Seit sie mir, und seit ich Ihnen vertraue, bin ich schon weit ruhiger und klarer geworden“<sup>35</sup>. In einem Gedicht für sie drückte er den Frieden, den sie ihm schenkte noch deutlicher aus: „Ich habe dich - das ist die Fülle! Ich habe dich - mein Wünschen ruht! Dein Arm ist meiner Unrast Wiege, Vom Mohn der Liebe süß umglüht; Und jeder deiner Atemzüge haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!“<sup>36</sup>

Ein letztes Beispiel soll die Veränderung, welche die Bildungsbürger durch die Liebe ihrer Partnerin an sich feststellten, dokumentieren. Adolf Stoecker beschrieb diese Wandlung sehr anschaulich. Sein Leben war wie eine

„Kirche mit massiv steinernen Säulen, zwischen denen nichts anderes ertönte als Fugen und Maestosos, als Orgelton und Glockenklang. Und siehe, da ist mein süßes Liebchen hineingetreten in das Heiligtum und hat die Quadern und Säulen mit bunten Blumen umwunden, daß es mir zumute ist wie Frühlingsluft und Blumenduft.

---

<sup>31</sup> Erste Liebe, S. 11. Vgl. auch ähnlich ebd., S. 58.

<sup>32</sup> Ebd., S. 11.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> Lebe der Liebe, S. 169. Vgl. auch Briefe Gall/Schücking, S. 146. Auch Schücking glaubte, dass es ohne einen geliebten Menschen im Leben nicht auszuhalten sei.

<sup>35</sup> Freiligrath-Briefe, S. 39. Vgl. auch ebd., S. 83.

<sup>36</sup> Kellermann, Carl Alfred: Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus Ilm-Athens klassischen Tagen, Weimar 1906, S. 36. Vgl. auch ebd., S. 41. Er schrieb Freunden, dass er durch die Verbindung mit Ida seinen Frieden gefunden hätte.

*Und mein herziges Ännchen plaudert und singt hinein, wie Vogelklang und Nachtigallenlied. Es ist ja noch immer ein Heiligtum, aber ein geschmücktes, erleuchtetes, verschöntes Heiligtum; und durch die offenen Fenster dringt ein Sonnenglanz, die Wonne der ganzen Kreatur.“<sup>37</sup>*

Bei dieser Bedeutung der geliebten Frauen versteht es sich fast schon von selbst, dass die Männer sich ohne sie nur noch unvollständig vorkamen: „Ich kann nicht mehr ohne Dich sein, ich fühle es, Du bist mir notwendig, mein Leben ist nur halb; ich kann die Einsamkeit nicht mehr ertragen, Du, meine andere Hälfte, mußt bei mir sein.“<sup>38</sup>

### C. Beschützer

Der großen Bedeutung, welche die Frauen für ihre Männer hatten, trugen diese Rechnung, indem sie ihr kostbares Gut beschützen wollten:

*„Man sagt, die Menschen seien alle Egoisten; aber das ist doch nicht wahr, wie süß ist es, sich so ganz wegzuschenken, seine Seele wie eine Taube an einem fremden Busen bergen, und dann wieder, wie süß muß es sein, diesen fremden Busen **schützend mit kräftigem Arm an sich zu drücken und ihn vor allem Leid, vor jedem Sturm zu bewahren, ein teures Haupt zu schirmen!**“<sup>39</sup>*

Freiligrath sah dies genauso wie sein Freund Levin Schücking; er trug seine Ansicht in lyrischer Form vor: „Und Liebe trägt dich, Liebe wird dich tragen, Und wird Dich schirmen jetzt und für und für! Drum laß Dein Flattern, laß Dein Flügelschlagen, Sei du mein Vöglein und vertraue mir!“<sup>40</sup>

### D. Überlegener

Einige Bildungsbürger präsentierten sich ihrer Verlobten als ihnen intellektuell überlegen und daher geeignet, sie belehren zu können: „Ich glaube, ich könnte Dir zu manchem Wissen, gerade so wie ihr [die Frauen, K. B.] es haben könnt, verhelfen. [...] Man muß euch, meine ich, alles Wissen unmittelbar religiös machen und dann auch wieder

---

<sup>37</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 19. Vgl. auch zum Frieden, den seine Braut ihm brachte, ebd., S. 32. Positive Veränderungen stellte auch Schleiermacher an sich fest, vgl. Schleiermachers Briefwechsel, S. 150.

<sup>38</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 328. Vgl. auch Stoecker Brautbriefe, S. 174.

<sup>39</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 254. (Hervorhebung K. B.)

<sup>40</sup> Kellermann 1906, S. 37.

unmittelbar sinnlich".<sup>41</sup> Die Männer gingen entsprechend davon aus, dass ihre zukünftigen Ehefrauen zwar Interesse an ihrer beruflichen Arbeit zeigten, diese jedoch niemals im vollen Umfang erfassen könnten: „*Du brauchst deshalb die Studien und die Worte nicht alle zu verstehn*“<sup>42</sup>.

Es gab aber auch ein allgemeines Überlegenheitsgefühl, wie es Robert Schumann ausdrückte: Clara Wieck sollte ihm „*folgsam sein, da nun einmal die Männer über den Frauen stehen*.“<sup>43</sup>

## E. Glücksbringer

Als »Liebender« verbanden die Bildungsbürger ihr eigenes Lebensglück mit der Aufgabe, ihre Frauen glücklich zu machen: „*Es ist mein ganzes irdisches Glück, Dich durch meine treue und völlige Hingabe auch glücklich zu wissen*.“<sup>44</sup> Adolf Stoecker präsentierte sich mit diesem Teil seiner Identität nicht mehr als Individuum, das eine eigene Emotionalität besitzt, sondern als Teil einer Einheit, die über eine gemeinsame Gefühlswelt verfügt: „*Dein Segen ist mein Segen und Dein Leiden ist mein Leiden*.“<sup>45</sup>

Während der Zusammenhang zwischen der eigenen Identität und dem Glück der Partnerin bei Stoecker ganz deutlich wird, lässt sich bei den anderen Bildungsbürgern diese Verbindung nur indirekt erschließen. Durch die Bedeutung, die sie ihrer Partnerin zumaßen, ist davon auszugehen, dass sie glücklich zu machen für ihre Männer von großer Relevanz gewesen ist. D. h. auch, dass Erfolg oder Misserfolg dieses Vorhabens Einfluss auf ihr Selbstwertgefühl gehabt hat. Eindeutige Bezüge zum eigenen Selbstwertgefühl - wie etwa bei den Frauen - werden jedoch nicht hergestellt.

Schleiermacher freute sich auf die Zukunft mit seiner Henriette und frohlockte: „*[...] daß ich Dich habe! daß nun ein herrliches Leben angehn wird, daß ich alle Deine Tage suchen werde zu verschönern und zu schmücken!*“<sup>46</sup> Auch Robert Schumann wollte seine Braut stets glücklich

---

<sup>41</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 324.

<sup>42</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 172; vgl. auch Stoecker Brautbriefe, S. 242.

<sup>43</sup> Briefe der Liebe, S. 215. Vgl. auch ebd., S. 194.

<sup>44</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 157.

<sup>45</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 190. Vgl. zu seiner Aufgabe, seine Braut glücklich zu machen auch ebd., S. 25 und S. 69.

<sup>46</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 361.

machen.<sup>47</sup>

Bei den Bildungsbürgerinnen ergab sich ein mit der »Glücksfee« verwandter Aspekt, nämlich jener der »selbstlos Liebenden«. Ein vergleichbarer Identitätsaspekt ist auch bei den Bildungsbürgern zu finden.

#### F. Selbstlos Liebender

Unter die Kategorie »Selbstlosigkeit« wurden diejenigen Aussagen subsummiert, in welchen es darum ging, die eigenen Bedürfnisse zugunsten des Partners oder der Partnerin zurückzustellen, bzw. dem anderen aus Liebe ein Opfer zu bringen. Selbstlosigkeit wurde also im Bereich des Handelns präsentiert. Die meisten Bildungsbürger stellten ihre Selbstlosigkeit jedoch in einem eher transzendenten Bereich ihrer Liebe dar, weshalb eine zusätzliche Kategorie - »selbstvergessen Liebender« gebildet wurde, die im Anschluss an diesen Abschnitt vorgestellt wird.

Gemäß der vorgenannten Definition verhielt sich Levin Schücking durchaus selbstlos, als er seiner Verlobten zu Liebe eine Stelle annehmen wollte, bei der ihn viele Zweifel bewegten und ihm auch der Arbeitsort nicht zusagte. Zwei Bekannte hatten diese Stelle schon abgelehnt.

*„Freilich hatten die nicht eine so liebe, süße Louise, die mit ihnen nach Augsburg gegangen wär, und das ist bei m i r das was allein den Ausschlag giebt, sie mit aller Macht und allem Streben mir zu verschaffen zu suchen. [...] Daß Du gern in Augsburg sein würdest, macht, daß ich auch gern hingehe, obwohl ich sonst Bayern nicht liebe. Tut alles nichts -, ich liebe Dich, Louise und deshalb tu ich alles, was Du wünscht“<sup>48</sup>.*

Nicht so konkret wie Schücking, aber dennoch selbstlos, äußerte sich Adolf Stoecker, als er seiner Verlobten schrieb: *„Deine Liebe ist mir ja dadurch so ein großer Segen, weil sie mich aus der Eigensucht so völlig herausreißt; ich denke gar nicht mehr an mich, meine Wünsche und Sorgen gehen alle nur auf Dein Glück und Deine Freude.“<sup>49</sup>*

#### G. Selbstvergessen Liebender

---

<sup>47</sup> Briefe der Liebe, S. 245.

<sup>48</sup> Briefe Gall/Schücking, S. 319. (Hervorhebung im Original) Vgl. auch Lebe der Liebe, S. 283. Brentano gibt hier an, dass er für Mereau alles aufgeben würde, sogar seine Dichtkunst.

<sup>49</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 128, Vgl. u. a. auch ebd., S. 101 und S. 293.

In diesem Identitätsaspekt geht es um transzendente Liebe, die zwar selbstlose Handlungen zur Folge haben müsste; diese wurden aber nicht genannt. Die Äußerungen der Bildungsbürger verblieben im eher unfassbaren, abstrakten Bereich der Liebe, in dem die Selbst-Vergessenheit in einem Akt der Hingabe und Verschmelzung mit der Partnerin angesiedelt wurde. Die bildungsbürgerlichen Männer machten sich ihren Partnerinnen selbst zum Geschenk und vergaßen dabei - lt. ihren Selbstdarstellungen - ihr eigenes Ich: „*Liebe Sophie, wenn ich mein Leben betrachte, wie es so vor mir und in mir liegt, so erwarte ich keine Freude mehr als durch Dich, **ich will mich Dir ganz zu eigen geben**, mache mit mir was Du willst.*“<sup>50</sup> Ebenso wie Brentano wollte sich auch Georg Herwegh seiner Braut völlig hingeben; allerdings reagiert er damit auf einen Brief, in dem sich Emma Herwegh als die stets stärker emotional Gebende bezeichnet hatte<sup>51</sup>: „*Und sei nicht so stolz, als ob nur D u geben könntest. Ich kann auch geben, aber nie weniger, als mich, ganz Dir, Dir, mein Herz!*“<sup>52</sup> Adolf Stoecker konstatierte, dass er letztlich nicht mehr unterscheiden konnte zwischen dem eigenen Ich und dem der Geliebten.<sup>53</sup> Ähnlich betrachte auch Ernst Haeckel in seiner ersten Verlobungsphase diesen Sachverhalt: „*Wenn ich in Dein treues, blaues Gedankenauge sehe, Deine warmen, weichen Lippen fühle, Deine feste, sichere Hand halte, **dann weiß ich nichts von mir selbst mehr, ich bin ganz der Deine** und als solcher glücklich*“<sup>54</sup>.

### 5.1.1 Auswertung

Im Folgenden geht es um folgende zwei Leitfragen: 1. nach dem Zusammenhang zwischen dem bildungsbürgerlich-männlichen Ehebegriff sowie Geschlechterbild und der Identität im Definitionsbereich »Liebender«, 2. nach dem Verhältnis von Emotions- und Geschlechternormen im Bereich kulturelle Orientierung bei der Identitätsbildung. Wie die Präsentation als »Liebender« abschließend zu beurteilen ist, kann nur in Relation zu den Bildungsbürgerinnen beantwortet werden und

---

<sup>50</sup> Lebe der Liebe, S. 169. (Hervorhebung K. B.) Vgl. auch Briefe Gall/Schücking, S. 254.

<sup>51</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 122.

<sup>52</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 145. (Hervorhebung um Original)

<sup>53</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 40.

<sup>54</sup> Erste Liebe, S. 75. (Hervorhebung K. B.)

erfolgt deshalb erst im Anschluss an die letzte Phasenauswertung.<sup>55</sup>

Bei den Ehebegriffen der bildungsbürgerlichen Männer erstaunte ihre überaus positive Wertung der Ehe als „Himmel auf Erden“.<sup>56</sup> Die Ergebnisse im Bereich der Geschlechtervorstellungen und Selbstdarstellungen können nun zusammen genommen diese Bewertung erhellen: Bildungsbürger sahen Frauen als emotionsbestimmter an, ganz entsprechend der herrschenden Geschlechternorm. Das weibliche Geschlecht sei generell gefühlvoller und daher stärker in der Lage, Liebe zu empfinden.<sup>57</sup> Das eigene soziale Geschlecht beschrieben sie entsprechend polarisierend als weniger emotional und eher durch Rationalität bestimmt.<sup>58</sup> Diese Komplementarität forderte geradezu ein Denken in Abhängigkeiten vom anderen Geschlecht heraus, da nur die Ergänzung der Geschlechter zu einem vollkommenen Menschsein verhelfen konnte.<sup>59</sup> Diese Art der Abhängigkeit zeigte sich dann auch in der Präsentation als »Erlösungsbedürftiger«. Frauen wurden zur psychischen Vervollständigung benötigt, um sich als „ganzer Mensch“ zu fühlen.<sup>60</sup>

Paradoxerweise führt gerade dieses Bedürfnis nach Ganzheitlichkeit durch Ergänzung der Geschlechter zum Gegenteil. Die polarisierte Zwei-Geschlechtlichkeit verwischt sich und eine Ähnlichkeit von bildungsbürgerlichen »Frauen« und »Männern« tritt hervor, da sich die Bildungsbürger wie ihre Partnerinnen gefühlvoll, emotional abhängig und in manchen Bereichen hilfsbedürftig zeigten.

Diese Tatsache nahmen auch die Bräute zur Kenntnis, was sich in ihrer Fremdwahrnehmung widerspiegelte.<sup>61</sup> Wie die Männer wussten aber auch sie darum, dass diese gemäß ihres sozialen Geschlechts eigentlich anders zu sein hatten: Kraftvoll, willensstark, tapfer, selbstständig und rational.<sup>62</sup> So kann es nicht verwundern, dass trotz dem Gefallen, den die Bildungsbürgerinnen an ihren

---

<sup>55</sup> Vgl. Abschnitt 6.4 zum Geschlechtervergleich.

<sup>56</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 106.

<sup>57</sup> Vgl. ebd., S. 88.

<sup>58</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 89.

<sup>59</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 61, Anm. 228.

<sup>60</sup> Vgl. Frevert 1995, S. 157. Sie weist darauf hin, dass es seit Ende des 18. Jahrhunderts einen fixen Topos gab, dass Männer Zuflucht zu den Frauen nahmen, wenn sie Sehnsucht nach „*Harmonie, Authentizität, Ganzheitlichkeit*“ verspürten. „*Frauen, lautete die Botschaft, gehörten einer anderen Welt an als Männer: der Welt der Liebe und Familie, der Kultur und Ästhetik. Frauen repräsentierten ein anderes Lebensprinzip.*“

<sup>61</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 93.

<sup>62</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 50.

gefühlvollen Verlobten hatten, sie diese gleichzeitig zu mehr Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein anhielten<sup>63</sup>, sie „*kräftig männlich*“<sup>64</sup> sehen wollten und ihren „*Mangel an Festigkeit, Willenskraft*“<sup>65</sup> kritisierten.

Diese Ambivalenz in der Bewertung des Verhaltens ihrer Partner spiegelt aber nur die ambivalente Identität der Männer wider. Wie bei den Bildungsbürgerinnen scheint das Durchbrechen von Geschlechterstereotypen zugunsten der Anforderungen der romantischen Liebe vorgenommen worden zu sein. Dieser bildungsbürgerliche Emotionsstandard wurde auch bei den Männern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in **allen** Aspekten ihrer Selbstdarstellung im Definitionsraum »Liebender« sichtbar:

Als »Liebesbedürftiger«, »Glücksbringer« und »selbstlos Liebender« zeigen sich dieselben Orientierungen am Liebesideal wie bei den Frauen.<sup>66</sup> In den Identitätsaspekten des »Erlösungsbedürftigen« und des »selbstvergessenen Liebenden« betonten die Bildungsbürger das Element des Emotionsstandards, der eine religiöse Bedeutung der Liebe fordert. Ihr wird ein erlösender Charakter zugesprochen, indem in der Vereinigung der Liebenden eine Erlösung vom Selbst angestrebt wird.<sup>67</sup>

Dass sie sich ihren Bräuten als überlegen und beschützend darstellten, belegt ein weiteres Mal, dass das Ideal der romantischen Liebe sowohl Aspekte gleichwertiger wie auch hierarchischer Geschlechterbeziehungen beinhaltet. Während die Bildungsbürger sich also einerseits als Partner ihrer Frauen präsentierten, demonstrierten sie mit den letzten beiden Identitätsaspekten ihre Dominanz.

Die Bejahung, Produktion und Anwendung bildungsbürgerlicher Gefühlskultur zeigte sich jedoch nicht nur bei der Selbstdarstellung als »Liebender«, sondern ebenso in der generellen Kommunikation und Präsentation in der Liebesbeziehung, also unabhängig von einer Verknüpfung mit der eigenen Identität. Dies soll im Folgenden durch einige Beispiele verdeutlicht werden.

Typisch für eine Liebesbeziehung, die sich am Standard der romantischen Liebe orientierte, war die Herstellung größtmöglicher Intimität, wie sie eben nur unter

---

<sup>63</sup> Hs. Jena, Brief an Ernst Haeckel vom 27.2.1859, Blatt 5, Seite 1.

<sup>64</sup> Freiligrath-Briefe, S. 77.

<sup>65</sup> Ebd., S. 31.

<sup>66</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 146.

zwei Menschen möglich ist. Diese zeitweilige Weltflucht der Liebenden beschrieb Freiligrath in dichterischen Versen: „*In unsrer Liebe Nacht versunken, / Sind wir entflohn aus Welt und Zeit: / Wir ruhn und träumen, wir sind trunken / In Seliger Verschollenheit!*“<sup>68</sup>

Ein hohes Maß an Offenheit der Braut gegenüber konnte ebenfalls die geforderte Intimität schaffen. Nach gewissen Geständnissen wartete der Mann dann gespannt auf eine Reaktion: „*Ich habe dich so tief in mein Inneres schauen lassen, daß ich mit zitternder Spannung darauf warte, wie Du mein Leben nach solchen Bekenntnissen ansiehst.*“<sup>69</sup>

Ein weiteres wichtiges Kennzeichen romantischer Liebe war die ständige Beobachtung des Gegenüber auf Zeichen der Liebe, so dass die Liebenden sich immer wieder Signale der Liebe übermitteln mussten. Dazu gehörte, der anderen zu versichern, dass die Gedanken sich vielfach mit ihr beschäftigten: „*Ich will es nur gestehen, daß ich eigentlich zu allem unfähig geworden bin, seit ich Dich verlassen, daß meine besten Pläne zu Wasser werden durch die fortwährende Beschäftigung mit Dir.*“<sup>70</sup> Am direktesten konnte mit einer einfachen Liebeserklärung der Fortbestand des Gefühls verdeutlicht werden: „*Lieber Schatz, je mehr ich von Dir kennen lerne, je mehr liebe ich Dich und schätze ich Dich.*“<sup>71</sup> Aber auch andere Mittel erfüllten diesen Zweck, beispielsweise Komplimente. So nannte Ernst Haeckel seine zweite Braut „*süßeste, lieblichste Circe*“<sup>72</sup> und führte weiter aus: „*Wenn Du nur wüßtest, wie reizend Du gestern abend im Mondschein warst, Du zierliche kleine Fee, so würdest Du vollkommen begreifen, in welchem Zustand geistiger Zerrüttung sich der bedauernswürdige, sonst so „gute“ Professor befindet.*“<sup>73</sup> Ferdinand Freiligrath schilderte seiner Geliebten seine Liebe, indem er allein an gemeinsam durchwanderten Orten auf bestimmte Weise an sie dachte:

„*Wie unendlich lieb und theuer und wichtig sind mir jetzt alle diese Stellen, die dein Fuß betreten hat, [...] alles, alles ist mir durch Dich verklärt! Du hast jedem Plätzchen, jedem Pfade,*

---

<sup>67</sup> Vgl. insgesamt zur Charakteristik der romantischen Liebe, Kapitel 2.7.1.

<sup>68</sup> Kellermann 1906, S. 37.

<sup>69</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 209.

<sup>70</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 143. Vgl. auch Schleiermachers Briefwechsel, S. 133.

<sup>71</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 130. Vgl. auch Schleiermachers Briefwechsel, S. 322.

<sup>72</sup> E. und A. Haeckel, S. 42. (Hervorhebung im Original)

*jedem Felsstück die Weihe gegeben; Du bist mir die Fee der ganzen Gegend; wo ich geh` und stehe, seh` ich nur Dich.*"<sup>74</sup>

Gemäß dem Kommunikationscode wurde die Ewigkeit der Liebe hervorgehoben<sup>75</sup>, ihre Besonderheit als einzig wahre<sup>76</sup> und ihr fast religiöser Status.<sup>77</sup>

Zudem benutzten die Bildungsbürger den Topos von der »Liebe als Schicksalsmacht«: „[...] unser gütiger Geist, der uns schon bei unsrer Geburt füreinander bestimmt“<sup>78</sup>.

Ebenso galt es, die geistig-seelische Verbundenheit zu betonen. Freiligrath, der zunächst mit einer anderen als Ida Melos verlobt war, bemerkte dieser gegenüber traurig: „Ach, wenn sich doch immer gleich das, was sich erkennt und versteht, gleich begegnete!“<sup>79</sup> Er beschrieb sich selbst als geistig vereinsamt, bevor er sie kennen lernte.<sup>80</sup>

Diese geistige Verbindung wurde teilweise über eine Seelenverwandtschaft hinaus bis ins Transzendente hinein verlängert. So fühlte sich Robert Schumann beispielsweise seiner Verlobten auch in der Distanz sehr nahe: „Zum ersten Mal seit vielen Wochen habe ich recht laut geweint - und mir war`s, als müßtest Du das fühlen - ein unsäglich schönes Gefühl der Nähe hatte ich.“<sup>81</sup>

Aber auch in dem Bereich der geistigen Interessen bestand zwischen den Brautleuten eine Verbindung. Bei Adolf Stoecker und seiner Verlobten war dies z. B. die Philosophie.<sup>82</sup>

Neben dem geistig-seelischen Gebiet spielte bekanntlich der physische Bereich ebenfalls eine große Rolle in der romantischen Liebe. Besonders als Begleiterscheinung von sekundären Emotionen wie Liebeskummer, Sehnsucht und Trennungsschmerzen war die Physiologie von Bedeutung. Liebeskummer konnte

---

73

Ebd.

74

Buchner, Wilhelm (Hg.): Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen, Bd. 1, Lahr 1881, S. 376f.

75

Stoecker Brautbriefe, S. 301.

76

Schleiermachers Briefwechsel, S. 170 und S. 309f.

77

Ebd., S. 196.

78

Briefe der Liebe, S. 43. Vgl. u. a. auch Freiligrath-Briefe, S. 141.

79

Freiligrath-Briefe, S. 118.

80

Ebd., S. 118.

81

Briefe einer Liebe, S. 39.

82

Stoecker Brautbriefe, S. 114f.

die Augen trüben<sup>83</sup> und der Trennungsschmerz konnte zu „Herzdrücken und Kopfweh“<sup>84</sup> führen. Sehr plastisch schildert Clemens Brentano die Auswirkung von Sehnsucht nach der Geliebten:

*„[...] o Du mein Herz, poche nicht so, ach Sophie ich bin krank, ich muß weinen, wie ein kleines Kind nach Dir, und da habe ich so ein verdammtes Zucken in den Nerven dabei, so brennend und taub, ich kann es nicht beschreiben, aber ich will mich zu Bette legen, vielleicht wird es besser.“<sup>85</sup>*

Die Sehnsucht und das Verlangen nach der Geliebten, das er hier beschreibt, wirkte sich also auf seine Nerven aus; in einem späteren Brief stellte er dann sogar fest, dass die Sehnsucht sein Nervensystem „etwas zerrüttet“<sup>86</sup> hat. An anderer Stelle verursachte die Sehnsucht ihm Herzprobleme: *„In mir ist eine Sehnsucht nach Dir, ich möchte in jeder Minute zu Dir hin, mein Herz drängt gegen eine Wand der Brust, wie ein Lebendigbegrabener gegen seinen Kerker“<sup>87</sup>.*

Der physische Bereich beinhaltete natürlich auch Erotik und Sexualität. Darüber äußerten sich die Bildungsbürger etwas häufiger und klarer als ihre Frauen. So sprach Schleiermacher Klartext mit seiner Braut, da zwischen ihnen zunächst Unsicherheiten bestanden, ob die Ehe vollständig vollzogen werden sollte, oder ob Henriette Willich nur dem Namen nach seine Frau würde. Er verdeutlichte ihr, dass er sie beehrte und sich auch körperlich mit ihr vereinigen wollte:

*„Aber das verstehst Du doch auch, süße Jette [Abk. Für Henriette, K. B.], daß, wenn Du mir nun auf einmal sagen wolltest, Du wolltest nur meine Frau heißen, süße Jette, ich mich schwer mehr würde darin finden können. Nein, Du bist und mußt ganz mein sein; wie mir nichts in Dir verborgen sein soll, und ein solches gänzliches Enthüllen des inneren Wesens nur in der Ehe ist, so muß auch auf jede Weise unser Leben zusammenschmelzen in Eines und jedes dem andern ganz angehören. Ich darf Dir auch sagen, daß mich danach verlangt, denn ich verlasse mich darauf, daß Du weißt, wie heilig das in mir ist, und daß auch es in Worten zu sehn, wiewol es für die Worte nicht gehört, Dir keine Schamröthe, sondern nur*

---

<sup>83</sup> Briefe einer Liebe, S. 49.

<sup>84</sup> Ebd., S. 149.

<sup>85</sup> Lebe der Liebe, S. 140.

<sup>86</sup> Ebd., S. 197.

<sup>87</sup> Ebd., S. 154.

*die schönste Röthe der heiligsten Liebe hervorbringen kann.*"<sup>88</sup>

Robert Schumann und Clara Wieck planten gemeinsam den ersten Geschlechtsverkehr schon vor der Ehe, so dass er fragen konnte: „*Ist es denn möglich, daß ich dich heute das letztmal hören soll, zum letztenmal als Mädchen? - Ein süßer Schauer kommt über mich.*“<sup>89</sup> Adolf Stoecker liebte die zärtlichen Stunden zu zweit, die dem Paar regelmäßig nach dem Essen von ihrer Familie gewährt wurden, so sehr, dass er seine Braut darüber beruhigen musste, dass das nicht alles sein würde, was er in der Ehe von ihr wollte:

*„Fürchte nicht, daß ich auch hier in Hamersleben [zukünftiger Wohnsitz des Paares, K. B.] nichts weiter begehren und tun werde, als Deine Liebe in Kuß und Umarmung zu genießen. Jetzt ist mir das in den kurzen Stunden unseres Verkehrs wirklich höchstes Bedürfnis. Ich bin am glücklichsten, wenn ich in süßem Umfangen Herz an Herz meiner Liebe mit ihrer Wonne so ganz und voll bewußt werde.“*<sup>90</sup>

Von seiner Leidenschaftlichkeit wusste auch Georg Herwegh zu schreiben, der im Gesamtbriefwechsel im Vergleich mit seiner Braut eher kühl wirkte: „*Briefe taugen nichts mehr unter uns beiden; sie werden immer zurückbleiben hinter unserer Leidenschaft, wir mögen schreiben, wie wir wollen.*“<sup>91</sup>

Am häufigsten und deutlichsten äußerte sich Brentano über seine leidenschaftlichen Gefühle. Er schrieb seiner Geliebten, er könne den Gedanken nicht ertragen, im selben Zimmer mit ihr zu sein, aber nicht im selben Bett und auch nicht „*in demselben Bett und nicht in demselben Leib.*“<sup>92</sup> Sein überschäumendes Verlangen demonstrieren auch folgende Zeilen:

*„[...] o Sophie tue die Augen auf, liebe mich, sehr, sehr liebe mich, vergiß das Leben, vergiß daß Du eine artige Frau bist, Herz habe, Arme habe, Lippen habe für mich allein, trinke mich aus, so lange ich schäume [...] denn Du wirst neu lebendig, schön und verjüngt sein, wenn Du Dich in mir berauscht hast“*<sup>93</sup>.

Allerdings blickte bei aller vorehelicher Erotik auch schon einmal so etwas wie

---

<sup>88</sup> Schleiermachers Briefwechsel, S. 177.

<sup>89</sup> Briefe der Liebe, S. 127.

<sup>90</sup> Stoecker Brautbriefe, S. 99. Vgl. auch ebd., S. 289.

<sup>91</sup> Herweghs Briefwechsel, S. 196.

<sup>92</sup> Lebe der Liebe, S. 217. Zu seinem Begehren vgl. u. a. ebd., S. 113, S. 139, S. 197, S. 275 und S. 282.

Doppelmoral durch. Denn als Mereau sich einmal geweigert hatte, Brentanos Verführungskünsten zu erliegen, hatte er sie gerade deshalb geehrt.<sup>94</sup>

## 5.2 Phase 2: Junge Ehe

Für die zweite identitätskritische Lebensphase liegt das Material der Paare Brentano/Mereau, Freiligrath, Schumann und Haeckel/Huschke vor. Wie im Kapitel über die Bildungsbürgerinnen werden auch hier nun neben Gemeinsamkeiten ergänzende Einzelaussagen herangezogen.

Tabelle 12 gibt einen Überblick über die Teilaspekte der Identität im Definitionsraum »Liebender«.

Tabelle 12: Aspekte des Definitionsraums »Liebender« in Phase 2

Konsens: Der Bildungsbürger als...	Gemeinsamkeiten: Der Bildungsbürger als...	Einzelaussagen: Der Bildungsbürger als...
Liebesbedürftiger	Erlösungsbedürftiger	Glücksbringer

### A. Liebesbedürftiger

Auch während der jungen Ehe stellten die meisten Bildungsbürger die Bedeutsamkeit der Liebe und der Partnerin für ihr Leben heraus. Es finden sich vergleichbar mit der ersten Beziehungsphase Funktionen der Liebe als glücksstiftend und sinnbildend. Beide Funktionen lassen sich in Briefen Freiligraths an seine Freunde finden:

*„Ich bin glücklich, überglücklich. Mag nun auch kommen, was da will im Leben: Ich stehe gerüstet da für Alles! Ich weiß, wofür ich strebe und meine Kräfte ansporne. - - Gottes Segen über mein Weib! Womit verdiene ich dies unbeschreibliche Glück? Es ist mir alles wie ein Traum.“<sup>95</sup>*

Auch Robert Schumann äußerte sich im Ehetagebuch über sein junges Eheglück:

*„Ereignisse nur wenig, Glück die Fülle. Mein Weib ist ein wahrer Schatz, der täglich größer wird. Fühlte sie so recht, wie glücklich sie mich macht.“<sup>96</sup>*

Ganz deutlich wurde die sinnbildende Funktion der Liebesbeziehung, wenn diese

<sup>93</sup> Ebd., S. 143.

<sup>94</sup> Lebe der Liebe, S. 139.

<sup>95</sup> Kellermann 1906, S. 48. Vgl. ähnlich den Brief an Schücking, ebd., S. 49.

endete, wie beispielsweise bei Brentano mit dem Tod seiner Frau: „*Ach Savigny, ich habe alles verloren, alle Geschichte meines Lebens, **alles was mich liebte, trieb und erhielt**, ich habe keinen Wunsch als zu sterben.*“<sup>97</sup>

## B. Erlösungsbedürftiger

Wie schon vor der Ehe sollte auch nach der Heirat die Frau eine Art Erlösungsfunktion für die bildungsbürgerlichen Männer einnehmen, wodurch sie eng mit der Identität ihrer Männer verbunden waren. Als »Liebende« präsentierten sich die Männer deshalb entsprechend abhängig; nur durch ihre Frauen konnten sie Ruhe und Frieden finden: „*Ich fühle mich überglücklich in dem Besitze eines der edelsten und herrlichsten Weiber, die wohl je ein weiland unstetes Poetenherz befriedet und über sich selbst und Das, was man in der Welt eigentlich soll, klar gemacht haben.*“<sup>98</sup>

Clemens Brentano machte in seinen Aussagen noch deutlicher, dass die Liebesbeziehung ein Bereich war, der identitätsstiftend wirkte. Wenige Monate nach seiner Heirat mit Mereau schrieb er an sie: „*[...] ich hab Dich ja, und **durch Dich mich selbst** [...] Du liebst mich, ich bin nicht mehr ausgestoßen von der Welt*“<sup>99</sup>.

Nach Mereaus Tod erkannte Brentano ganz klar, wie sehr ihm die psychische Unterstützung seiner Frau fehlte. Sie, die mit beiden Beinen fest im Leben stand, hatte ihn stets wieder aufgerichtet; allein fühlte er sich dazu außerstande.<sup>100</sup>

## C. Glücksbringer

Robert Schumann drückte im Ehetagebuch den Wunsch aus, dass seine Frau mit ihm glücklich würde. Clara Schumann besäße alles, „*einen Mann zu beglücken, und es ist gewiß mein höchster Wunsch, geliebtes Weib, daß auch Du so zufrieden und glücklich bei mir bist.*“<sup>101</sup> Konkret stellte er jedoch ihre Bedürfnisse als Pianistin hinter den seinen als Komponist zurück.

---

<sup>96</sup> Tagebücher, Wocheneintrag vom 13.-20. September 1840, S. 100.

<sup>97</sup> Dich lieben, S. 389. (Hervorhebung, K. B.) Mit dem Adressaten Savigny ist der Juraprofessor Karl Friedrich von Savigny (1779-1861) gemeint.

<sup>98</sup> Kellermann 1906, S. 46. An dieser Stelle wird ein Brief an einen Freund zitiert.

<sup>99</sup> Lebe der Liebe, S. 295. (Hervorhebung, K. B.)

<sup>100</sup> Dich lieben, S. 387f.

<sup>101</sup> Tagebücher, Wocheneintrag vom 13. bis 20. September 1840, S. 102.

Seine Frau muss seine Lieder „so oft durch Stillschweigen und Unsichtbarkeit erkaufen. So geht es nun in Künstlerehen, und wenn man sich liebt, immer noch gut genug.“<sup>102</sup>

### 5.2.1 Auswertung

Es ist deutlich zu erkennen, dass die Selbstdarstellung als »Liebender« während der jungen Ehe an Facettenreichtum gegenüber der ersten Beziehungsphase eingebüßt hat. Statt sieben Teilaspekte in diesem Definitionsraum können nur noch drei herausgefiltert werden. Allerdings blieb in beiden Phasen die Schwerpunktsetzung dieselbe, nämlich auf der »Liebes- und Erlösungsbedürftigkeit«. Auffallend darin ist, dass, zusammen mit dem dritten Aspekt des »selbstlos Liebenden«, nur Identitätselemente während der zweiten Beziehungsphase präsentiert wurden, welche die Abhängigkeit der Männer von ihren Frauen betonen. Von männlicher Dominanz in Form intellektueller oder körperlicher Überlegenheit<sup>103</sup> ist nicht mehr die Rede; vielleicht weil sie zu selbstverständlich ist.

Mit den drei Identitätselementen dieser Phase zeigten die bildungsbürgerlichen Ehemänner weiterhin eine Orientierung am Emotionsstandard der romantischen Liebe. Dies lässt sich auch an anderen, nicht identitätsrelevanten Präsentationen als liebender Gatte erkennen:

Ebenso wie vor der Ehe galt es Signale dafür zu liefern, dass die Liebe nach wie vor vorhanden war. Dies konnte beispielsweise dadurch geschehen, dass die Gatten bei einer Trennung betonten, wie stark sie in Abwesenheit ihrer Frauen dennoch in Gedanken bei ihnen weilten: „Wieviel habe ich Deiner schon gedacht, und wie hat mich dein liebes Bild auf Schritt und Tritt immer begleitet, namentlich hier in München, wo wir vor einem Jahr so vergnügt waren!“<sup>104</sup>

Komplimente und Liebeserklärungen zielten in die gleiche Richtung:

„Überhaupt könnte ich gar nicht fertig werden, wollte ich von aller Liebe erzählen, die mir Clara in dieser Zeit [als er an seiner 1.

---

<sup>102</sup> Tagebücher, Wocheneintrag vom 22. bis 29. November 1840, S. 127. Vgl. u. a. auch ebd., Wocheneintrag vom 6.16.12.1840, S. 132.

<sup>103</sup> Gemeint sind hier die Identitätselemente der ersten Phase des »Beschützers« und des »Überlegenen«.

<sup>104</sup> E. und A. Haeckel, S. 47. Vgl. auch ebd., S. 50.

*Sinfonie arbeitete, K. B.] erwiesen und mit so willigem Herzen. Unter Millionen hätte ich suchen können, die mir, wie sie soviel Nachsicht, so viel Aufmerksamkeit schenkt. Nun, lasse Dich küssen, mein gutes Weib, die ich immer mehr liebe und achte“.*<sup>105</sup>

Da die Bedeutung der Partnerin für ihren Mann nach wie vor groß war, spielten auch Begleitemotionen wie Eifersucht, Sehnsucht, Wiedersehensfreude weiter eine Rolle. So bekannte Freiligrath seiner Frau, dass seine Sehnsucht nach ihr keine Grenzen kannte<sup>106</sup> und Brentano beschrieb seine Freude, seine Frau endlich wieder zu sehen.<sup>107</sup> Physiologische Reaktionen wie noch in der Brautzeit wurden allerdings selten beschrieben. Eine Ausnahme bildet die Wirkung, die Brentano beim Gefühl der Eifersucht verspürte:

*„[...] ich armer innerlich entzündeter Junge, heute schon den ganzen Weg zerreißt mich die Erinnerung an Deine verfluchte Berliner Reise mit Schmid, bei jedem Gegenstand denke ich an Dich, und daß er unter wegs in einer Stube mit Dir schlief, dann ergreift mich eine innere zerreiende Wut“*<sup>108</sup>.

Von ihm erfährt man auch etwas über eine andere Seite der Leiblichkeit, nämlich Erotik und Sexualität. Das Bett in einem Gasthaus hielt er für

*„würdig [...], auf Deinen Namens, Geburts- und Hochzeitstag mit Dir drin zu spielen, und wärst Du hier, Du wärst nicht sichrer vor mir als das Tintenfaß jetzt vor meiner Feder ist, ach wär ich die Feder, und Du das Tintenfaß, ich brauchte dann nicht zu schreiben und das eintauchen wäre hinreichend, überflüssig und doch nie genug.“*<sup>109</sup>

Gemäß dem kulturellen Standard der romantischen Liebe wurden neben der körperlichen Liebe auch geistige Verbundenheiten des Paares hervorgehoben. Ernst und Agnes Haeckel tauschten sich beispielsweise über die wissenschaftliche Arbeit des Mannes aus.<sup>110</sup> In den Knstlerehen stand die Musik oder die Schriftstellerei entsprechend im Vordergrund; die Schumanns beschäftigten sich

---

<sup>105</sup> Tagebücher, Wocheneintrag vom 14. bis 21. Februar 1841, S. 149. Vgl. auch *Lebe der Liebe*, u. a. S. 349.

<sup>106</sup> Kellermann 1906, S. 61. Vgl. auch *Lebe der Liebe*, u. a. S. 299 und S. 325ff.

<sup>107</sup> *Lebe der Liebe*, S. 302.

<sup>108</sup> Ebd., S. 316.

<sup>109</sup> Ebd., S. 304. Vgl. u. a. auch ebd., S. 326 und S. 329.

<sup>110</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 167.

aber ebenfalls z. B. mit Shakespeare, Jean Paul oder Goethe.<sup>111</sup>

Interessanterweise ließen sich bei einem Bildungsbürger (Ernst Haeckel) zwar Elemente des romantischen Liebescodes entdecken, jedoch keins von ihnen wurde mehr mit der eigenen Identität verbunden. Davon ausgehend, dass die Relevanz der Liebesbeziehung umso höher einzuschätzen ist, je stärker sie mit dem eigenen Ich verknüpft wird, lassen Haeckels Äußerungen den Schluss zu, dass sich für ihn in der jungen Ehe die Bedeutung der Beziehung reduziert hat, obwohl er sich weiter des Kommunikationscodes »romantische Liebe« bediente. Wie die Entwicklung in der dritten Beziehungsphase sich weiter vollzog, zeigt der nächste Abschnitt.

### 5.3 Phase 3: Junge Elternschaft

Die Untersuchung der dritten identitätskritischen Lebensphase der Bildungsbürger bezieht sich auf Quellenmaterial der Paare Herwegh, Schleiermacher, Schumann und Haeckel/Huschke.

In der folgenden Tabelle werden wiederum die Teilaspekte der Identität im Definitionsraum »Liebender« vorangestellt.

Tabelle 13: Aspekte des Definitionsraums »Liebender« in Phase 3

Konsens: Der Bildungsbürger als...	Gemeinsamkeiten: Der Bildungsbürger als...	Einzelaussage: Der Bildungsbürger als...
Liebesbedürftiger	Erlösungsbedürftiger	Beschützer
		Glücksbringer

#### A. Liebesbedürftiger

Die sinnbildende und glücksstiftende Wirkung der Liebe wurde in der dritten Beziehungsphase auch weiterhin von fast allen Bildungsbürgern betont. So klagte Robert Schumann während einer Konzerttournee seiner Frau: „*Diese Öde im Haus, diese Leere in mir!*“<sup>112</sup> Georg Herwegh hob ebenfalls die Relevanz der Partnerin für sein Leben hervor, indem er sie bat, auf ihre Gesundheit Acht zu geben: „[...] *schone schöne schöne Dich für den, der ja Alles nur in*

<sup>111</sup> Tagebücher, Wocheneintrag vom 25. bis 31. Oktober, S. 118 und ebd., Wocheneintrag vom 18. Juli bis 8. August 1841, S. 179.

<sup>112</sup> Briefe der Liebe, S. 282. (Hervorhebung, K. B.) Vgl. auch ebd., S. 285.

*Dir besitzt, Dein Georg.*<sup>113</sup>

Schleiermacher entgegnete seiner Gattin auf ihre Ansicht, dass ihre Briefe ihr recht „inhaltsleer“<sup>114</sup> vorkamen: „Ach! Liebe, Du fehlst mir doch in Allem, auch beim Predigen, wie Du überhaupt weit mehr auf mich wirkst, als Du Dir einbildest!“<sup>115</sup> Er reagierte mit seiner Darstellung als liebender Gatte also beschwichtigend auf ihre Selbstzweifel bzw. ihrem „fishing for compliments“.

Während dieses Beispiel die Kontextgebundenheit der Identitätspräsentationen verdeutlicht, geht das folgende darüber hinaus, indem in ihm zusätzlich die Instrumentalisierung von Präsentationen in den Blick gerät. Robert Schumann beschreibt seinen trostlosen Zustand während der Konzertreise seiner Frau, womit er höchstwahrscheinlich weitere berufliche Pläne seiner Gattin von vornherein abzuwehren versuchte.<sup>116</sup> Er wurde nämlich während der Abwesenheit Clara Schumanns von verschiedenen Seiten kritisiert, wie er seine Frau, noch dazu als junge Mutter, diese Tournee hatte unternehmen lassen.<sup>117</sup>

#### B. Erlösungsbedürftiger

Bildungsbürgerliche Männer erwarteten auch in der dritten Beziehungsphase eine Vitalisierung durch ihre Frauen; erst durch sie fühlten sie sich wirklich lebendig. Als Schleiermacher von seiner Gattin getrennt war, beschrieb er ihr seine Sehnsucht und seine Gedanken an sie als den besten Teil seines Lebens: „[...] darin fühle ich alles schöne meines Daseins am lebendigsten.“<sup>118</sup> Er wünschte sich, sie würde zu ihm kommen und ihn aus seinem Dämmerzustand, in dem ihn auch melancholische Gedanken plagten, in die Realität zurückholen: „[...] reiße mich durch Deine holde Gegenwart aus diesem träumenden Zustand, den die einsame Beschäftigung am Schreibtisch nicht zu bändigen

---

<sup>113</sup> Hs. Liestal, Sign. 1764, Brief an Emma Herwegh vom 22.12.1846, Blatt 3, Seite 2. Vgl. auch ebd., Sign. 1747, Brief an Emma Herwegh vom 15.7.1845, Blatt 1, Seite 1. Dort erklärt Herwegh, dass seine Frau ihn glücklich und mutig mache.

<sup>114</sup> Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 25. Mai 1813, Blatt 19, Seite 1.

<sup>115</sup> Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 27. Mai 1813, Blatt 22, Seite 1.

<sup>116</sup> Vgl. Borchard 1985, S. 283.

<sup>117</sup> Briefe der Liebe, S. 281f.

<sup>118</sup> Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 10. Juni 1813, Blatt 35, Seite 2. Vgl. ähnlich auch ebd., Blatt 34, Seite 1.

vermag.“<sup>119</sup>

Auch Ernst Haeckel wartete auf die Rückkehr seiner Ehefrau, damit „wieder Leben in das verödete Nest“<sup>120</sup> käme.

### C. Glücksbringer

Henriette Schleiermacher verliebte sich in der dritten Beziehungsphase in einen anderen Mann.<sup>121</sup> In diesem Kontext stehen folgende Äußerungen ihres Gatten, der ihr verständnisvoll und entgegenkommend begegnete. Er war daran interessiert, dass sie nicht allein durch ihr Eheversprechen an ihn gebunden blieb, sondern durch ihre Gefühle für ihn. Im folgenden Zitat verleiht er deshalb seiner Hoffnung Ausdruck, seiner Frau das ersetzen zu können, was sie durch die Trennung von ihrem Liebsten verloren hat: „Also will ich [...] suchen Dich die Lücke in Deinem Leben vergessen zu machen - ach könnte ich sie wirklich ausfüllen!“<sup>122</sup> Einige Tage, nachdem er dies geschrieben hatte, fasste er den Verlauf ihrer Beziehung zusammen und endete mit einem Ausblick in ihre Zukunft:

„Ich drücke Dein liebes Haupt an mein Herz, küsse Deine Stirn und gelobe mich Dir ganz auf`s Neue, Dich durch das mangelhafte Leben mit aller Kraft meiner Liebe und meines ganzen Wesens zu geleiten, Alles Gute über Dich auszuströmen, was in mir quillt und was ich um mich her erreichen kann.“<sup>123</sup>

### D. Beschützer

Während einer Zeit der unfreiwilligen Trennung (Befreiungskriege 1813-1815) erklärte Schleiermacher seiner Frau, dass er darunter litt, nicht ihr Beschützer sein zu können. "Aber daß es nun so kommen mußte, daß Du den unmittelbaren Schuz meines Armes entbehrst, das ist mir sehr, sehr hart."<sup>124</sup>

---

<sup>119</sup> Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 10. Juni 1813, Blatt 34, Seite 1.

<sup>120</sup> E. und A. Haeckel, S. 93.

<sup>121</sup> Kantzenbach, Friedrich Wilhelm: Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten (rowohlts monographien), 7. Aufl., Reinbek bei Hamburg 1995, S. 108.

<sup>122</sup> Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 9. Juni 1813, Blatt 33, Seite 2.

<sup>123</sup> Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 15. Juni 1813, Blatt 36, Seite 2.

<sup>124</sup> Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 27. Mai 1813, Blatt 21, Seite 2.

### 5.3.1 Auswertung

Folgende zwei Fragen sollen nun beantwortet werden: 1. Lässt sich auch während der dritten Phase eine Orientierung am Emotionsstandard der romantischen Liebe erkennen? 2. Vergleicht man die drei Beziehungsphasen miteinander: Wie sieht die Identitätsentwicklung der Bildungsbürger im Definitionsraum »Liebender« zusammenfassend aus?

Zunächst zur ersten Frage: Die vier dargestellten Identitätsaspekte des »Liebesbedürftigen«, »Erlösungsbedürftigen«, »Glücksbringers« und des »Beschützers« entsprechen wie schon in den vorhergehenden Phasen einer Bejahung des emotionalen Standards. Es lassen sich darüber hinaus weitere Belege für eine solche Orientierung finden.

Die bildungsbürgerlichen Väter bezeugten ihren Ehefrauen nach wie vor ihre Liebe. So schrieb Ferdinand Freiligrath seiner Gattin:

*„Ich schreibe zwischen drei sich anziehenden Zimmergenossen, daher nur dieser dürre rasche Bericht ohne all die 1000 Küsse und Zärtlichkeiten, die ich sonst in meinen Briefen an Dich verschwende. Ich habe Dich aber doch lieb - ganz unsäglich, Du dumme Alte!“*<sup>125</sup>

Ernst Haeckel versicherte seiner Frau, ebenfalls recht burschikos, seine Gefühle:

*„Captain Batsch ist der liebenswürdige Schiffs-Kommandant, der mich von Madeira nach Teneriffa mitnahm. Du aber bist die noch viel liebenswürdigere Haus-Kommandantin, die mein Herz mit nach Nauheim genommen hat. Bring` es mir bald zurück!“*<sup>126</sup> Zudem wurden Komplimente ausgesprochen<sup>127</sup> und der Partnerin verdeutlicht, wie oft man sich in Gedanken mit ihr beschäftigte.<sup>128</sup>

Das junge Elternpaar pflegte gemeinsame Interessen, wie z. B. den Besuch von Ausstellungen und Theaterveranstaltungen.<sup>129</sup> Neben dem gemeinsamen Genuss geistiger Bildung spielten auch geteilte sinnliche Freuden eine Rolle in der

---

<sup>125</sup> Buchner 1882, S. 224.

<sup>126</sup> E. und A. Haeckel, S. 91. Vgl. auch Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 15. Juni 1813, Blatt 36, Seite 2. Schleiermacher erklärte an dieser Stelle seiner Frau, dass er für sich immer noch ganz sicher sei, für keine andere fühlen zu können, was er für sie empfinde.

<sup>127</sup> E. und A. Haeckel, S. 83.

<sup>128</sup> Ebd., S. 71.

<sup>129</sup> Tagebücher, Wocheneintrag vom 6. bis 22. August, S. 235f.

Beziehung. Bei einer Trennung fehlten den Männern die Küsse ihrer Frauen<sup>130</sup> und noch mehr: "[...] hast Du nicht zu derselben Zeit beim ersten Erwachen wenigstens einiges Verlangen nach mir, wie das allerinnigste und zärtlichste nach Dir mein erstes Gefühl ist [...]"<sup>131</sup>

Das Getrenntsein von der Gattin wurde von den Bildungsbürgern mit Trennungsbeschwerden begleitet und das Wiedersehen mit Sehnsucht erwartet. Robert Schumann litt sogar an Appetitlosigkeit während seine Frau sich auf einer Tournee befand: „Das war einer der dümmsten Streiche meines Lebens, Dich von mir gelassen zu haben, der gewiß nicht wieder passieren soll...es schmeckt und mundet mir nichts.“<sup>132</sup>

Georg Herwegh fand für seine sehnsuchtsvollen Gefühle keine Worte; dies deutete er - als Dichter - als besonderes Zeichen der Liebe:

„Aber auch gut - meine Liebe ist wenigstens nicht von Papier und nicht nach den Bogen zu messen. Ich kann einen Vormittag vor einem weißen Blatte sitzen und strenge mich an meine ganze Seele für Dich hinzuzaubern. Es geht nicht.“<sup>133</sup>

Um die Frage nach der Identitätsentwicklung beantworten zu können, sind alle Identitätsaspekte des Definitionsraums »Liebender« in ihrer quantitativen Verteilung unter den Bildungsbürgern in einer Tabelle zusammengefasst worden:

Tabelle 14: Quantitative Verteilung der männlichen Identitätsaspekte in den drei Beziehungsphasen

	Phase 1: Zeit des Werbens	Phase 2: Junge Ehe	Phase 3: Junge Elternschaft
Liebesbedürftiger	K	K	K
Erlösungsbedürftiger	K	G (2)	G (2)
Glücksbringer	G (3)	E	E
selbstlos Liebender	G (2)	-	-
selbstvergessen Liebender	G (5)	-	-

<sup>130</sup> Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 10. Juni 1813, Blatt 34, Seite 1.

<sup>131</sup> Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 7. Juni 1813, Blatt 31, Seite 2.

<sup>132</sup> Briefe der Liebe, S. 282f. (Hervorhebung im Original) Dass ihn zu dieser Äußerung vielleicht noch andere Überlegungen als Sehnsucht bewogen, wurde schon erläutert, vgl. in diesem Kapitel, S. 212.

<sup>133</sup> Hs. Liestal, Sign. 1748, Brief an Emma Herwegh vom 20. Juli 1845, Blatt 1, Seite 2. Vgl. u. a. auch Hs. Berlin, Sign. 779/2, Brief an Henriette Schleiermacher vom 29. Mai 1813, Blatt 24, Seite 1; E. und A. Haeckel, S. 86f. und S. 92ff.

	Phase 1: Zeit des Werbens	Phase 2: Junge Ehe	Phase 3: Junge Elternschaft
Überlegener	G (2)	-	-
Beschützer	G (2)	-	E

Tabelle 14 stellt die Identitätsentwicklung der Bildungsbürger anhand der sieben Identitätselemente des Definitionsraums »Liebender« dar. Welchen Stellenwert den einzelnen Elementen innerhalb des Definitionsraums zukommt, ist der Unterscheidung zwischen Konsens (K), Gemeinsamkeiten (G) und Einzelaussagen (E) zu entnehmen. Die Zahlen in Klammern geben die Anzahl der Bildungsbürger an, die sich diesen Identitätsaspekt zuschrieben.

Ein Blick auf die Tabelle zeigt ganz deutlich, dass in der ersten Beziehungsphase die differenzierteste Identitätsdarstellung zu finden ist. In den nächsten beiden Phasen kommen weder neue Elemente hinzu, noch wird der hohe Grad an Übereinstimmung unter den Bildungsbürgern wieder erlangt. Im Gegenteil: Die Anzahl der Identitätsaspekte sank um ungefähr die Hälfte und nur noch der Teilaspekt des »Liebesbedürftigen« fand allgemeine Zustimmung unter den Männern. Die Bedeutung der Liebesbeziehung blieb, nach der Selbstdarstellung der Bildungsbürger zu urteilen, unvermindert hoch. Es kann demnach von der geringeren Vielfalt der Identitätsaspekte im Definitionsraum »Liebender« ab der Eheschließung nicht auf eine entsprechend geringere Relevanz geschlossen werden.

Bei der Betrachtung der Aspekte, die nach der Heirat keine Berücksichtigung mehr fanden, fallen zunächst einige der Kernelemente der romantischen Liebe auf: Selbstlosigkeit und Selbstvergessenheit. Sich weiterhin dementsprechend zu präsentieren, sahen die Männer nicht als notwendig an. Auch die Identitätsaspekte, welche die männliche Dominanz herausstellten (»Überlegener«, »Beschützer«), wurden in beiden Ehephasen bis auf eine Ausnahme nicht mehr genannt. Eine Betonung derselben wurde unnötig, da die Bildungsbürger ihre Frauen in der vorehelichen Zeit außer zu gleichwertigen, geliebten Gefährtinnen schon zu Schülerinnen und zu Angehörigen des „schwachen Geschlechts“ erklärt hatten.<sup>134</sup> Zudem zeigte sich in den Entscheidungen des Alltags täglich, wie die Machtbalance zwischen den Eheleuten aussah; dies musste schriftlich nicht mehr

<sup>134</sup> Vgl. in diesem Kapitel, S. 197.

thematisiert werden.

Einzelheiten der Identitätsentwicklung der Bildungsbürger werden im nächsten Abschnitt im Zusammenhang mit derjenigen der bildungsbürgerlichen Frauen untersucht.

## 5.4 Bildungsbürgerinnen und Bildungsbürger als »Liebende« - ein Vergleich

Der Geschlechtervergleich<sup>135</sup> gibt Aufschlüsse über Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen bildungsbürgerlichen Frauen und Männern in zwei Bereichen, die eng miteinander verzahnt sind: der Bereich der Identitätsaspekte und jener der Identitätsentwicklung. Zunächst sollen die Aspekte der Identität im Definitionsraum »Liebende/r« unabhängig vom Entwicklungsprozess betrachtet werden. Diese Aspekte sind in Tabelle 15 gegenübergestellt worden:

Tabelle 15: Vergleich der Identitätsaspekte von Bildungsbürgerinnen und -bürgern

Identitätsaspekte der Bildungsbürgerinnen im Definitionsraum »Liebende«	Identitätsaspekte der Bildungsbürger im Definitionsraum »Liebender«
Liebesbedürftige	Liebesbedürftiger
Glücksfee	Glücksbringer
selbstlos Liebende	selbstlos Liebender
	selbstvergessen Liebender
	Erlösungsbedürftiger
selbstbewusste Partnerin	
mangelhafte Partnerin, Anhängsel, Gehilfin	Überlegener, Beschützer

Tabelle 15 stellt alle Identitätselemente gegenüber, die insgesamt von den bildungsbürgerlichen Frauen und Männern genannt wurde, also unabhängig von einer bestimmten Phase.

An dieser Gegenüberstellung sind drei unterschiedliche Geschlechterbezüge zu erkennen:

1. eine (scheinbar) vergleichbare, ähnliche Präsentation (Liebesbedürftige/r,

<sup>135</sup> Wenn in diesem Abschnitt von »Geschlecht« die Rede ist, sind mit diesem Begriff keine Pauschalurteile über »Frauen« und »Männer« gemeint, sondern nach wie vor nur Elemente bildungsbürgerlichen Frau- oder Mann-Seins in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Glücksfee, -bringer, selbstlos Liebende(r),

2. eine unterschiedliche Präsentation (selbstvergessen Liebender, Erlösungsbedürftiger und selbstbewusste Partnerin) und

3. eine polarisiert-unterschiedliche Präsentation (mangelhafte Partnerin, Anhängsel, Gehilfin - Überlegener, Beschützer). Diese drei Bereiche werden im Folgenden näher betrachtet.

Zu 1: Sowohl Bildungsbürgerinnen als auch Bildungsbürger sahen sich als Liebesbedürftige an. Sie unterstrichen damit die Relevanz der Liebe sowie des Partners/der Partnerin. Beide Geschlechtergruppen wiesen der Liebesbeziehung die Funktionen der Glücksbildung, Sinnstiftung und des intrinsischen Lebensgrundes zu. Der einzige Unterschied zwischen den Geschlechtern bezüglich dieser funktionalen Rolle liegt darin, dass nur die Männer Liebe mit der Erwartung verbanden, Unterstützung zu erhalten und nur die Frauen Liebe und Religion als äquivalent ansahen. Diese Differenz gibt einen Hinweis darauf, dass Männer und Frauen des Bildungsbürgertums neben geschlechterindifferenten ebenfalls geschlechtsspezifische "Liebesmuster" herausbildeten. Diese These wird durch die folgenden beiden Identitätsaspekte dieses ersten Bereiches gestützt:

Bildungsbürgerinnen und Bildungsbürger betonten zwar jeweils ihre Selbstlosigkeit in der Liebesbeziehung, aber wirft man einen Blick auf die quantitative Seite dieses Aspektes<sup>136</sup> kann festgestellt werden, dass sich in der ersten Beziehungsphase nur zwei Männer, aber sechs Frauen dieses Identitätselement zuschrieben. Dies deutet darauf hin, dass es den Bildungsbürgerinnen im Vergleich zu ihren Partnern wichtiger war, sich selbstlos zu präsentieren. Sie entsprachen damit dem herrschenden Geschlechterstandard.

Weibliche »Glücksfeen« und männliche »Glücksbringer« wollten das Glück des Partners oder der Partnerin begründen. Aber auch hier zeigt die quantitative Relation ein differenzierteres Bild: Während sich die Bildungsbürgerinnen in diesem Bereich meist einig waren (einen Konsens bildeten) und nur in der zweiten Beziehungsphase die geringe Übereinstimmung von zwei Frauen aufwiesen, bildet eine solche knappe Gemeinsamkeit bei den Bildungsbürgern schon das Maximum. Inhaltlich besteht ebenfalls ein Geschlechterunterschied bei diesem Identitätsaspekt: Nur Frauen stellten eine direkte Verbindung zwischen diesem

Glück und ihrer eigenen Identität durch ein erhöhtes Selbstwertgefühl her.<sup>137</sup> Bei den Bildungsbürgern konnte eine solche Verknüpfung nur indirekt erschlossen werden, was auf eine weniger enge Verbindung zwischen Identität und Liebe hindeutet.

Zu 2: In dem Bereich der unterschiedlichen Präsentation von Frauen und Männern finden sich von letzteren zwei Identitätsaspekte, die gewisse Ähnlichkeiten mit Aspekten aufweisen, die bereits genannt wurden. Der »selbstvergessenen Liebende« und der »Erlösungsbedürftige« stellen geschlechtsspezifische Zusatzvariationen der Aspekte von Selbstlosigkeit und Liebesbedürftigkeit dar. Ihr Selbst vergessend präsentierten sich die Bildungsbürger im Unterschied zu ihren Partnerinnen dabei nicht zu selbst-losen Handlungen bereit; stattdessen verblieben sie im Bereich der transzendenten Liebe, in dem zwei Individuen zu einer Einheit verschmelzen - was jedoch nicht notwendigerweise konkreten Folgen nach sich ziehen musste.

Die bildungsbürgerlichen Männer bedurften ihrer Partnerin und deren Liebe, um sich vollständig, als ganzer Mensch zu fühlen. Erst durch die Geliebte gewannen sie lt. eigenen Aussagen ihren inneren Frieden, aber auch ihre Vitalität. Bei den Bildungsbürgerinnen lässt sich eine ähnliche Variation nicht finden.

Unterscheiden sich die Männer in den beiden genannten Identitätsaspekten von den Frauen, gibt es bei diesen umgekehrt ebenfalls einen Aspekt, der sich bei ihren Partnern so nicht finden ließ. Ihre Präsentation wurde »selbstbewusste Partnerin« genannt, obwohl es den Begriff Selbstbewusstsein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dem hier gebrauchten Sinn noch nicht gegeben hat. Ihre Selbstdarstellungen im Definitionsraum »Liebende« zeugten aber davon, dass sie sich ihres eigenen Wertes sehr wohl bewusst waren. Dies konnte den Äußerungen der Bildungsbürgerinnen zum einen direkt entnommen werden, da sie von ihrem eigenen „Selbstgefühl“ sprachen, zum anderen indirekt, da sie ihre Identität gegenüber ihrem Partner verteidigten und sich nicht scheuten, diesen, wenn es nötig war, zu kritisieren. Eine solche Kritik kann deshalb als Beleg für ein bestehendes Selbstbewusstsein genommen werden, da die Frauen in der Regel

---

<sup>136</sup> Vgl. zur Quantität (Konsens, Gemeinsamkeiten und Einzelaussagen) die Tabellen auf S. 223f.

<sup>137</sup> Einzige Ausnahme war Adolf Stoecker. Vgl. in diesem Kapitel, S. 198. Vgl. zu den Bildungsbürgerinnen Kapitel 4, S. 120.

finanziell und sozial abhängig von ihren Ehemännern waren und trotzdem offen über ihr Missfallen sprachen.

Obwohl auch die Bildungsbürger ihre Frauen kritisierten<sup>138</sup>, wurde ihr Verhalten nicht zur Identitätskategorie »selbstbewusster Partner« geformt. Bei den Männern wäre eine solche Interpretation auf Grund ihrer relativen Vorrangstellung in der Beziehung verfehlt gewesen. Das Fehlen eines entsprechenden Identitätsaspekts bedeutet jedoch nicht, dass die Bildungsbürger weniger selbstbewusst als ihre Frauen gewesen sind. Bildungsbürgerliche Männer hatten es nicht nötig, in der Liebesbeziehung ihr Selbstbewusstsein zu präsentieren, da ein selbstbewusster Mann darin als der Normalfall galt. Diese These wird dadurch unterstrichen, dass es den Frauen sofort auffiel, wenn ihre Partner von dieser Norm abwichen. So forderten Anna Sethe und Ida Melos von ihren Verlobten **mehr** Selbstvertrauen und ein „kräftigmännliches“ Verhalten.<sup>139</sup> Diese Aufforderung zeigt eine weitere Orientierung an zeitgenössischen Geschlechteridealen auf Seiten der Bildungsbürgerinnen.

Zu 3: In diesem Bereich präsentierten beide Geschlechter Selbstdarstellungen, die direkt der polarisierenden Geschlechtertheorie entnommen sein könnten. Frauen stellten sich als mangelhaft dar, boten sich ihren Partnern als Gehilfinnen an und schöpften einen Teil ihres Selbstwertgefühls statt aus selbst Erarbeitetem aus dem Stolz auf ihren Gatten, womit sie ihre eigene Unterlegenheit betonten. Ganz im Sinne einer Ergänzung der Geschlechter demonstrierten ihre Männer Dominanz, indem sie sich als intellektuell und körperlich Überlegene zum Lehrer und Beschützer machten. Genau diese Aufgaben waren es auch, welche ihre Bräute von ihnen erwarteten.<sup>140</sup> Die Identitätsdarstellungen der Geschlechter griffen also genau ineinander wie Schlüssel und Schloss.

Der Vergleich der Identitätsaspekte im Definitionsraum »Liebende/r« zeigt, dass die von allen bildungsbürgerlichen Frauen und Männern geteilte Orientierung am Emotionsstandard der romantischen Liebe sich einerseits ähnelte, sich

---

<sup>138</sup> Vgl. u. a. Briefe Gall/Schücking, S. 202; Schleiermachers Briefwechsel, S. 110; Lebe der Liebe, S. 191 und E. und A. Haeckel, S. 72.

<sup>139</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 93.

<sup>140</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 128.

andererseits aber durch eine unterschiedliche Akzentuierung und Gewichtung voneinander unterschied. Wie durch den Vergleich in diesem Definitionsraum deutlich wurde, verankerten die Bildungsbürgerinnen ihre Identität weitaus häufiger und fester mit der Liebe zu ihrem Partner. Zusammenfassend kann außerdem festgestellt werden, dass sich die Männer in ihrer Identitätspräsentation etwas fordernder, die Frauen etwas gebender darstellten: Während die Bildungsbürger sich von ihrer Partnerin Unterstützung, Vervollständigung, Vitalisierung und Beruhigung wünschten, beschieden sich die Bildungsbürgerinnen mit Schutz und Belehrung. Sie waren dagegen bereit, sich für das Glück ihres Partners - teilweise selbstlos - einzusetzen und ihm als Gehilfin zur Seite zu stehen, während die Männer ihre Hilfe nicht anboten und im Vergleich zu ihren Frauen sich nur sehr geringfügig selbstlos und glückbringend präsentierten. Die Präsentation entspricht in diesem Punkt den Geschlechterrollen von den selbstloseren Frauen und den sie dominierenden Männern.

Die Liebesbeziehungen waren jedoch ein äußerst komplexes Gebilde und spiegelten nicht einfach die kulturellen Geschlechterstandards wider. In den Selbstdarstellungen waren beispielsweise die **unausgesprochenen** Erwartungen der Frauen nicht enthalten, zu denen vor allem materielle Sicherheit und ein adäquater sozialer Status gehörten. Ebenfalls gilt es, die subtilen Beeinflussungen zwischen Frauen und Männern zu berücksichtigen, die von Angehörigen beiderlei Geschlechts angewandt wurden. So konnte im Einzelfall der Partner als Zugangsmöglichkeit zu wissenschaftlicher (Anna Haeckel) oder politischer (Emma Herwegh) Betätigung genutzt werden.<sup>141</sup> Diese Instrumentalisierung wurde mit Hilfe einer Codierung in der Sprache der Liebe und der Geschlechterdifferenz betrieben. Während Bildungsbürgerinnen in der Regel durch diese Strategien ihre Handlungsspielräume erweitern wollten, setzten die Bildungsbürger nachweislich dann auf Beeinflussung, wenn sie ihre Partnerin überzeugen, beschwichtigen oder lenken wollten. So kann z. B. ein Teil der Selbstdarstellung Schumanns als »Liebesbedürftiger« als Versuch gewertet werden, die berufliche Karriere seiner Frau zu erschweren.<sup>142</sup>

Dass sich auch die bildungsbürgerlichen Männer Strategien bedienten, könnte nun

---

<sup>141</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 124f.

einfach damit abgetan werden, dass sich bestimmte Ziele auf diese Art einfacher erreichen ließen. Das mag stimmen, aber dennoch kann es ebenfalls als ein Beleg dafür gewertet werden, dass bildungsbürgerliche Frauen und Männer in einem Abhängigkeitsverhältnis voneinander standen, das in beide Richtungen gemeint ist. Durch die Bedeutung, welche die Bildungsbürger ihrer Partnerin für die eigene psychische Stabilität gaben, waren auch sie keinesfalls autonom.

Beide Geschlechter zeigten durch die Ähnlichkeit der Selbstdarstellung ihrer Identität, dass die Geschlechtergrenzen in der romantischen Liebe durchaus fließend waren. Zudem gab es sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern regelrechte Ausbrüche aus dem Geschlechterkorsett. Bildungsbürger präsentierten sich abhängig und gefühlvoll, ihre Partnerinnen selbstbewusst und an den eigenen, statt an den Bedürfnissen anderer orientiert. Wie schon für die Frauen konstatiert wurde<sup>143</sup>, verfügten auch die Männer über eine gewisse Rollendistanz, da auch sie die Grenzen ihres sozialen Geschlechts durchbrachen. Gleichzeitig lässt sich aber ebenfalls eine starke Orientierung an den kulturell vorgegebenen Geschlechterstandards erkennen, wie dem dritten Bereich, der polarisiert-unterschiedlichen Präsentation, zu entnehmen war.

Diese Ambivalenzen waren innerhalb der Identität von Angehörigen beiderlei Geschlechts enthalten<sup>144</sup>, so dass folgender, leicht paradoxe Schluss nahe liegt: Zwei Menschen **unterschiedlichen** Geschlechts gehen eine romantische Liebesbeziehung ein, die jedoch nur funktionieren kann, wenn die Geschlechtergrenzen zumindest teilweise verwischt und durch **Ähnlichkeiten** ersetzt wurden. Entsprechend glichen die Geschlechtsidentitäten von Frauen und Männern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eher verschiedenen Variationen von Grau, als den Farben Schwarz und Weiß.

Nach dem Vergleich der Identitätsaspekte gilt es nun, die Entwicklung der Identität in den drei Beziehungsphasen näher zu betrachten. Dazu werden die bereits bekannten Tabellen, in denen der Identitätsprozess der Bildungsbürgerinnen und -

---

<sup>142</sup> In diesem Kapitel, S. 212.

<sup>143</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 152.

<sup>144</sup> Als ein Ursprung dieser Ambivalenzen wurden die sich teilweise widersprechenden Anforderungen der Emotions- und Geschlechterprogrammatisierung herausgefiltert.

bürger dokumentiert wurde, an dieser Stelle gegenübergestellt.

Identitätsentwicklung der Bildungsbürgerinnen (Tabelle 10)

	Phase 1: Zeit des Werbens	Phase 2: Junge Ehe	Phase 3: Junge Elternschaft
Liebesbedürftige	K	K	K
Glücksfee	K	G (2)	K
mangelhafte Partnerin	K	E	K
selbstbewusste Partnerin	K	G (2)	E
selbstlos Liebende	G (6)	-	G (2)
Gehilfin	G (4)	-	-
Anhängsel	G (3)	-	-

Identitätsentwicklung der Bildungsbürger (Tabelle 14)

	Phase 1: Zeit des Werbens	Phase 2: Junge Ehe	Phase 3: Junge Elternschaft
Liebesbedürftiger	K	K	K
Erlösungsbedürftiger	K	G (2)	G (2)
Glücksbringer	G (2)	E	E
selbstlos Liebender	G (2)	-	-
selbstvergessen Liebender	G (5)	-	-
Überlegener	G (2)	-	-
Beschützer	G (2)	-	E

Bei einem Blick auf die Tabellen ist zunächst augenfällig, dass die Anzahl der Identitätsaspekte sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern in der ersten Beziehungsphase am höchsten ist und nach der Eheschließung stark zurückgeht; in der zweiten und dritten Beziehungsphase kamen bei den Angehörigen beiderlei Geschlechts keine neuen Identitätsaspekte hinzu.

An der quantitativen Veränderung ist erneut zu erkennen, dass die romantische Liebe für alle Liebenden mehrere Phasen durchlief, wobei ihr in der »Zeit des Werbens« die differenzierteste und intensivste Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Nach der Heirat rückten beim Austausch zwischen den Liebenden andere Dinge als die eigene Beziehung in den Vordergrund. Lebte das Paar kurzzeitig getrennt, ging es in ihren Briefen vielfach um den Austausch von Neuigkeiten in der Familie

und im Freundeskreis, Alltagsfragen oder das beiderseitige gesundheitliche Befinden.<sup>145</sup> Als neuer Bereich des gemeinsamen Interesses ergab sich zudem die Kindererziehung.

Allerdings veränderte sich für die bildungsbürgerlichen Frauen und Männer die Liebesbeziehung nicht vollkommen gleichartig. Obwohl den Angehörigen beider Geschlechter zunächst gemeinsam ist, dass sie in der ersten Beziehungsphase widerstreitende Identitätsaspekte aufwiesen - selbstlos und selbstbewusst, abhängig und dominant -, die sich in den zwei folgenden Phasen etwas abschwächten, geschah diese Veränderung jedoch auf unterschiedliche Art und Weise. Die Frauen neigten während der jungen Ehe zu einer Betonung ihres Selbstbewusstseins bzw. sie präsentierten sich im Unterschied zur vorehelichen Zeit weniger an den Bedürfnissen ihres Gatten orientiert.<sup>146</sup> In der dritten Beziehungsphase änderte sich dies wieder und die Identitätsdarstellung tendierte in die entgegengesetzte Richtung.<sup>147</sup>

Während die Bildungsbürgerinnen also in ihrer ambivalenten Selbstdarstellung ab Phase 2 zunächst noch ausgeprägter die Geschlechtergrenzen durchbrachen, um sich in Phase 3 wieder stärker an ihnen orientiert zu zeigen, ist bei den Bildungsbürgern kein entsprechend bewegter Identitätsprozess als »Liebender« zu erkennen. Bei den Männern schwächte sich die ambivalente Selbstdarstellung nur in soweit ab, als sie auf eine Präsentation ihrer Überlegenheit wie in Phase 1 verzichteten und stattdessen ihre gefühlsbetonte, von ihren Frauen abhängige Seite präsentierten. Sie stellten sich während ihrer Abwesenheit als beziehungsorientierter Partner und nicht als berufsorientierter Patriarch dar.

Dass die Bildungsbürgerinnen in ihrer Identitätsentwicklung stärkere Schwankungen aufwiesen als ihre Männer, kann als ein Hinweis darauf gewertet werden, dass die Phasenumbrüche von ihnen als identitätskritischer erlebt wurden.

Bildungsbürgerinnen stellten im Gegensatz zu ihren Männern bei der Art und Weise des Liebens sowohl generelle als auch konkrete Geschlechterunterschiede

---

<sup>145</sup> Vgl. u. a. E. und A. Haackel, S. 110 und Lebe der Liebe, S. 309.

<sup>146</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 167f. und S. 170.

<sup>147</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 185.

(d. h. zwischen sich und ihrem Partner) fest.<sup>148</sup> Bildungsbürgerliche Männer nahmen eine solche Geschlechterdifferenz nur ganz allgemein wahr.<sup>149</sup>

Betrachtet man die Quantität der Identitätsaspekte insgesamt, so äußerten sich die Bildungsbürgerinnen etwas facettenreicher zum Thema Liebe und Identität (14:11).<sup>150</sup> Zudem finden sich unter ihnen doppelt so viel konsensuelle Aussagen wie bei den bildungsbürgerlichen Männern. Diese Feststellungen lassen die Schlüsse zu, dass 1. den Frauen eine differenzierte Präsentation als »Liebende« wichtiger war als ihren Partnern und 2. bei ihnen eine deutlich wir-betonte Identitätspräsentation überwiegt. In den Konsensbereichen »Liebesbedürftige«, »Glücksfee« und »mangelhafte Partnerin« spiegeln sich die kulturellen Geschlechterstandards wider. Auch die Machtbalance in der Liebesbeziehung spielte bei den einheitlichen Äußerungen der bildungsbürgerlichen Frauen eine Rolle, da sie als Statusniedere mit den genannten Identitätsaspekten Surplus-Gefühlsarbeit leisteten.

Es existiert ein einziger Identitätsbereich, der von allen Frauen und Männern in allen drei Beziehungsphasen konsensuell geteilt wurde: die/der Liebesbedürftige. Indem fast alle Angehörigen sowohl des männlichen als auch des weiblichen Geschlechts die Relevanz der Liebe betonten und ihr wichtige Funktionen für ihr Leben gaben, demonstrierten sie ganz massiv die Orientierung am Emotionsstandard der romantischen Liebe. Wie bedeutsam dieses Ideal letztendlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war, konnte bereits daran abgelesen werden, dass zu seinen Gunsten Geschlechterstandards durchbrochen wurden.

Es bleibt jedoch noch die Frage zu beantworten, warum die Prioritäten im bildungsbürgerlichen Milieu so gesetzt wurden. Diese Fragestellung steht im Mittelpunkt des letzten Kapitels.

---

<sup>148</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 85 und Kapitel 4, S. 119 und S. 183.

<sup>149</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 88.

<sup>150</sup> Für das Zahlenverhältnis wurden den Tabellen die Anzahl der Identitätsaspekte aller Phasen entnommen, wobei die Einzelaussagen auf Grund ihres geringeren Aussagewertes nicht einbezogen wurden.

## 6. SCHLUSS

Bildungsbürgerinnen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten ein Identitätsproblem zu lösen. Auf Grund ihrer Körpermerkmale als Angehörige des „schwächeren Geschlechts“ klassifiziert, wuchsen sie in ein zweigeschlechtlich konstruiertes, hierarchisch strukturiertes Milieu hinein. Der bildungsbürgerliche »Wertehimmel«<sup>1</sup> enthielt identitätsstiftende Muster für sie, die Vorgaben für angemessenes weibliches Denken, Fühlen und Handeln beinhalteten. Ein Leben nach solchen Mustern erweckt die Assoziation des Autofahrens mit beständig angezogener Handbremse:

- Frauen sollen sich zwar genug Bildung aneignen, um geistreich, aber nicht gebildet oder sogar wissenschaftlich forschend berufstätig zu sein;
- sie sollen als Gefährtinnen und Gesprächspartnerinnen ihrer Ehemänner zwar Interesse an Politik zeigen, aber sich nicht selbstständig politisch engagieren oder im politischen Sinn Bürgerinnen sein;
- sie sollen zwar künstlerische Talente entwickeln, beispielsweise im Bereich der Musik, Dichtung oder Malerei, aber nicht zu berufstätigen Künstlerinnen werden;
- sie sollen zwar ihre Individualität ausbilden und präsentieren, aber nicht aus ihrer Geschlechterrolle fallen;
- sie sollten zwar ihre Ehemänner lieben, aber nicht leidenschaftlich oder unkontrolliert.<sup>2</sup>

Wie die Quellenanalyse gezeigt hat, präsentierten die bildungsbürgerlichen Frauen diese Programmatik zum einen in individueller Verarbeitung als Bestandteil ihrer Ich-Wir-Identität; zum anderen überschritten sie vielfach die Grenzen, die ihnen durch Geschlechterrollen gezogen wurden. Ihre romantische Liebesbeziehung nahmen sie dabei einerseits als Chance zur emanzipatorischen Grenzüberschreitung und andererseits als Falle und Abbild der gesellschaftlich herrschenden Geschlechterhierarchie wahr. Diese Einschätzung entspricht interessanterweise den divergierenden Forschungsmeinungen zur Bedeutung der

---

<sup>1</sup> Diesen Begriff entnehme ich dem Titel des Aufsatzes von Hettling/Hoffmann 1997.

<sup>2</sup> In den zeitgenössischen Romanen fand häufig eine Gegenüberstellung zwischen Spontanität und Leidenschaftlichkeit und Selbstbeherrschung in der Liebe statt. Während ersteres Verhalten ins Verderben führte, wurde die Tugend der Selbstbeherrschung mit Glück belohnt. Lt. Gay lautet die elementare Moral des 19. Jahrhunderts: „*Die Kultur fordert Opfer, und wer sich weigert, sie zu bringen, muß seinen Preis dafür zahlen, daß er seinen erotischen Drang nicht in Zucht genommen hat.*“ Gay 1987, S. 156. Kontrollierte Emotionalität gilt jedoch ebenfalls für die bildungsbürgerlichen Männer, wie auch die Begrenzung durch Geschlechterrollen.

Liebe für Frauen, die zwischen den beiden Polen der Verschleierung tatsächlicher Hierarchien/Unterdrückung der Frauen und Aufwertung der Frauen zu gleichwertigen Persönlichkeiten angesiedelt sind.<sup>3</sup>

Dass die Bildungsbürgerinnen (und -bürger) sich am Konzept der romantischen Liebe orientierten, konnte für alle drei untersuchten Beziehungsphasen nachgewiesen werden, was die Forschungsergebnisse von Trepp unterstreicht und den Arbeiten Rosenbaums und Borscheids widerspricht.<sup>4</sup> Selbst in der dritten Phase - der jungen Elternschaft - behält die romantische Gattenliebe in der Selbstpräsentation der Frauen ihren dominanten Stellenwert bei und wird durch die Mutterliebe nur ergänzt, aber nicht ersetzt.

Die unterschiedlichen Potentiale einer romantischen Liebesbeziehung spiegeln sich in den verschiedenen Aspekten der Ich-Identität der Bildungsbürgerinnen wider. Das genannte Liebesideal enthielt speziell durch das Individualitätsgebot und die Forderung nach bedingungsloser Offenheit die Möglichkeit Geschlechtergrenzen zu durchbrechen. So konnten Bildungsbürgerinnen legitimerweise ein Selbstkonzept präsentieren, das auch geschlechtsuntypische Aspekte enthielt wie beispielsweise Gefühlskälte und mangelnde Sanftheit.<sup>5</sup> Insbesondere in der Phase des Werbens wiesen die Frauen ihre zukünftigen Gatten auf entsprechende individuelle Eigenheiten hin. Dadurch wird die eingangs aufgestellte Hypothese, dass eine Orientierung am Liebesideal zu einer besonders differenzierten Selbstdarstellung vor der Eheschließung führen muss, bestätigt.<sup>6</sup>

Die Bildungsbürgerinnen nutzten außerdem die ihnen zugeschriebene Eigenschaft der emotionalen Kompetenz, um sich auf dieser Ebene als selbstbewusste und gleichwertige Partnerinnen in ihrer Beziehung zu entfalten. So forderten sie z. B. den liebenden Partner auf, sich ihren Wünschen entsprechend zu verändern oder verteidigten mit aller Entschiedenheit ihre Identität durch den Hinweis darauf, dass Liebe bedeute, angenommen zu werden, wie man ist.<sup>7</sup>

Gleichzeitig ergriffen bildungsbürgerliche Frauen die Chance, um über eine Instrumentalisierung ihrer Identitätspräsentation im Definitionsraum »Liebende«

---

<sup>3</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 66f.

<sup>4</sup> Vgl. Kapitel 1, S. 9f. und S. 233 in diesem Kapitel.

<sup>5</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 132f.

<sup>6</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 28.

<sup>7</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 133 und S. 130.

ihren begrenzten Handlungsspielraum zu erweitern. So stellten die Bildungsbürgerinnen sich beispielsweise als selbstlose Gehilfinnen ihrer Männer dar, um dadurch die Gelegenheit zu erhalten, in ihnen sonst verschlossene Gebiete vorzudringen. Emma Herwegh konnte sich auf diese Weise für die Revolution in Deutschland engagieren und Anna Sethe betrieb wissenschaftliche Studien. Selbst die bekannte Pianistin Clara Schumann griff auf solche Strategien zurück, um ihrem Mann, der sie lieber als Hausfrau und Mutter sah, die weitere Ausübung ihrer Kunst schmackhaft zu machen. Eine Instrumentalisierung von Emotionen oder Verhaltensweisen im Definitionsraum »Liebende« bedeutet, dass die Verflechtung zwischen der eigenen Identität und der Liebe zum Partner nicht ganz so zwingend war, wie dies den Selbstdarstellungen oberflächlich zu entnehmen ist. Dieses Ergebnis bestätigt nachdrücklich die Formbarkeit von Emotionen und die alltägliche Praxis des Gefühlsmanagements, auf die Hochschild in ihren Arbeiten hinweist.

Die Analyse der bildungsbürgerlichen Emotionalität erbrachte neben der individuellen Einflussnahme auf Emotionen aber auch die Wirkungsmächtigkeit anderer Einflussfaktoren wie emotionaler Standards und verfügbarer Machtressourcen (ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital). Die Anwendung des theoretischen Konzeptes der Machtbalance nach Elias stellte sich in diesem Zusammenhang als äußerst fruchtbar heraus, da durch sie feststellbar wurde, dass von einer Verschiebung der Machtverhältnisse innerhalb der bildungsbürgerlichen Paarbeziehung ausgegangen werden kann. Liebe wurde zu einer »affektiven Machtressource«.<sup>8</sup> Man kann deshalb aber noch lange nicht generell von einem „Wandel der Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern“<sup>9</sup> in dieser Zeit sprechen. Das emanzipatorische Potential der romantischen Liebe tangierte die gesellschaftlich etablierte Geschlechterdifferenz nicht, was die grundsätzlichen Erwägungen Dumont du Voitel unterstreicht.<sup>10</sup> Die generelle Wirkungslosigkeit individueller Machtzuwächse auf die gesellschaftlichen Machtverhältnisse wurde von den bildungsbürgerlichen Frauen ebenfalls festgestellt; allerdings ermöglichte der „Freiraum“ innerhalb der Liebesbeziehung

---

<sup>8</sup> Ernst 1997, S. 164.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Dumont du Voitel 1994, S. 374.

ihnen, direkt auf die Geschlechterhierarchie und ihre eigenen Schwierigkeiten mit ihr hinzuweisen. Anders als häufig in der Geschlechterforschung betont<sup>11</sup>, suchten die Frauen durchaus die direkte Konfrontation und Aussprache, obgleich sie - wie der Umgang mit Instrumentalisierungen ihrer Identität als »Liebende« oder als »Frau« zeigt - auch subversive Strategien beherrschten.

Der Auffassung von Beck-Gernsheim, dass durch die Verknüpfung von Liebe und Identität Frauen auf eine eigenständige Lebensgestaltung verzichten mussten<sup>12</sup>, kann nach der Untersuchung der Quellen so nicht gefolgt werden. Zeitweilig haben die Bildungsbürgerinnen dies sicher so empfunden, besonders im Zusammenhang mit der von ihnen geforderten Selbstaufopferung. Sie fühlten sich in ihrer Beziehung eingeschränkt und ihrem Mann unterlegen, woraus resignative Gefühle resultierten. Dass romantische Liebe auch eine Falle sein konnte, in die Frauen sich in traditionellen Geschlechterrollen verstrickt sahen, ändert aber nichts an der grundsätzlichen Tendenz der Bildungsbürgerinnen, die einen aktiven Gestaltungswillen zeigt. Dass die Frauen kein fremdbestimmtes Leben führten, konnte durch eine Vielzahl an Beispielen aus den Quellen gezeigt werden. Nicht die Verbindung von Liebe und Identität schränkte die Frauen ein, sondern die den Geschlechterbeziehungen zugrunde liegende Hierarchie. Das konservative Potential des romantischen Liebeskonzepts tradiert zwar diese Geschlechterordnung, aber daraus auf ein »Liebspatriarchat« zu schließen, in dem Frauen Männern Liebesdienste leisten und damit unbedacht die bürgerlich-patriarchale Gesellschaft stabilisieren<sup>13</sup>, ist eine zu einseitige Einschätzung. Es wird das parallel vorhandene emanzipatorische Element gänzlich außer Acht gelassen, wie auch die Tatsache, dass Bildungsbürgerinnen sicher nicht aus altruistischen Motiven ihre männlichen Familienangehörigen unterstützt haben. Wie die Untersuchung gezeigt hat, akzeptierten die Bildungsbürgerinnen entgegen Freverts Feststellung mitnichten fraglos die ihnen zugeordneten Geschlechternormen.<sup>14</sup> Stattdessen wussten sie um ihr soziales Geschlecht und verfügten über genügend Rollendistanz, um mit ihm zu spielen, es für sich zu

---

<sup>11</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 35.

<sup>12</sup> Beck-Gernsheim, 1990a, S. 103.

<sup>13</sup> Kaschuba, Gerrit/Furche, Brigitte: »Spieglein, Spieglein an der Wand...?« Bilder und Biographien von historischen Frauengestalten, in: Geschlecht. Macht. Arbeit, S. 89-96; hier: S. 93. Vgl. auch Bock/Duden 1977.

nutzen oder sich ihm bisweilen zu verweigern, ohne ihm letztlich entfliehen zu können.

Dies gilt jedoch auch für die bildungsbürgerlichen Männer, bei denen eine Untersuchung ihrer Identitätsbildung im Definitionsraum »Liebender« ebenfalls ergab, dass sie ihre Geschlechterrollen durchbrachen. Sie zeigten sich abhängig und sensibel, so dass selbst ihre Verlobten ihnen zu mehr Männlichkeit, Selbstbewusstsein und Willenskraft rieten.<sup>15</sup> Obwohl also beide Geschlechter sich einerseits durch ihr tägliches »doing gender« auch und gerade im emotionalen Bereich an der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit beteiligten, wirkten sie dieser andererseits durchaus entgegen. Es kann nur noch einmal betont werden, dass die untersuchten Personen eine Vielfalt von Ausdrucksformen präsentierten, die in der binären Kategorisierung »Frau« und »Mann« unzureichend erfasst sind. Ein Vergleich der weiblichen und männlichen Identitätspräsentation ergab entsprechend eine Reihe von Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten zwischen den Geschlechtern, so dass die Hypothese, dass die geforderte Seelenverwandtschaft in der romantischen Liebe mit einander polar gegenüberstehenden Geschlechtern nicht zu erlangen gewesen wäre, als bestätigt gelten kann.<sup>16</sup>

Dennoch führte die differenzierte Auswertung der Selbstdarstellungen der Untersuchungsgruppe zu dem Ergebnis, dass es auch Geschlechterunterschiede gab. Diese ließen sich zum Teil nur durch die quantitative Unterscheidung zwischen Konsens und Gemeinsamkeiten herausfiltern. Erst dadurch wurde sichtbar, dass bei den Männern zwar viele Identitätsaspekte denen der Frauen glichen, jedoch oft nicht wie bei diesen konsensuell aufzufinden waren. Zudem setzten die Geschlechter teilweise unterschiedliche Akzente, in denen sich ganz besonders die Akzeptanz der Geschlechternormen spiegelte. So zeigten sich die Frauen tendenziell eher selbstloser, gebender und stärker für das Glück ihrer Partner verantwortlich. Sie verknüpften diese Aufgabe mit ihrem Selbstwertgefühl, was sich bei den Männern bis auf einen Einzelfall so nicht finden lässt. Die Bildungsbürger präsentierten im Unterschied zu ihren Partnerinnen teilweise recht transzendent anmutende Identitätsaspekte, in dem sie sich selbstvergessen und

---

<sup>14</sup> Frevert 1990, S. 34 .

<sup>15</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 93.

<sup>16</sup> Vgl. Kapitel 2, S. 66.

erlösungsbedürftig darstellten. Generell zeigten die Frauen eine etwas differenziertere Identitätspräsentation als ihre Partner und wiesen gleichzeitig in ihrer Identitätsentwicklung stärkere Veränderungen auf als jene. Dies kann als Kennzeichen dafür genommen werden, dass die Bildungsbürgerinnen die Übergänge von einer Beziehungsphase in die nächste identitätskritischer erlebten. Im Kontext der individuellen Beziehungssituationen lassen sich bei beiden Geschlechtern ein strategischer Umgang mit ihrer Identität als liebende Frau oder liebender Mann nachweisen.

Die Ergebnisse insgesamt genommen weisen nach, dass die Vorstellung polarisierter Geschlechtscharaktere vielfach Theorie geblieben ist. Der Alltag bildungsbürgerlicher Frauen und Männer stellte sich wesentlich komplexer und vielschichtiger dar.

Dies zeigte auch ein Vergleich der Aspekte der weiblichen Geschlechtscharaktere nach Hausen mit den Selbstaussagen der bildungsbürgerlichen Frauen. Es fanden sich dort ebenso viele Gemeinsamkeiten wie Unterschiede bzw. sogar Widersprüche. Gerade durch diese Widersprüchlichkeit innerhalb der weiblichen Untersuchungsgruppe, aber auch häufig in den Frauen selbst, wirken die Identitätspräsentationen überzeugend authentisch.

Die Verknüpfung von Liebe, Identität und Geschlecht wurde mit dieser Arbeit erstmals in Zusammenhang mit dem bildungsbürgerlichen Vergesellschaftungsprozess gebracht. Es gilt festzuhalten, dass der Umgang mit dem sozialen Konstrukt »Geschlecht« innerhalb der emotionalisierten Paarbeziehung ein wesentliches Kennzeichen dieses Prozesses bildet. Der bildungsbürgerliche „Wertehimmel“ war kein einheitlicher, sondern forderte mit seinen inneren Widersprüchen während der Konstituierungsphase dieser gesellschaftlichen Figuration geradezu Geschlechter-„Spiele“ heraus. Neben Bildungswissen müssen also auch Geschlechterbeziehungen als vergesellschaftendes Element einbezogen werden<sup>17</sup>, sowie deren Grundlage, die Bildung einer Geschlechts-

---

<sup>17</sup> In ihnen zeigt sich zudem die Dynamik der Bildungsaneignung. Der weibliche Teil des Bildungsbürgertums bedurfte nämlich zusätzlich zu einer möglichen Ausbildung durch Hauslehrer, Pensionate o.ä. der männlichen Unterstützung durch Väter, Brüder und insbesondere Ehemänner bei ihrer Aneignung des Bildungswissens. Habermas spricht in diesem Zusammenhang vom „Bildungspaar“, das die „beglückende Chance der Ungleichheit“ nutzt. Vgl. Habermas 2000, S. 399f. Sie verweist auf den gemeinsamen lebenslangen Lernprozess des Paares, in dem Bildung männlicherseits

identität. In diesem Zusammenhang darf nicht unberücksichtigt bleiben, dass gerade die Identität als bildungsbürgerliche »Frau« auch zur Abgrenzung zu anderen sozio-kulturellen Milieus herangezogen wurde. Die betonte Unterscheidung ging bis zur Frauenfeindlichkeit.<sup>18</sup> Betrachtet man die Äußerungen der Bildungsbürgerinnen genauer, kritisierten sie an anderen Frauen deren fehlende Bildung, deren mangelndes Vermögen zu geistreicher Konversation und deren Unfähigkeit, dem Gatten eine Stütze zu sein. Damit betonten sie diese Eigenschaften bei sich selbst und hoben sich damit von Geschlechtsgenossinnen, die nicht auch gleichzeitig Milieu-Genossinnen waren, ab. Freverts Einschätzung, dass bürgerliche Frauen ihre Identität im Unterschied zu den Männern in erster Linie an ihre Geschlechtszugehörigkeit und weniger an ihre Klassenidentität gebunden haben, trifft demnach nicht zu.

Die Untersuchung spezifisch bildungsbürgerlicher Geschlechterbeziehungen wäre unvollständig, wenn nicht gleichzeitig eine grundlegende Dimension menschlicher Beziehungen einbezogen würde: die affektive Valenz. Dementsprechend müssen bei einer Analyse des bildungsbürgerlichen Konstituierungsprozesses Emotionen als Bestandteil einer bestimmten Gefühlskultur - im Sinne einer Vernetzung von Körper, Psyche und Gesellschaft<sup>19</sup> - unbedingt einbezogen werden. Es wurde verdeutlicht, wie wesentlich der Bereich der Liebesbeziehung für die Identitätsbildung bildungsbürgerlichen Frauen und Männer war. Als semi-autonome Individuen präsentierten sie als Liebende damit gleichzeitig ihre individuelle und kollektive Identität. Die sich während eines Briefwechsels häufig ähnelnden Selbstdarstellungen in diesem Bereich können deshalb neben ihrem Bestätigungs- und Festigungsgehalt für die Beziehung gleichzeitig als Produktion eines gemeinsamen bildungsbürgerlichen Gefühlshorizontes angesehen werden. Dieser diente sowohl der Vergemeinschaftung aller sich über ihn Definierenden, als auch der Abgrenzung dieser Figuration gegenüber anderen gesellschaftlichen Figurationen wie dem Adel oder den anderen Bürgertümern. Bildungsbürgerliche Frauen und Männer wiesen sich gegenseitig auf das Besondere ihrer Beziehung

---

<sup>18</sup> gegen Sitte und Moral weiblicherseits ausgetauscht wurde. Ebd. S. 399.

<sup>18</sup> Vgl. Kapitel 4, S. 158f. und S. 189.

<sup>19</sup> Siehe Kapitel 2, S. 40.

hin, indem sie dieser andere, unglückliche Verbindungen gegenüberstellten.<sup>20</sup> Dabei sahen sie als Grund für ihre glückliche Beziehung deren auf Liebe und nicht auf materiellen Erwägungen basierendes Zustandekommen an.<sup>21</sup> Diese gegenseitigen Versicherungen ihrer besonderen Beziehung drückten sich ebenfalls in dem Identitätsaspekt der Glücksfee und des Glücksbringers aus. Zum Ziel der Ehe wurde das beiderseitige Glück erklärt und nicht eine funktionierende Arbeitsgemeinschaft. Dass bildungsbürgerliche Frauen und Männer in ihrem Arbeitsalltag dennoch aufeinander angewiesen waren<sup>22</sup>, trat hinter der Wahrnehmung der Ehe als Gefühlsgemeinschaft zurück.

In der Bürgertums- und Emotionsgeschichtsforschung wird in diesem Zusammenhang von der „Inszenierung des Heiratsrituals“<sup>23</sup> in Form von Sentimentalisierung und Emotionalisierung gesprochen und konstatiert, dass weiterhin sachhehliche Erwägungen ausschlaggebend waren<sup>24</sup>, die nur zusätzlich durch Liebesschwüre, quasi als Lippenbekenntnisse, ergänzt wurden.<sup>25</sup> Dieser Interpretation liegt jedoch die Trennung von Individuum und Gesellschaft, „wahrem“ und „falschem Selbst“ zugrunde. Die Produktion neuer kultureller Werte und Wahrnehmungsmuster im Bereich der Gefühlskultur blieb für ihre Produzenten jedoch kein Prozess, der sich an einer fiktiven Oberfläche zwischen Individualität und Gesellschaft bewegte. Indem neue Emotionsnormen konstruiert wurden, vollzog sich gleichzeitig eine Verknüpfung mit der eigenen Identität und damit auch der eigenen Leiblichkeit. Insofern fand die ständische Vergesellschaftung des Bildungsbürgertums nicht nur über gemeinsame

---

<sup>20</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 103 und S. 105 Die Bildungsbürgerinnen und -bürger sahen aber nicht nur ihre Beziehung, sondern auch sich selbst und den anderen als etwas Besonderes an. So unterschied Ida Melos sich und Freiligrath in ihrem Streben nach Vervollkommnung von anderen Menschen: „Gewöhnliche Menschen sind selten unzufrieden und genügen sich bald.“ Freiligrath-Briefe, S. 17. Vgl. auch Kapitel 3, S.92.

<sup>21</sup> Ganz ausdrücklich betont wird dies von Ernst Haeckel und Georg Herwegh. Vgl. E. und A. Haeckel, S. 25 und Herweghs Briefwechsel, S. 103 und S. 191.

<sup>22</sup> Vgl. Kapitel 3, S. 114.

<sup>23</sup> Habermas 2000, S. 399.

<sup>24</sup> Borscheid 1983, S. 37 und S. 130. Anders als Borscheid wird hier nicht davon ausgegangen, dass die materielle Übereinstimmung vieler Paare im 19. Jahrhundert **gegen** Liebesheiraten spricht. Es fand zwar nach wie vor eine gesellschaftliche Kontrolle der Partnerwahl zur Beibehaltung eines relativ geschlossenen Heiratskreises statt, aber innerhalb dieses Rahmens durfte romantische Liebe nicht nur den Ausschlag zu einer Verbindung geben, sondern es wurde erwartet, dass sie es tat. Vgl. Trepp 1996, S. 44, Habermas 2000, S. 399, Gay 1987, S. 9, Goode, William J.: The Theoretical Importance of Love, in: American Sociological Review, Vol. 24 (1959), no. 1, S. 38-47; hier: S. 42ff, Stearns, Peter N./Knapp, Mark: Men and Romantic Love. Pinpointing a 20th Century Change, in: Journal of Social History. Bd. 26 (1993), H. 4, S. 769-795; hier: S. 773. Es ist hier die Rede von „a strong cultural commitment to love“.

Deutungsmuster und Wertvorstellungen statt, sondern auch und ganz besonders über ein gemeinsames emotionales, leiblich erfahrbares Erleben.

---

<sup>25</sup> Vgl. Luhmann 1984, S. 129ff.

## 7. QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

### 7.1 Quellen

#### Zu Ida und Ferdinand Freiligrath:

(*Freiligrath-Briefe*) Freiligrath-Briefe, hg. v. Luise Wiens geb. Freiligrath, Stuttgart/Berlin 1910.

(*Hs. Bielefeld*) Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld. Signatur: H Br 2.

(*Freiligrath-Hs. Dortmund*) Stadt- und Landesbibliothek Dortmund.

(*Freiligrath-Hs. Weimar*) GSA Weimar, Bestand: Freiligrath Signatur: 17/D, X, 2.

(*Freiligrath-Hs. Sassenberg*) Hausarchiv Schücking-Helfferich in Sassenberg, Signatur: IV, 4.

(*Buchner 1882*) Buchner, Wilhelm (Hg.): Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen, Bd. 2, Lahr 1882.

(*Buchner 1881*) Buchner, Wilhelm (Hg.): Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen, Bd. 1, Lahr 1882.

(*Kellermann 1906*) Kellermann, Carl Alfred: Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus Ilm-Athens klassischen Tagen, Weimar 1906.

#### Zu Louise von Gall und Levin Schücking:

(*Gall-Hs. Sassenberg*) Hausarchiv Schücking-Helfferich in Sassenberg, Signatur: IV, 7.

(*Hs. Münster*) Westfälisches Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte in Münster, Signatur: Dep. Schücking, Nr. 2.

(*Gall-Hs. Dortmund*) Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Bestand: L. Schücking, Signatur: Lfd. Nr.: 7092.

(*Gall-Hs. Weimar*) GSA Weimar, Bestand: Freiligrath, Signatur: 17/D, X, 6.

(*Briefe Gall/Schücking*) Briefe von Levin Schücking und Louise von Gall, hg. v. Reinhold Conrad Muschler, Leipzig 1928.

(*Schücking 1856*) Schücking, Levin (Hg.): Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Louise von Gall, Bd. 2, Leipzig 1856.

(Dierks 1996) „...denn sie ist ganz natürlich“ Louise von Gall aus Biographie, Briefen und Werken, hg. v. Margarete Dierks (Darmstädter Schriften 67), Darmstadt 1996.

Zu Anna, Agnes und Ernst Haeckel:

(*E. und A. Haeckel*) Huschke, Konrad (Hg.): Ernst und Agnes Haeckel. Ein Briefwechsel, Jena 1950.

(*Hs. Jena*) Hs. des Ernst-Haeckel-Hauses Jena. Bestand: Anna Sethe und Ernst Haeckel. Signatur: 06204.

(*Erste Liebe*) Anna Sethe. Die erste Liebe eines berühmten Mannes in Briefen, Dresden 1929.

Zu Emma und Georg Herwegh:

(*Herweghs Briefwechsel*) Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut, hg. v. Marcel Herwegh, Stuttgart 1906.

(*Hs. Liestal*) Hs. des Herwegh-Archivs Liestal, Signatur: BR H.

Zu Sophie Mereau und Clemens Brentano:

(*Mereau-Hs. Weimar*) GSA Weimar, Bestand: Ludwig Achim von Arnim.

(*Lebe der Liebe*) Lebe der Liebe und liebe das Leben. Der Briefwechsel von Clemens Brentano und Sophie Mereau, hg. v. Dagmar von Gersdorff, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1981.

(*Dich zu lieben*) Gerstdorff, Dagmar: Dich zu lieben kann ich nicht verlernen. Das Leben der Sophie Mereau-Brentano, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1984.

Zu Henriette und F.D.E. Schleiermacher:

(*Hs. Berlin*) Hs. der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Akademiearchiv.

(*Schleiermachers Briefwechsel*) Friedrich Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut, hg. v. Heinrich Meisner, Gotha 1919.

Zu Clara und Robert Schumann:

(*Briefe einer Liebe*) Robert und Clara Schumann. Briefe einer Liebe, hg. v. Hanns-Josef Ortheil, Königstein/Ts. 1982.

(*Tagebücher*) Robert Schumann. Tagebücher. Band II. 1836-1854, hg. v. Gerd Nauhaus, 1. Aufl., Leipzig 1987.

(*Hs. Dresden*) Hs. der Sächsischen LB Dresden, Signatur: Msc. Dresd/

(*Hs. Zwickau*) Hs. des Robert-Schumann-Hauses in Zwickau.

#### Zu Anna und Adolf **Stoecker**:

(*Stoecker Brautbriefe*) Adolf und Anna Stoecker. Brautbriefe, hg. v. Dietrich v. Oertzen, 3. Aufl., Schwerin 1913.

## 7.2 Literatur

### **Biographische Literatur**

#### Zu Ida und Ferdinand **Freiligrath**:

(*Ilberg 1980*) Ilberg, Werner: Einleitung, in: Freiligraths Werke in einem Band. Ausgewählt und eingeleitet von Werner Ilberg, 4. Aufl., Berlin/Weimar 1980.

#### Zu Anna, Agnes und Ernst **Haeckel**:

(*Huschke Einführung*) Huschke, Konrad: Einführung, in: Ernst und Agnes Haeckel. Ein Briefwechsel, Jena 1950, S. 11-14.

#### Zu Emma und Georg **Herwegh**:

(*Freiheit überall*) »Freiheit überall, um jeden Preis!« Georg Herwegh 1817-1875. Bilder und Texte zu Leben und Werk, hg. v. Joseph Kruse, Stuttgart 1992.

(*Glaubrecht 1969*) Glaubrecht, Martin: Art. „Herwegh“, in: NDB, Bd. 8, Berlin 1969, S. 724-725.

(*Krausnick 1992*) Krausnick, Michail: Die eiserne Lerche. Georg Herwegh - Dichter und Rebell, 1. Aufl., Stuttgart u. a. 1992.

#### Zu Sophie **Mereau** und Clemens **Brentano**:

(*Gersdorff 1981*) Gersdorff, Dagmar: Einleitung, in: Lebe der Liebe und liebe das Leben. Der Briefwechsel von Clemens Brentano und Sophie Mereau, hg. v. ders., 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1981, S. 13-71.

(*Hammerstein 1998*) Hammerstein, Katharina von: »Eine Erndte will ich haben...« Schreiben als Beruf(ung). Sophie Mereau-Brentano (1770-1806), in: Tebben 1998, S. 132-159.

#### Zu Henriette und Ernst **Schleiermacher**:

(*Kantzenbach 1995*) Kantzenbach, Friedrich Wilhelm: Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten (rowohlts monographien), 7. Aufl., Reinbek bei Hamburg 1995.

#### Zu Clara und Robert **Schumann**:

(*Borchard 1991*) Borchard, Beatrix: Clara Schumann. Ihr Leben, Frankfurt a. M. 1991.

(*Borchard 1985*) Borchard, Beatrix: Robert Schumann und Clara Wieck. Bedingungen künstlerischer Arbeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 4, Diss. an der Universität Bremen), Weinheim/Basel 1985.

#### Zu Anna und Adolf **Stoecker**:

(*Oertzen 1910*) Oertzen, Dietrich von: Adolf Stoecker. Lebensbild und Zeitgeschichte, Bd. 1, Berlin 1910.

#### **Allgemeine Literatur**

(*Alfermann 1996*) Alfermann, Dorothee: Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten, Stuttgart u. a. 1996.

(*Alston 1981*) Alston, William P.: Emotion und Gefühl, in: Kahle 1981, S. 9-33.

(*Assmann/Friese 1998*) Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3, hg. v. Aleida Assmann und Heidrun Friese, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1998.

(*Badinter 1981*) Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München 1981 (Original: Paris 1980).

(*Barthes 1984*) Barthes, Roland: Fragmente einer Sprache der Liebe, Frankfurt a. M. 1984.

(*Beck-Gernsheim 1990*) Beck-Gernsheim, Elisabeth: Vorwort: Kleine Expedition ins Labor der Gefühle, in: Hochschild 1990, S. 9-26.

(*Dies. 1990a*) Beck-Gernsheim, Elisabeth: Frauenbiographien im Umbruch, in: Weibliche Identität, S. 99-111.

(*Benjamin 1990*) Benjamin, Jessica: Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht, Frankfurt a. M. 1990 (Original: New York 1988).

(*Bennett 1985*) Bennett, Heidemarie: Galanterie und Verachtung. Eine philosophiegeschichtliche Untersuchung zur Stellung der Frau in Gesellschaft und Kultur, Frankfurt a. M./New York 1985.

(*Benthien/Fleig/Kasten 2000*) Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle, hg. v. Claudia Benthien, Anne Fleig und Ingrid Kasten (Literatur-Kultur-Geschlecht: Kleine Reihe Bd. 16), Köln u. a. 2000.

(*Benthien/Fleig/Kasten 2000a*) Benthien, Claudia/Fleig, Anne/ Kasten, Ingrid: Einleitung, in: *Benthien/Fleig/Kasten 2000*, S. 7-20.

- (*Bergmann/Pandel 1975*) Bergmann, Klaus/Hans-Jürgen Pandel: Geschichte und Zukunft. Didaktische Reflexionen über veröffentlichtes Geschichtsbewußtsein, Frankfurt a. M. 1975.
- (*Beutin 1993*) Beutin, Wolfgang: Art. „Sexualität/Liebe in der Neuzeit“, in: Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen, hg. v. Peter Dinzelbacher, Stuttgart 1993, S. 89-103.
- (*Bilden 1991*) Bilden, Helga: Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: Hurrelmann/Ulich 1991, S. 279-302.
- (*Bock/Duden 1977*) Bock, G./B. Duden: Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, 2. Aufl., Berlin 1977, S. 118-199.
- (*Böhme 1997*) Böhme, Hartmut: Gefühle, in: Wulf, Christoph u. a. (Hg.): Handbuch der historischen Anthropologie, Weinheim 1997, S. 61-84.
- (*Borscheid 1983*) Borscheid, Peter: Geld und Liebe. Zu den Auswirkungen des Romantischen auf die Partnerwahl im 19. Jahrhundert, in: Ders./Teuteberg, Hans J.: Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Geschlechts- und Generationsbeziehungen der Neuzeit, Münster 1983, S. 112-134.
- (*Bourdieu 1989*) Bourdieu, Pièrre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, 3. Aufl. (1987<sup>1</sup>), Frankfurt a. M. 1989.
- (*Ders. 1983*) Bourdieu, Pièrre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt. Sonderband 2), Göttingen 1983, S. 183-198.
- (*Brändli 1996*) Brändli, Sabina: »... die Männer sollten schöner geputzt sein als die Weiber« Zur Konstruktion bürgerlicher Männlichkeit im 19. Jahrhundert, in: Kühne 1996, S. 101-118.
- (*Bruder-Brezzel 1996*) Bruder-Brezzel, Almuth: Spiel mit den Geschlechtsrollen, in: Psychosozial, 19. Jg. (1996), Heft IV, S. 123-134.
- (*Bublies-Godau 1998*) Bublies-Godau, Birgit: Geliebte, Gatten und Gefährten. Selbstverständnis und politisches Handeln von Ehepaaren in der deutschen Revolution von 1848/49, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 5/6 (1998), S. 282-296.

(*Budde 1994*) Budda, Gunilla: Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840-1914 (Bürgertum, Bd. 6; zugl. Diss. Berlin 1992/93), Göttingen 1994.

(*Cerulo 1997*) Cerulo, Karen A.: Identity Construction. New Issues, New Directions, in: Annual Review of Sociology, vol. 23 (1997), S. 385-409.

(*Chodorow 1986*) Chodorow, Nancy Julia: Toward a Relational Individualism. The Mediation of Self Through Psychoanalysis, in: Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought, ed. by Thomas C. Heller a.o., Stanford 1986, p. 197-207.

(*Conrad/Kessel 1994*) Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, hg. v. Christoph Conrad und Martina Kessel, Stuttgart 1994.

(*Daniel 1997*) Daniel, Ute: Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft, Teil I, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 4 (1997), S. 195-219.

(*Davidoff 1993*) Davidoff, Leonore: „Alte Hüte“. Öffentlichkeit und Privatheit in der feministischen Geschichtsschreibung, in: L`Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, 4. Jg. (1993), H. 2, S. 7-36.

(*Désirat 1982*) Désirat, Karin: Die Problematik der Geschlechtsrollenidentifizierung am Beispiel der transsexuellen Frau, Berlin 1982.

(*Döcker 1994*) Döcker, Ulrike: Die Ordnung der bürgerlichen Welt. Verhaltensideale und soziale Praktiken im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1994.

(*Duden 1993*) Duden, Barbara: Zur Exegese vergangener Körpererlebnisse. Ein Gespräch mit Barbara Duden, in: Die Philosophin, H. 7, 1993, S. 63-68.

(*Dies. 1991*) Duden, Barbara: Geschichte unter der Haut, Stuttgart 1991.

(*Dumont du Voitel 1994*) Dumont du Voitel, Waltraud: Macht und Entmachtung der Frau. Eine ethnologisch-historische Analyse, Frankfurt a. M./New York 1994.

(*Ehmer 1993*) Ehmer, Josef: Die Geschichte der Familie: Wandel der Ideale - Vielfalt und Wirklichkeit, in: Familie. Ideal und Realität (Ausstellungskatalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung), hg. v. Elisabeth Vavra, Horn 1993, S. 5-21.

(*Elias 1997*) Elias, Norbert: Einleitung, in: Ders.: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Erster Band, Wandlungen des Verhaltens in den westlichen Oberschichten des Abendlandes,

20. neu durchges. und erw. Aufl., Frankfurt a. M. 1997, S. 9-74.
- (*Ders. 1997a*) Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Zweiter Band, Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, 20. neu durchges. und erw. Aufl., Frankfurt a. M. 1997.
- (*Ders. 1987*) Elias, Norbert: Die Gesellschaft der Individuen, hg. v. Michael Schröter, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1987.
- (*Ders. 1987a*) Elias, Norbert: Wandlungen der Wir-Ich-Balance, in: Elias 1987, S. 207-315.
- (*Ders. 1987b*) Elias Norbert: Gesellschaft der Individuen (1939), in: Elias 1987, S. 15-98.
- (*Ders. 1971*) Elias, Norbert: Was ist Soziologie, 2. Aufl. (1970<sup>1</sup>), München 1971.
- (*Engelhardt 1986*) Engelhardt, Ulrich: "Bildungsbürgertum". Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts, Stuttgart 1986.
- (*Ernst 1997*) Ernst, Stefanie: Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern in der bürgerlichen Ehe. Sozio- und psychogenetische Perspektiven, in: Klein/Liebsch 1997, S. 154-184.
- (*Dies. 1996*) Ernst, Stefanie: Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern. Wandlungen in der Ehe im „Prozeß der Zivilisation“, Opladen 1996.
- (*Euler 1983*) Euler, Harald A./Mandl, Heinz: Emotionspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen, München u. a. 1983.
- (*Fast 1996*) Fast, Irene: Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität, Frankfurt a. M. 1996.
- (*Febvre 1977*) Febvre, L.: Sensibilität und Geschichte. Zugänge zum Gefühlsleben früherer Epochen, in: Bloch, M./Braudel, F./Febvre, L.: Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse, hg. v. Claudia Honegger, 1. Aufl. Frankfurt a. M. 1977 (Originalausgabe Paris 1976), S. 313-334.
- (*Feyl 1984*) Renate Feyl: Sein ist das Weib. Denken der Mann. Ansichten und Äußerungen für und wider die gelehrten Frauen gesammelt von Renate Feyl, (1984<sup>1</sup>), Köln 1991.
- (*Frevert 1995*) Frevert, Ute: „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-

Differenzen in der Moderne, München 1995.

(Dies. 1990) Frevert, Ute: Selbstlose und selbständige Weiblichkeit - Variationen und Wandlungen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Weibliche Identität im Wandel. Vorträge im Wintersemester 1989/90, Heidelberg 1990, S. 31-44.

(Dies. 1988) Frevert, Ute (Hg.): Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988.

(Dies. 1988a) Frevert, Ute: Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Frevert 1988, S. 17-48.

(Dies. 1986) Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1986.

(Frey/Haußer 1987) Frey, Hans-Peter/Haußer, Karl: Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung, in: Dies. (Hg.): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung (Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 7), Stuttgart 1987, S. 3-26.

(Friedrichsmeyer 1983) Friedrichsmeyer, Sara: The Androgyne in Early German Romanticism. Friedrich Schlegel, Novalis and the Metaphysics of Love (Stanford German Studies, Vol. 18), Bern u. a. 1983.

(Fuhrmann 1995) Fuhrmann, Helmut: Der androgyne Mensch. `Bild` und `Gestalt` der Frau und des Mannes im Werk Goethes, Würzburg 1995.

(Gall 1993) Gall, Lothar (Hg.): Stadt und Bürgertum im Übergang zur modernen Gesellschaft, München 1993.

(Ders. 1993a) Gall, Lothar: Stadt und Bürgertum im Übergang zur modernen Gesellschaft, in: Ders. 1993, S. 1-12.

(Ders. 1987) Gall, Lothar: „...Ich wünschte ein Bürger zu sein“. Zum Selbstverständnis des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 254 (1987), S. 601-623.

(Garfinkel 1967) Garfinkel, Harold: Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs, N.J. 1967.

(Gay 1997) Gay, Peter: Die Macht des Herzens. Das 19. Jahrhundert und die Erforschung des Ich, München 1997 (Original: New York/London 1995).

(Ders. 1987) Gay, Peter: Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter,

München 1987.

(*Gerhards 1988*) Gerhards, Jürgen: Soziologie der Emotionen. Fragestellungen, Systematik und Perspektiven, Weinheim/München 1988.

(*Gerhard 1997*) Gerhard, Ute (Hg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997.

(*Dies. 1988*) Gerhard, Ute: Andere Ergebnisse, in: Frevert 1988, S. 210-214.

(*Geschlecht. Macht. Arbeit*) Geschlecht. Macht. Arbeit. Kategorien in der historischen Frauenforschung, hg. v. »Frauen & Geschichte Baden-Württemberg« (Frauenstudien Baden-Württemberg, Bd. 8), Tübingen 1995.

(*Gildemeister/Wetterer 1992*) Gildemeister, Reginas/Wetterer, Angelika: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Knapp/Wetterer 1992, S. 201-254.

(*Gillis 1988*) Gillis, John R. : From Ritual to Romance. Toward an Alternative History of Love, in: Emotion and Social Change. Toward a new Psychohistory, hg. von Carol Z. Stearns und Peter N. Stearns, New York/London 1988, S. 87-122.

(*Goode 1959*) Goode, William J.: The Theoretical Importance of Love, in: American Sociological Review, Vol. 24 (1959), no. 1, S. 38-47.

(*Habermas 2000*) Habermas, Rebekka: Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850) (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Bd. 14), Göttingen 2000.

(*Dies. 1993*) Habermas, Rebekka: Geschlechtergeschichte und „anthropology of gender“. Geschichte einer Begegnung, in: Historische Anthropologie, 1. Jg. (1993), H. 3, S. 485-510.

(*Hagemann-White 1993*) Hagemann-White, Carol: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht, in: Feministische Studien, Heft 2, 1993, S. 68-78.

(*Dies. 1989*) Hagemann-White: Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren..., in: Dies./Rerrich, Maria S. (Hg.): FrauenMännerbilder (Forum Frauenforschung, Bd. 2), Bielefeld 1989, S. 224-235.

(*Hansen 1989*) Hansen, K.P.: Die Geschichte der Emotionalität, in: Psychologie und Geschichte, Jg. 1, H. 2 (1989), S. 37-48.

- (Harding 1991) Harding, Sandra: Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht, 2. Aufl. (1990<sup>1</sup>), Hamburg 1991 (Original: Cornell University 1986).
- (Hausen 1992) Hausen, Karin: Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen, in: Dies./Wunder, Heide (Hg.): Frauengeschichte - Geschlechtergeschichte (Geschichte und Geschlechter, Bd. 1), Frankfurt a. M./New York 1992, S. 81-89.
- (Dies. 1976) Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, hg. v. Werner Conze, Stuttgart 1976, S. 363-393.
- (Haußer 1995) Haußer, Karl: Identitätspsychologie, Berlin u. a. 1995.
- (Hein 1993) Hein, Dieter: Soziale Konstituierungsfaktoren des Bürgertums, in: Gall 1993, S. 151-182.
- (Heinrich 1981) Heinrich, Dieter: Begriffe, Probleme, Grenzen, in: Marquard/Stierle 1979, S. 133-186.
- (Heller 1981) Heller, Agnes: Theorie der Gefühle, Hamburg 1981.
- (Hermann 1986) Hermann, Ulrich: Über den Gang der Geschichte in der Natur des Menschen - Einführende Überlegungen zur Geschichtlichkeit des Seelischen, in: Jüttemann, Gerd (Hg.): Die Geschichtlichkeit des Seelischen. Der historische Zugang zum Gegenstand der Historischen Psychologie, Weinheim 1986, S. 46-65.
- (Hettling/Hoffmann 1997) Hettling, Manfred/Hoffmann, Stefan-Ludwig: Der bürgerliche Wertehimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft, 23. Jg. (1997), H. 3, S. 333-359.
- (Hey 1995) Hey, Barbara: Women's History und Poststrukturalismus. Zum Wandel der Frauen- und Geschlechtergeschichte in den USA (Schnittpunkt Zivilisationsprozeß Bd. 18), Pfaffenweiler 1995.
- (Hochschild 1990) Hochschild, Arlie Russel: Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle, Frankfurt a. M./New York 1990 (Original Berkeley/Los Angeles 1983).
- (Hoff 1990) Hoff, Ernst-Hartmut: Identität und Arbeit - Zum Verständnis der

Bezüge in Wissenschaft und Alltag, in: Psychosozial, 13. Jg. (1990), Heft 3, Nr. 43, S. 7-25.

*(Holthöfer 1997)* Holthöfer, Ernst: Die Geschlechtsvormundschaft. Ein Überblick von der Antike bis ins 19. Jahrhundert, in: Gerhard 1997, S. 390-451.

*(Honegger 1991)* Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib, Frankfurt 1991.

*(Hülshoff 1999)* Hülshoff, Thomas: Emotionen. Eine Einführung für beratende, therapeutische, pädagogische und soziale Berufe, München/Basel 1999.

*(Hurrelmann/Ulich 1991)* Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, hg. v. Klaus Hurrelmann und Dieter Ulich, 4. völlig neubearb. Aufl., Weinheim/Basel 1991.

*(Identität im Wandel)* Weibliche Identität im Wandel. Vorträge im Wintersemester 1989/90, Heidelberg 1990.

*(James 1890)* James, William: Principles of Psychology, Vol. 1, New York 1890.

*(Jüttemann 1986)* Jüttemann, Gerd (Hg.): Die Geschichtlichkeit des Seelischen, Weinheim 1986.

*(Käthner 1996)* Käthner, Martina/Kleinaus, Elke: Höhere Töcherschulen um 1800, in: Kleinau/Opitz 1996, S. 393-408.

*(Kahle 1982)* Kahle, Gerd: Handlung, Emotion, Selbst. Diss., Glashütten 1982.

*(Ders. 1981)* Logik des Herzens. Die soziale Dimension der Gefühle, hg. v. Gerd Kahle, Frankfurt a. M. 1981.

*(Ders. 1981a)* Kahle, Gerd: Nachwort des Herausgebers, in: Ders. 1981, S. 283-327.

*(Kamper/Wulf 1988)* Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph: Von Liebe sprechen. Zur Einleitung, in: Dies. (Hg.): Das Schicksal der Liebe, Weinheim 1988, S. 7-21.

*(Kapfhammer/Ulich 1991)* Kapfhammer, Hans-Peter/Ulich, Dieter: Sozialisation der Emotionen, in: Dies. (Hg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, 4. Neub. Aufl., Weinheim/Basel 1991, S.551-572.

*(Kaschuba/Furche 1995)* Kaschuba, Gerrit/Furche, Brigitte: »Spieglein, Spieglein an der Wand...?« Bilder und Biographien von historischen Frauengestalten, in: Geschlecht. Macht. Arbeit, S. 89-96.

*(Kemper 1981)* Kemper, Theodore D.: Auf dem Wege zu einer Theorie der

Emotionen: Einige Probleme und Lösungsmöglichkeiten, in: Kahle 1981, S. 134-154.

(Kessel 2000) Kessel, Martina: Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Göttingen 2000.

(Kessler/McKenna 1978) Kessler, Suzanne/McKenna, Wendy: Gender. An Ethnomethodological Approach, New York 1978.

(Keupp 1991) Keupp, Heiner: Sozialisation durch psychosoziale Praxis, in: Hurrelmann/Ulich 1991, S. 467-492.

(Klein/Liebsch 1997) Klein, Gabriele/Liebsch Katharina (Hg.): Zivilisierung des weiblichen Ich, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1997.

(Dies. 1997a) Klein, Gabriele/Liebsch Katharina: Zivilisierung zur Zweigeschlechtlichkeit. Zum Verhältnis von Zivilisationstheorie und feministischer Theorie, in: Klein/Liebsch 1997, S. 12-38.

(Kleinau/Opitz 1996) Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, hg. v. Elke Kleinau und Claudia Opitz, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt a. M./New York 1996.

(Kleinginna/Kleinginna 1981) Kleinginna Jr., Paul R./Kleinginna, Anne M.: A Categorized List of Emotion Definitions, with Suggestens for a Consensual Definition, in: Motivation and Emotion, Vol. 5, No. 4, 1981, S. 345-379.

(Knapp/Wetterer 1992) Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Traditionen Brüche (Forum Frauenforschung, Bd. 6), Freiburg i. Br. 1992.

(Knapp 1992) Knapp, Gudrun-Axeli: Macht und Geschlecht. Neue Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion, in: Knapp/Wetterer 1992, S. 287-325.

(Kocka 1989) Kocka, Jürgen: Bildungsbürgertum - Gesellschaftliche Formation oder Historikerkonstrukt?, in: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil IV. Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, Stuttgart 1989, S. 9-20.

(Ders. 1987) Kocka, Jürgen (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987.

(Ders. 1987a) Kocka, Jürgen: Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert, in: Kocka 1987, S. 21-63.

- (Koselleck 1990) Koselleck, Reinhart: Einleitung - Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung, in: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II. Bildungsgüter und Bildungswissen, Stuttgart 1990, S. 11-46.
- (Krappmann 1975) Krappmann, Lothar: Soziologische Dimension der Identität: strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, 4. Aufl., Stuttgart 1975.
- (Kühne 1996) Kühne, Thomas (Hg.): Männergeschichte-Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M./New York 1996.
- (Ders. 1996a) Kühne, Thomas: Männergeschichte als Geschlechtergeschichte, in: Kühne 1996, S. 7-30.
- (Kuhn 1975) Kuhn, Helmut: »Liebe«. Geschichte eines Begriffs, München 1975.
- (Landweer 1997) Landweer, Hilge: Mikrophysik der Scham? Elias und Foucault im Vergleich, in: Klein/Liebsch 1997, S. 365-399.
- (Dies. 1995) Landweer, Hilge: Verständigung über Gefühle, in: Leib und Gefühl. Beiträge zur Öffnung der Anthropologie, hg. v. Michael Großheim, Berlin 1995, S. 71-86.
- (Dies. 1993) Landweer, Hilge: Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex/gender-Unterscheidung, in: Feministische Studien, Heft 2 1993, S. 34-43.
- (Lantermann 1983) Lantermann, Ernst D.: Kognitive und emotionale Prozesse beim Handeln, in: Mandl, Heinz/Huber, Günter L. (Hg.): Emotion und Kognition, München u. a. 1983, S. 248-281.
- (Lantz 1982) Lantz, Hermann R.: Romantic Love in the Pre-Modern Period: A Social Commentary, in: The Journal of Social History 15 (1982), S. 349- 370.
- (Laqueur 1992) Laqueur, Thomas: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt 1992.
- (Laux 1993) Laux, Lothar: Selbstdarstellung bei der Bewältigung von Emotionen, in: Ders./Weber, Hannelore: Emotionsbewältigung und Selbstdarstellung, Berlin/Köln 1993, S. 37-69.
- (Legnaro 1985) Legnaro, Aldo: Frauenbilder, Männerbilder - vom politischen Mythos der Geschlechterrollen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Die Braut. Geliebt-verkauft-getauscht-geraubt. Zur Rolle der Frau im Kulturvergleich,

Ausstellungskatalog, hg. v. Gisela Völger u. Karin v. Welck, Bd. 2, Köln 1985, S. 752-763.

(*Lenzen 1985*) Lenzen, Dieter: Mythologie der Kindheit. Die Verewigung des Kindlichen in der Erwachsenenkultur - Versteckte Bilder und vergessene Geschichten, Reinbek 1985.

(*Lepsius 1992*) Lepsius, M. Rainer: Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung, in: Ders. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil III. Lebensführung und ständische Vergesellschaftung, Stuttgart 1992, S. 8-18.

(*Lesemann 2000*) Lesemann, Silke: Liebe und Strategie. Adlige Ehen im 18. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie, 8. Jg. (2000), H. 2, S. 189-207.

(*Liebsch 1997*) Liebsch, Katharina: Wie werden Geschlechtsidentitäten konstruiert?, in: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1/2, 1997, S. 6-16.

(*Linke 1996*) Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart/Weimar 1996.

(*Lipman-Blumen 1984*) Lipman-Blumen, Jean: Gender roles and power, Englewood Cliffs 1984.

(*Lipp 1992*) Lipp, Carola: Das Private im Öffentlichen. Geschlechterbeziehungen im symbolischen Diskurs der Revolution 1848/49, in: Hausen, Karin/Wunder, Heide (Hg.): Frauengeschichte - Geschlechtergeschichte (Geschichte und Geschlechter, Bd. 1), Frankfurt a. M./New York 1992, S. 99-116.

(*Luckmann 1979*) Luckmann, Thomas: Identität, Rolle, Rollendistanz, in: Marquard /Stierle 1979, S. 293-313.

(*Luhmann 1984*) Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a. M. 1984.

(*Marquard/Stierle 1979*) Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hg.): Identität (Poetik und Hermeneutik VIII), München 1979.

(*McMahon 1998*) McMahon, Lucia: „While Our Souls Together Blend“. Narrating a Romantic Readership in the Early Republic, in: Stearns/Lewis 1998, S. 66-90.

(*de Mause 1989*) Lloyd de Mause: Grundlagen der Psychohistorie, hg. v. Aurel Ende, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1989.

(*Melchior 1998*) Melchior, Anke M.: »Liebesprobleme ... waren schon immer ein Anlaß für mich, Tagebuch zu führen.« Liebe, Ehe und Partnerschaft in

Frauentagebüchern, (Diss. an der Univ. Frankfurt a. M. 1997), Königstein/Ts. 1998.

(*Metzinger 1993*) Metzinger, Thomas: Subjekt und Selbstmodell, Die Perspektivität phänomenalen Bewußtseins vor dem Hintergrund einer naturalistischen Theorie mentaler Repräsentation, Paderborn u. a. 1993.

(*Meuter 1995*) Meuter, Norbert: Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluß an Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricoer, Stuttgart 1995.

(*Meyer/Schützwohl/Reisenzein 1993*) Meyer, Wulf-Uwe/Schützwohl, Achim/Reisenzein, Rainer: Einführung in die Emotionspsychologie, Bd.1, Bern u. a. 1993.

(*Meyers 1907*) Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, 6. neubearb. u. vermehrte Aufl., Bd. 18, Leipzig und Wien 1907.

(*Müller 1996*) Müller, Lothar: Die Erziehung der Gefühle im 18. Jahrhundert. Kanzel, Buch und Bühne in Karl Philipp Moritz' „Anton Reiser“ (1785-1790), in: Der Deutschunterricht, Bd. 48 (96), H. 2, S. 5-20.

(*Nadig 1992*) Nadig, Maya: Der ethnologische Weg zur Erkenntnis. Das weibliche Subjekt in der feministischen Wissenschaft, in: Knapp/Wetterer 1992, S. 151-200.

(*Nedelmann 1983*) Nedelmann, Brigitta: Georg Simmel - Emotion und Wechselwirkung in intimen Gruppen, in: Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien (Sonderheft 25/1983 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychiatrie), hg. Friedhelm Neidhardt u. a., Opladen 1983, S. 174-209.

(*Neugebauer 1982*) Rainer Neugebauer: Identität und historisch-politisches Bewußtsein am Beispiel des Arbeiterjugendwiderstandes gegen den Faschismus.- Ein Beitrag zur historisch-politischen Didaktik, Frankfurt a. M., 1982.

(*Paletschek 1995*) Paletschek, Sylvia: Einleitung, in: Geschlecht. Macht. Arbeit, S. 7-23.

(*Pandel 1992*) Pandel, Hans-Jürgen: Emotionalität - Ein neues Thema der Sozialgeschichte?, in: Mütter, Bernd/Uffelman, Uwe (Hg.): Emotionen und historisches Lernen. Forschung - Vermittlung - Rezeption (Studien zur Internationalen Schulbuchforschung, Bd. 76), Frankfurt a. M. 1992, S. 41-61.

- (Ders. 1990) Pandel, Hans-Jürgen: Sinne und Gefühle - historisch gesehen, in: Geschichte lernen, H. 15 (1990), S. 11-17.
- (Pervin 1981) Pervin, Lawrence A.: Persönlichkeitspsychologie in Kontroversen, München u. a. 1981. (Original: New York 1978).
- (Platon 1981) Platon: Das Gastmahl, Neub. v. A. Capelle, Hamburg 1981.
- (Pierers 1879) Pierers Universal-Conversations-Lexikon. Neuestes enzyklopädisches Wörterbuch aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe, 6. vollst. umgearbeitete Aufl., Bd. 16, Oberhausen und Leipzig 1879.
- (Rang 1986) Rang, Brita: Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen von Karin Hausen zur Herausbildung der Geschlechtscharaktere im 18. und 19. Jahrhundert, in: Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung, hg. v. Jutta Dalhoff, 1. Aufl., Düsseldorf 1986, S. 194-204.
- (Reitmayer 1999) Reitmayer, Morten: „Bürgerlichkeit als Habitus. Zur Lebensweise deutscher Großbankiers im Kaiserreich, Geschichte und Gesellschaft, 25. Jg. (1999), H. 1, S. 66-93.
- (Riedel 1974) Riedel, Manfred: Art. „Bürger, Staatsbürger, Bürgertum“, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hg. v. O. Brunner u. a., Nachdruck von 1972, Bd. 1, Stuttgart 1974.
- (Rosenbaum 1993) Rosenbaum, Heidi: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, 6. Aufl. (1982<sup>1</sup>), Frankfurt a. M. 1993.
- (Saße 1996) Saße, Günter: Die Ordnung der Gefühle. Das Drama der Liebesheirat im 18. Jahrhundert, Darmstadt 1996.
- (Schenk 1990) Schenk, Günter: Art. „Identität“, in: Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, hg. v. Hans Jörg Sandkühler u. a., Bd. 2 F-K, Hamburg 1990, S. 611-616.
- (Schenk 1993) Schenk, Herrad: Vorwort. Liebe - Ehe - Liebeshe. Die veränderten Grundlagen der auf Dauer angelegten Paarbeziehung, in: Über die Ehe, S. 10-12.

- (*Schieth 1993*) Schieth, Lydia: Das Experiment ›Ehe‹ im Umfeld von Klassik und Romantik, in: Über die Ehe, S. 180-183.
- (*Schieth/Schatten 1993*) Schieth, Lydia/Schatten, Katja: Art. „Göttinger Taschenkalender zum Jahr 1789“, in: Über die Ehe, S. 169-172.
- (*Schiller 1937*) Schiller, Friedrich von: Gedichte 1. Teil, Leipzig 1937.
- (*Schmidt 1996*) Schmidt, Pia: Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800, in: Kleinau/Opitz 1996, S. 327-345.
- (*Schmitz 1993*) Schmitz, Hermann: Die Liebe, Bonn 1993.
- (*Ders. 1992*) Schmitz, Hermann: Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik, hg. v. Hermann Gausebeck u. Gerhard Risch, 2. überarb. u. erw. Aufl. (1989<sup>1</sup>), Paderborn 1992.
- (*Schneider 1989*) Schneider, Holger Kurt: Psychiatrie und Identität, in: Identität. Fünf Vorträge, hg. von Henning Kössler, Erlangen/Nürnberg 1989, S. 35-50.
- (*Schultz 1924*) Schultz, Franz: „Romantik“ und „romantisch“ als literaturhistorische Terminologien und Begriffsbildungen (1924), in: Prang, Helmut (Hg.): Begriffsbestimmungen der Romantik, Darmstadt 1972, S. 93-111.
- (*Schulze 1992*) Schulze, Winfried: Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte?, in: Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters. Für und mit Ferdinand Seibt aus Anlass seines 65. Geburtstages, hg. v. Bea Lundt und Helma Reimöller, Köln u. a. 1992, S. 417-450.
- (*Schwab 1975*) Schwab, Dieter: Art. „Familie“, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hg. v. O. Brunner u. a., Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 253-301.
- (*Scott 1986*) Scott, Joan W.: Gender. A Useful Category of Historical Analysis, in: The American Historical Review, 91/5 (1986), p. 1053-1075.
- (*Sennett 1996*) Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Sonderausgabe, Frankfurt a. M. 1996 (Original: New York 1974, 76).
- (*Shorter 1975*) Shorter, Edward: Die Geburt der modernen Familie, Hamburg 1977 (Original: New York 1975).

- (*Simmel 1923*) Simmel, Georg: Über die Liebe (Fragment), in: ders.: Fragmente und Aufsätze aus dem Nachlaß und Veröffentlichungen der letzten Jahre, München 1923, S. 47-123.
- (*Sonntag 1989*) Sonntag, Michael: Die Erzeugung von Innenräumen. Machtwirkungen in der Genese abendländischer Individualität, in: Psychologie und Geschichte, 1. Jg. (1989), H. 1, S. 36-45.
- (*Sparmann 2000*) Sparmann, Anke: Intersexualität. Die Stunde der Chirurgen, in: GEO WISSEN, Nr. 26 (2000), Frau & Mann, S. 100-108.
- (*Stalfort 1996*) Stalfort, Jutta: Gefühlstheorien des 19. Jahrhunderts. Quellen zur Emotionalität des Bildungsbürgertums, unveröffentl. Magisterarbeit, Osnabrück 1996.
- (*Stearns/Lewis 1998*) Stearns, Peter N./ Lewis, Jan (Hg.): An Emotional History of the United States, New York 1998.
- (*Stearns/Knapp 1993*) Stearns, Peter N./Knapp, Mark: Men and Romantic Love. Pinpointing a 20th Century Change, in: Journal of Social History. Bd. 26 (1993), H. 4, S. 769-795.
- (*Stearns 1993*) Stearns, Peter N.: Redefinitions and Historical Change. Girls, Boys and Emotions, in: The Journal of American History, Bd. 80 (93), H. 1, S. 36-74.
- (*Stearns/Stearns 1990*) Stearns, Carol Z./Stearns, Peter N.: Introducing the History of Emotion, in: Psychohistory Review 18 (1990), S. 263-291.
- (*Dies. 1988*) Emotion and Social Change. Toward a new Psychohistory, hg. von Carol Z. Stearns und Peter N. Stearns, New York/London 1988.
- (*Dies. 1985*) Stearns, Peter N./Stearns, Carol Z.: Emotionology. Clarifying the History of Emotions an Emotional Standards, in: The American Historical Review, Vol. 90, No. 4, 1985, S. 813-836.
- (*Stinshoff 1998*) Stinshoff, Elisabeth: Identitäten im Wandel. Historische Frauenbilder aus den USA (Europäische Hochschulschriften, Reihe XXII Soziologie, Bd. 314), Frankfurt a. M. u. a. 1998.
- (*Stopczyk 1998*) Stopczyk, Annegret: Sophias Leib - Entfesselung der Weisheit. Ein philosophischer Aufbruch, 1. Aufl., Heidelberg 1998.
- (*Stross 1991*) Stross, Annette M.: Ich-Identität. Zwischen Fiktion und Konstruktion (Reihe Historische Anthropologie, Bd. 17), Berlin 1991.

- (*Tebben 1998*) Tebben, Karin (Hg.): Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, Göttingen 1998.
- (*Tenbruck 1980*) Tenbruck, Friedrich H.: Bürgerliche Kultur, in: Kultur und Gesellschaft, hg. v. Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius u. Johannes Weiss, Opladen 1980, S. 263-285.
- (*Thümer-Rohr 1989*) Thümer-Rohr, Christina: Mittäterschaft und Entdeckungslust, Berlin 1989.
- (*Tosh 1998*) Tosh, John: Was soll die Geschichtswissenschaft mit Männlichkeit anfangen? Betrachtungen zum 19. Jahrhundert in Großbritannien, in: Conrad/Kessel 1998, S. 160-206.
- (*Trautner 1987*) Trautner, Hanns Martin: Geschlecht, Sozialisation und Identität, in: Frey/Haußer 1987, S. 29-42.
- (*Treibel 1997*) Treibel, Annette: Das Geschlechterverhältnis als Machtbalance. Figurationssoziologie im Kontext von Gleichstellungspolitik und Gleichheitsforderungen, in: Klein/Liebsch 1997, S. 306-336.
- (*Trepp 1996*) Trepp, Ann-Charlott: Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, (Diss. an der Universität Kiel, 1993), Göttingen 1996.
- (*Dies. 1996a*) Trepp, Ann-Charlott: Anders als sein „Geschlechtscharakter.“ Der bürgerliche Mann um 1800 - Ferdinand Beneke (1774-1848), in: Historische Anthropologie. Kultur-Gesellschaft-Alltag, 4. Jg. (1996), S. 57-77.
- (*Tyrell 1987*) Tyrell, Hartmann: Romantische Liebe. Überlegungen zu ihrer »quantitativen Bestimmtheit«, in: Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag, hg. v. Dirk Baecker u. a., Frankfurt a. M. 1987, S. 570-599.
- (*Über die Ehe*) Über die Ehe. Von der Sachehe zur Liebesheirat (Ausstellungskatalog zu einer Literatursausstellung), hg. v. Ursula Rautenberg, Schweinfurt 1993.
- (*Vogel 1988*) Vogel, Ursula: Patriarchale Herrschaft, bürgerliches Recht, bürgerliche Utopie. Eigentumsrechte der Frauen in Deutschland und England, in: Jürgen Kocka (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, Bd. 1, München 1988, S. 406-439.
- (*Vondung 1976*) Vondung, Klaus (Hg.): Das wilhelminische Bildungsbürgertum.

- Zur Sozialgeschichte seiner Ideen, Göttingen 1976.
- (*Weber-Kellermann 1991*) Weber-Kellermann, Ingeborg: Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier und Gründerzeit, 3. Aufl. (1983<sup>1</sup>), München 1991.
- (*Weber-Will 1997*) Weber-Will, Susanne: Geschlechtsvormundschaft und weibliche Rechtswohlthaten im Privatrecht des preußischen Allgemeinen Landrechts von 1794, in: Gerhard 1997, S. 452-459.
- (*Weckel 1998*) Weckel, Ulrike: Der »mächtige Geist der Assoziationen«. Ein- und Ausgrenzungen bei der Geselligkeit der Geschlechter im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Archiv für Sozialgeschichte 38 (1998), S. 57-77.
- (*Wedel 1982*) Wedel, Gudrun: „Frauen schreiben über sich selbst. Lebensläufe im 19. Jahrhundert“, in: Dokumentation der Tagung Weibliche Biographien in Bielefeld, Oktober 1981 (beiträge zur feministischen theorie und praxis 7), hg. v. Sozialwissenschaftlicher Forschung und Praxis für Frauen e.V. im Verlag Frauenoffensive, 1. Aufl., München 1982, S. 18-23.
- (*Weibliche Identität*) Weibliche Identität im Wandel. Vorträge im Wintersemester 1989/90, Heidelberg 1990.
- (*Weisshaupt 1990*) Weisshaupt, Brigitte: Zur Dialektik der Identität von Frauen, in: Weibliche Identität, S. 125-140.
- (*West/Zimmerman 1991*) West, Candace/Zimmerman, Don H.: Doing Gender, in: Lorber, Judith/Farell, Susan A. (Hg.): The Social Construction of Gender, Newbury Park u. a. 1991, S. 13-37.
- (*Westhoff-Krummacher 1995*) Westhoff-Krummacher, Hildegard: Als die Frauen noch sanft und engelsgleich waren. Die Sicht der Frauen in der Zeit der Aufklärung und des Biedermeier, Ausstellungskatalog des Westf. Landesmuseums für Kunst und Kultur Münster, Münster 1995.
- (*Zedler 1743*) Zedler, Johann Heinrich: Grosses Vollständiges Universallexikon, Bd. 36, Nachdruck der Ausgabe von 1743, Graz 1962.

# ANHANG

## Anschriften der Archive

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften  
Zentrales Archiv/ Schleiermacherforschungsstelle  
Postfach 238  
Jägerstr. 22/23  
10106 Berlin

Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld  
Postfach 10 01 11  
Rohrteichstr. 19  
33501 Bielefeld

Hausarchiv Schücking-Helfferich in Sassenberg  
Ansprechpartnerin: Annette Schücking-Homeyer  
Akazienstr. 34a  
32760 Detmold

Stadt- und Landesbibliothek Dortmund  
Königswall 14 und 21  
44137 Dortmund

Friedrich-Schiller-Universität Jena  
-Ernst-Haeckel-Haus-  
Berggasse 7  
07745 Jena

Dichtermuseum/Stadtmuseum  
-Herwegh-Archiv-  
Rathausstr. 36  
CH-4410 Liestal BL

Westfälisches Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte  
Domplatz 10  
48143 Münster

Stiftung Weimarer Klassik  
Goethe- und Schillerarchiv  
Postfach 20 12  
99401 Weimar

Robert-Schumann-Haus  
Hauptmarkt 5  
08056 Zwickau

## **Abbildungs- und Bildnachweis (Bildnachweis in Klammern)**

- Abb. 1-4: Über die Ehe. Von der Sachehe zur Liebesheirat (Ausstellungskatalog zu einer Literaturousstellung), hg. v. Ursula Rautenberg, Schweinfurt 1993, S. 170f. (Kupferstiche, 90:51 mm; Bibliothek Otto Schäfer (BOS), Schweinfurt)
- Abb. 5: Lebe der Liebe, Frontispiz (Bleistiftzeichnung um 1798; Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a. M.)
- Abb. 6: Brentano-Chronik. Daten zu Leben und Werk, zusammengestellt v. Konrad Feilchenfeldt, München/Wien 1978, Abb. 5 (Bleistiftzeichnung von Wilhelm Hensel, 1819; Staatl. Museen Preußischer Kulturbesitz, Nationalgalerie Berlin)
- Abb. 7: Kantzenbach, S. 110. (F. W. Kantzenbach)
- Abb. 8: Kantzenbach, S. 88. (Stich von Bolt, 1817; Sammlung Historia-Photo)
- Abb. 9: Dierks, S. 57 (Aquarell von Adolph Schroedter; Familienbesitz; Foto: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster)
- Abb. 10: Dierks, S. 56 (gemalt von Elisabeth Jerichau-Baumann 1847 in Rom; Foto: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster)
- Abb. 11: Freiligrath-Briefe, S. 65 (Zeichnung von J. H. Schramm 1840)
- Abb. 12: Fleischhack, Ernst: Freiligraths Gedichte in Lied und Ton, Bielefeld 1990, Abbildung auf dem Umschlag (Stahlstich mit faksimilierter Unterschrift, Lippische Landesbibliothek Detmold, Fr. S B 5)
- Abb. 13: Freiheit überall, S. 94 (Zeichnung von Friederike Miethe, Berlin 1842; Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf)
- Abb. 14: Freiheit überall, S. 23 (Lithographie von Gonzenbach nach einem Gemälde von Conrad Hitz, Zürich 1843; Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf)
- Abb. 15: Clara Schumann 1819-1896. Katalog zur Ausstellung, hg. v. Ingrid Bodsch und Gerd Nauhaus, Bonn 1996, S. 60. (Ölgemälde von A. W. Wedeking 1844, Dauerleihgabe des Märkischen Museums Berlin im Robert-Schumann-Haus, Zwickau)
- Abb. 16: Linke, Norbert/Kneip, Gustav: Robert Schumann. Zur Aktualität romantischer Musik, Wiesbaden 1978, S. 70 (Lithographie von Kriehuber, Wien 1839; Archiv-Foto Breitkopf & Härtel)
- Abb. 17: Ernst Haeckel: Italienfahrt. Briefe an die Braut 1859/60, Leipzig 1921, S. 1.
- Abb. 18: E. und A. Haeckel, S. 94 (Foto aus dem Nachlass bzw. von Verwandten und Freunden des Ehepaars Haeckel)
- Abb. 19: Stoecker Brautbriefe.

## Verzeichnis der Tabellen

- Tabelle 1: »Geschlechtscharaktere«, S. 50.  
Tabelle 2: Herkunft und Beruf der Bildungsbürgerinnen und -bürger, S. 72.  
Tabelle 3: Beziehungsdaten der bildungsbürgerlichen Paare, S. 78.  
Tabelle 4: Beziehungsphasen der bildungsbürgerlichen Paare, S. 78.  
Tabelle 5: Quantitative Verteilung zur Geschlechterkonstruktion, S. 82.  
Tabelle 6: Aspekte des Definitionsraums »Liebende« in Phase 1, S. 117.  
Tabelle 7: Gegenüberstellung von Selbstdarstellungen der Bildungsbürgerinnen und dem »Geschlechtscharakter der Frau«, S. 139.  
Tabelle 8: Aspekte des Definitionsraums »Liebende« in Phase 2, S. 159.  
Tabelle 9: Aspekte des Definitionsbereichs »Liebende« in Phase 3, S. 171.  
Tabelle 10: Quantitative Verteilung der weiblichen Identitätsaspekte in den drei Beziehungsphasen, S. 180.  
Tabelle 11: Aspekte des Definitionsraums »Liebender« in Phase 1, S. 192.  
Tabelle 12: Aspekte des Definitionsbereichs »Liebender« in Phase 2, S. 207.  
Tabelle 13: Aspekte des Definitionsbereichs »Liebender« in Phase 3, S. 211.  
Tabelle 14: Quantitative Verteilung der männlichen Identitätsaspekte in den drei Beziehungsphasen, S. 215.  
Tabelle 15: Vergleich der Identitätsaspekte von Bildungsbürgerinnen und -bürgern, S. 217

## Die bildungsbürgerliche Untersuchungsgruppe in Abbildungen

Sophie Mereau (1770-1806) und Clemens Brentano (1778-1842), verheiratet seit  
November 1803.



Abb. 5: Sophie Mereau im Jahre 1798



Abb. 6: Clemens Brentano im Jahre  
1819

Henriette Schleiermacher (1788-1838) und F. D. Ernst Schleiermacher (1768-1834), verheiratet seit Mai 1809.



Abb. 7: Henriette Schleiermacher und ihre Kinder  
Abb. 8: Friedrich Daniel Ernst

Louise von Gall (1815-1855) und Levin Schücking (1814-1883), verheiratet seit Oktober 1843.



Abb. 9: Louise von Gall



Abb. 10: Levin Schücking im Jahre 1847

Ida Freiligrath (1817-1899) und Ferdinand Freiligrath (1810-1876), verheiratet seit Mai 1841.



Abb. 11: Ida Melos im Jahre 1840



Abb. 12: Ferdinand Freiligrath im Jahre 1840

Emma Herwegh (1817-1904) und Georgh Herwegh (1817-1875), verheiratet seit März 1843.

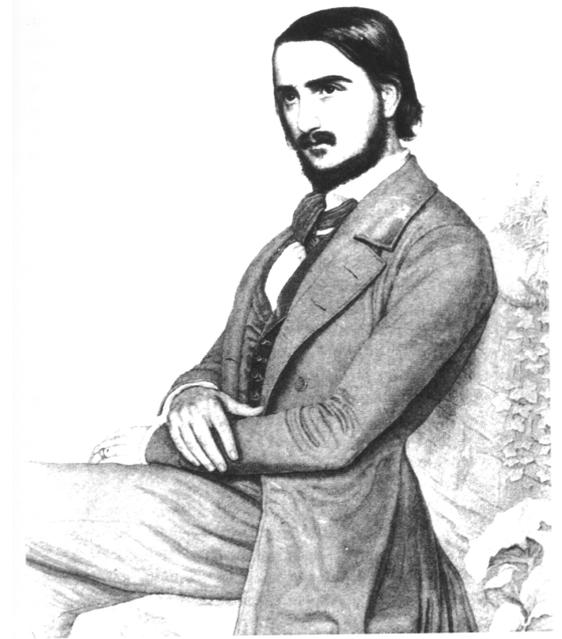


Abb. 13: Emma Herwegh im Jahre 1842 Abb. 14: Georg Herwegh im Jahre 1843

Clara Schumann (1819-1896) und Robert Schumann (1810-1856), verheiratet seit September 1840.



Abb. 15: Clara Schumann im Jahre 1844



Abb. 16: Robert Schumann im Jahre 1839

Anna Haeckel (1835-1864) und Ernst Haeckel (1834-1919), verheiratet seit August 1862.

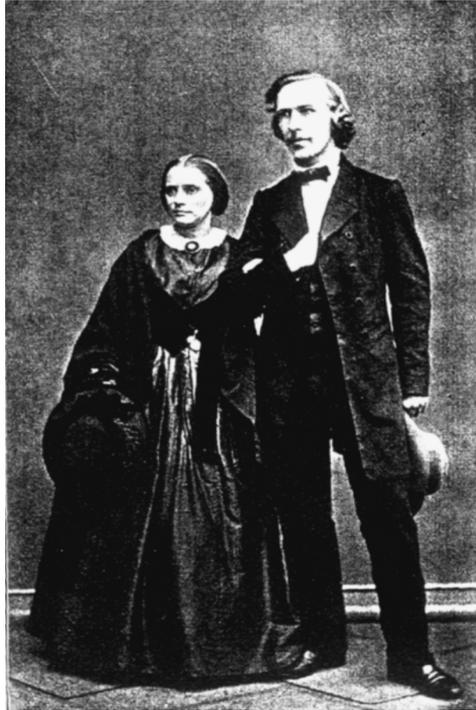


Abb. 17: Anna und Ernst Haeckel

Agnes Haeckel (1842-1915), Ernst Haeckels zweite Frau, verheiratet mit ihm seit August 1867.



Abb. 18: Agnes Haeckel

Anna Stoecker (1842-?) und Adolf Stoecker (1835-1909), verheiratet seit Mai 1867.



Abb. 19: Anna und Adolf Stoecker